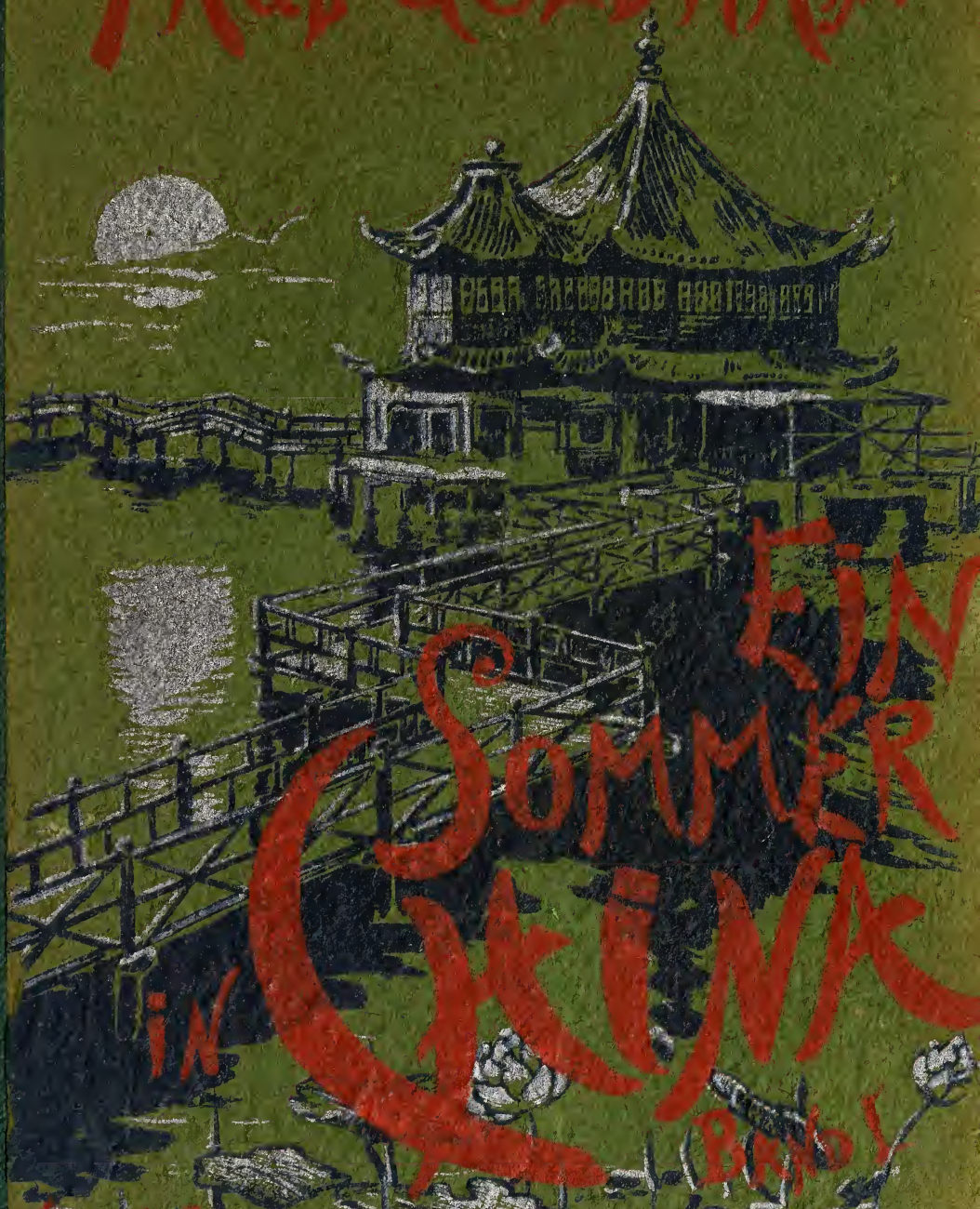
PAUL GOLDMANN



EIN SOMMER IN CHINA

(BAND I)

FRANKFURT AM
LITERARISCHE ANSTALT RÜTTEN & LOE

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/einsommerinchina02gold

Ein
Sommer in China.

Reiſebilder

von

Paul Goldmann.

„Nun denn! Eh' wir von hinnen eilen,
Haſt noch was Kluges mitzutheilen?"

Sehnſucht in's Ferne, Künftige zu beſchwichtigen,
Beſchäftige Dich hier und heut im Tüchtigen.

(Goethe: Chineſiſch-Deutſche Jahres- und Tageszeiten.)

Erſter Band.

Frankfurt a. M.
Literariſche Anſtalt
Rütten & Loening.
1899.

Leopold Sonnemann,

in aufrichtiger Dankbarkeit für langjährige Gunst und Förderung,

und

Dr. F. Mamroth,

meinem hochverehrten Meister und lieben Freunde,

widme ich dieses Buch.

Der Verfasser.

Vorwort.

Zu Anfang April des Jahres 1898 wurde ich von der „Frankfurter Zeitung", deren Korrespondent in Paris ich bis dahin gewesen war, nach Ostasien entsandt. Im Verlauf dieser Reise habe ich die Eindrücke gesammelt, die im Folgenden mitgetheilt werden.

Frankfurt a. M., Ende April 1899.

Dr. Paul Goldmann.

Inhalt des ersten Bandes.

Vorwort. Seite.

I. An Bord der „Preußen" 1
II. Oster-Morgen in Port-Said. — Der Suez-Canal 13
III. Das rothe Meer. — Aden 25
IV. Eine Nacht und ein Morgen in Colombo 39
V. Singapore 52
VI. Hongkong 65
VII. Auf dem Perlfluß nach Canton. — Shameen 81
VIII. Canton 97
IX. Ein Empfang beim Tao-tai Wang, dem Sekretär des Vizekönigs von Canton 121
X. Von Hongkong nach Shanghai 134
XI. Shanghai 150
XII. Beim Tao-tai Tsai von Shanghai 174
XIII. Chinesisches Nachtleben 183
XIV. Ein Kapitel über chinesische Eisenbahnen.
1. Chinesische Bahnen und deutsche Versäumnisse 202
2. Die Bahn von Shanghai nach Wu-sung 214
XV. Deutsche Militär-Instruktoren in China 223
XVI. Chinesische Zeitungen 237
XVII. Auf dem Yang-tse-kiang 245

I. An Bord der „Preußen".

10. April. Zwischen Neapel und Port-Said.

(Zerbrechlich. — Der oder die „Preußen". — Abfahrt. — Deutsche und französische Dampfer. — Etwas vom Essen. — Die Schiffsgesellschaft. — Der Kapitän. — Ein fleißiges Schiff. — Beamte und Offiziere. — Der Ober-Stewart. — Der Abschied von Europa.)

Am Hafen von Genua sind Facchini thätig, die kleine Papp-Kisten in ein Boot verladen. Das Verladungs-System ist ebenso prompt wie einfach. Man wirft die Kisten die kleine Steintreppe herunter, an deren Fuß das Boot hält. Können sie aber dabei nicht ins Wasser fallen? Gewiß, das können sie, und das thun sie auch öfter. Dann werden sie mit großem Lärm herausgefischt, und die Heiterkeit unter den wackeren Hafenarbeitern erreicht ihren Höhepunkt. Der wahre Humor von der Sache aber ist ihnen nicht zugänglich. Dieser wahre Humor besteht nämlich darin, daß auf jede dieser Kisten, die die Steintreppe herunterkugeln, in deutscher Sprache das Wort „Zerbrechlich!" gemalt ist.

Ich sagte dem Bootsmann, der mich an Bord meines Schiffes bringen sollte, es wäre mir nicht unangenehm, wenn er meinen Koffer auf eine andere Weise ins Boot besorgen könnte, als indem er ihn die Steintreppe hinunterwürfe. Er zwinkerte verständnißvoll mit einem Auge. Mit mehr Augen konnte er nicht zwinkern; denn er hatte wohl noch ein zweites, aber dieses war halb geschlossen und ging, wie es schien, weder auf noch zu. Hierauf schwor er, daß er es unter vier Lire nicht übernehmen könne,

mich hinüberzurudern. Auch wenn ich sein Bruder wäre, könnte er es nicht billiger thun. Schließlich ließ er auch noch die Santa Madonna in der Streitfrage interveniren. Ich hatte eine Lira in der Hand und sagte, dies sei mein letztes italienisches Geld, und wenn er nicht wolle, so werde ich am Lande bleiben. Es hätten mancherlei Komplikationen entstehen können, wenn er mich beim Wort genommen hätte. Aber er steckte ohneweiters das eine Frank-Stück in die Tasche, ließ meinen Koffer fein-säuberlich ins Boot gleiten und setzte sich sofort an die Ruder.

Wir glitten unter Ankerketten und ausgespannten Tauen hindurch, fuhren bald rechts, bald links um eine der Ecken der Schiffsstadt, geriethen auch wohl einmal mit einem andern Boote zusammen. Die „Preußen", einer der großen Ostasien-Dampfer des Norddeutschen Lloyd, lag weit draußen. Nebenbei bemerkt: Warum sagt man eigentlich die „Preußen"? Im Englischen werden allerdings alle Schiffe mit „she" angesprochen. Jedoch im Deutschen heißt es der Dampfer, das Schiff, auch das Land Preußen ist sächlichen Geschlechts. Trotzdem sagt man die „Preußen". Ich weiß nicht, warum, aber man sagt so. Die „Preußen" also lag weit draußen. Man bekam sie erst zu Gesicht, wenn man ganz nahe davor war. Erst mußte man noch um den „Perseo" aus Genua herum, und dann erblickte man ein mächtiges, langgestrecktes, weißes Schiff mit zwei dicken gelben Schornsteinen. Man fuhr an seinem Bug vorbei und sah über sich das Lloyd-Zeichen, den Schlüssel des Bremer Wappens, von einem Anker durchkreuzt. Auf der anderen Seite war die Schiffstreppe heruntergelassen, das Boot hielt still unter vielen anderen Booten, von denen einige schwarz-weiß-rothe Fähnchen aufgesteckt hatten.

Man steigt die Schiffstreppe hinauf, und nun steht man oben, mitten im lebendigen Treiben der letzten Stunde vor der Abfahrt. Es dünkt Einem seltsam, daß die Leute hier nicht mit besonderem Respekt Jemanden entgegenkommen, der bis nach China fahren will. Es scheint, daß sie hier an solche Dinge einigermaßen gewöhnt sind. Man fragt einen freundlichen Stewart nach der zugewiesenen Kabine und wird durch einen langen, langen Gang geleitet, der an die Couloirs großer Hotels erinnert. Im

Vorübergehen hört man irgendwo Kindergeschrei. Die Gänge sind weiß nnd blinken vor Sauberkeit. Die ganze innere Einrichtung des Schiffes ist in hellen Farben gehalten, was die Freundlichkeit der Räume nicht wenig erhöht. Der Stewart stößt eine Thür auf und sagt: „Bitte!" Das ist die Kabine, das Heim der nächsten Wochen. Sie ist so geräumig, als dies auf einem Schiffe irgend möglich ist. Außer dem Bett steht sogar noch ein Sopha darin, neben allerlei sonstigen Möbeln. Es ist faktisch ein kleines Zimmer, und die Wirkung ist wahrhaft imposant, wenn ich mich meiner ersten Seereise erinnere auf einem italienischen Schiff, wo man in der Kabine das Luckenfenster öffnen mußte, falls man Raum haben wollte, um sich die Zähne zu putzen.

Oben auf dem Deck ist die Schiffskapelle angetreten. Es sind nur acht Mann, aber sie blasen kräftig zu, und die Pauke hallt von den Schiffswänden wieder. Von einem Genueser Kirchthurm schlägt es Zehn, in tiefen, schwingenden Tönen. Die Schiffsglocke der „Preußen" gibt Antwort mit ihrer hellen, ehernen Stimme. „Bim, bim, bim!" schließt sie decidirt. Die Ankerketten rasseln herauf. Der Leuchtthurm zu unserer Linken beginnt auf einmal von seiner Stelle zu rücken und an uns entlang zu gleiten. Das Schiff ist in Bewegung. Zur Linken ist auf einem Hügel noch ein altes Gemäuer, ein Kloster wahrscheinlich, mit überhängendem Buschwerk. Dann sind wir draußen aus dem Hafen. Ein Boot fährt neben dem Schiff her, und eine Signora mit aufgespanntem weißen Sonnenschirm sitzt darin. Sie winkt mit dem Taschentuch: „Addio, addio!" Bald ist sie mit ihrem Sonnenschirm nur noch ein weißer Punkt auf dem Wasser. Genua bleibt weit zurück, und in langen Bergzügen entfaltet sich die Küste, überall besetzt mit hellen Häuserflecken. Das Wasser hebt sich und senkt sich, wie in tiefen Athemzügen, und mit ihm hebt sich und senkt sich das Schiff.

Man verspricht mir, der ich Neuling im Seefahren bin, daß mich dieses Heben und Senken des Schiffes bald nicht weiter geniren werde. Ich warte nun bereits acht Tage darauf, aber dieses Versprechen will sich noch immer nicht erfüllen. Es ist schwer, sich daran zu gewöhnen, daß der Boden, auf dem man steht, plötzlich Anstalten macht, Einem unter den Füßen wegzulaufen, und

sich dann immer wieder, wie von Neue ergriffen, unter die Füße zurückfindet.

Die „Preußen" ist ein prachtvolles Schiff. Die Ausstattung ist vornehm und behaglich zugleich. Ueberall Malerei, überall vergoldete Stuck-Arbeit. Die Gesellschaftszimmer sind mit kirschfarbener Seide ausgeschlagen, die Wände des Rauchzimmers mit gelbem Holz getäfelt. Der Speise-Saal, in Weiß und Gold gehalten, hat Raum für achtzig Personen; er bekommt sein Licht durch zwölf Seitenlucken und einen Plafond aus bunten Glasfenstern in der Mitte. Selbstverständlich ist in allen Räumen und Kabinen elektrisches Licht. Das Promenaden-Deck, das sich oben rings um die zur ersten Kajüte gehörigen Gesellschafts-Lokalitäten zieht, ist ausgedehnt, geräumig, in einem fabelhaften Maße blank gescheuert (man sollte glauben, daß dort jeder Fleck einzeln mit Benzin weggeputzt wird) und mit Holz und Segeltuch doppelt und dreifach gedeckt wegen der Tropen-Sonne, die später kommen soll. Für alle nur irgend erdenklichen Bedürfnisse der Passagiere ist vorgesorgt. Das Schiff hat seine Bäckerei, seine Conditorei, seine Schlächterei, seine Waschküche, in der Chinesen ihres Amtes walten, seine Apotheke, seine Druckerei, seine Barbierstube, mehrere Bade-Kabinen für warme und kalte Bäder, und so weiter. Selbst die Kinder haben ihren eigenen Salon, wo sie schreien können, soviel sie wollen (diejenigen, die wir an Bord haben, wollen sehr viel). Auf jedem Verdeck, dem ersten, wie dem zweiten, ist zudem noch eine Schaukel für jene Kinder, denen die große Schaukel, das Schiff, nicht genügen sollte. Für die Passagiere des zweiten Verdecks ist verhältnißmäßig ebensogut gesorgt, wie für die des ersten; die Räume sind nur etwas weniger luxuriös ausgestattet; und selbst die armen Teufel auf dem dritten Verdeck sind gesund und sauber untergebracht. Darin liegt der Hauptunterschied zwischen den deutschen und den französischen Schiffen. Auf diesen letzteren geschieht Alles für die Passagiere der ersten Kajüte und sehr wenig für die Passagiere der unteren Klassen. Wehe dem, der kein Geld hat! Nach diesem Grundsatz wird in Frankreich der Staat regiert und die Gesellschaft geordnet. Es ist kein Wunder, daß er auch bei der Einrichtung der französischen Schiffe vorwaltet. In Deutschland herrscht wenigstens etwas mehr demokratischer Geist, als

drüben in der Republik, und man denkt doch auch manchmal an die, die im Zwischendeck mitfahren.

Gegessen wird den ganzen Tag. Das fängt Morgens ganz früh an und hört Abends ganz spät auf. Es gibt drei große warme Mahlzeiten am Tage: Morgens, wo man bereits zum Kaffee seine zwei oder drei Fleischgerichte ißt, Mittags und Abends. In den Zwischenzeiten wird mehrmals Kaffee oder Thee servirt. Da es aber trotzdem noch immer einige kleine Intervalle gibt, wo man vielleicht in die Gefahr kommen könnte, nicht zu essen, so werden zur Ausfüllung dieser Pausen belegte Butterbrode herumgetragen. Noch Nachts, wenn die Herren im Rauchzimmer sitzen und die Biergläser und Whisky-Flaschen auf den Tischen stehen, werden Sandwiches gereicht. Erst mit dem Augenblick, da man sich ins Bett legt, hört aus Gründen der Naturnothwendigkeit das Essen auf. Aber es ist eigentlich wunderbar genug, daß nicht auch, während man schläft, einer von den leichtfüßigen Stewarts in die Kabine tritt und Einem mit diskreter Bewegung alle Stunden etwas Wohlschmeckendes in den Mund steckt, damit man nicht aus der tagüber angenommenen Gewohnheit komme. Die Zubereitung des Essens hält sich auf der Höhe der höchsten Ansprüche.

„Geben Sie Acht,“ sagt mir mein Tischnachbar, ein Großkaufmann aus Penang, der ein erfahrener Meer-Mann ist und es daher übernommen hat, meinen jungen Marine-Enthusiasmus ein wenig zu dämpfen. „Geben Sie Acht,“ sagt er, „in einer Woche werden alle die Leute hier über das Essen schimpfen.“

„Warum?“

„Weil sie nichts Anderes zu thun haben.“

„Gut,“ sage ich, „aber einstweilen schmeckt es doch herrlich, und wir haben hier ein Roastbeaf, das zu den zartesten meines Lebens gehört.“

Der Herr aus Penang schneidet an seinem Roastbeaf herum und bleibt durchaus reservirt. „Warten Sie nur ab!“ meint er; „das sind noch die guten Genua-Ochsen. Aber wenn erst der Port-Said-Ochse kommen wird oder gar der Aden-Ochse, der sein ganzes Leben lang den Karren gezogen hat, — dann sollen Sie sehen!“

„Ich denke, wir haben Kälber an Bord," versuche ich einzuwenden. Hinten auf dem Zwischendeck sind in der That zwei Kälber angebunden; sie liegen auf einer Schicht Stroh und glotzen mit großen Augen in das blaue Meer. Dem Herrn aus Penang habe ich durch meine Aeußerung über die Kälber sichtlich eine Freude bereitet.

„Glauben Sie vielleicht," erwidert er, „daß wir so lange fahren werden, bis die zwei Kälber Ochsen geworden sind?"

Es entsteht Heiterkeit ringsum; sie pflanzt sich fort über den Tisch herüber und ergreift den alten Herrn, der nach Canton geht, und den königlichen Bau-Inspektor, der den Hafen in Kiautschou bauen soll. Der alte Herr, der nach Canton geht, freut sich ganz besonders. Er rückt sich die schwarze Hauskappe auf dem Kopf zurecht, benützt den Zwischenfall als Anknüpfungspunkt und beginnt, über Frankreich zu sprechen. Er spricht gut über Frankreich. Das Schwierige ist nur, daß er kein Namen-Gedächtniß hat. Er äußert allerlei Ansichten über einen Mann, von dem er seinerzeit viel in den Zeitungen gelesen hat. Wie hieß er doch nur? Durch längeres Hin- und Herfragen kommen wir schließlich darauf, daß er Gambetta hieß. Inzwischen ist das Roastbeaf zu Ende, und ich bestelle mir Eier.

„Wie kann man Eier essen!" rügt der Herr aus Penang und schüttelt den Kopf.

Ich bin erstaunt, zu hören, daß da auf einmal bestritten wird, ein Ei sei ein eßbarer Gegenstand. Die Erfahrung spricht doch dagegen.

„Schiffs-Eier sind faul," erläutert der Herr aus Penang.

Ich versuche es wieder mit einem Einwand, trotz der Erfahrungen in Betreff der Kälber. Dort, wo auf dem Verdeck die Kälber sind, ist nämlich auch ein Hühnerkäfig angebracht. Geflügeltes Volk gackert da eifrig durcheinander. Darunter ist sogar ein Hahn, der mit anerkennenswerthem Pflichteifer jeden Morgen durch sein Krähen den Aufgang der Sonne ankündigt. Manchmal, wenn der volle Mond in der Nacht gar hell über dem Meer leuchtet, glaubt er, die Sonne sei bereits aufgegangen, und kräht den Mond an. Dieser Irrthum ist begreiflich. Ich bin aber sicher, daß er einmal auch die Schiffslaterne am großen Mast für

die Sonne gehalten hat, und diese Verwechselung deutet entschieden auf Altersschwäche. Hoffentlich bekommen wir ihn also nicht zu essen. Was hingegen die Hühner anbelangt, so hindert sie nichts in der Welt, täglich frische Eier zu legen, und ich gebe dies dem Herrn aus Penang, meinem Tischnachbar, zu bedenken, der behauptet, daß die Schiffs-Eier faul sind. Der Herr aus Penang will auch diesen Einwand nicht gelten lassen. Er ist durchaus Skeptiker und sieht nicht ein, welchen Grund die Hühner hätten, auf dem Schiffe, für dessen Passagiere sie eines Tages geschlachtet werden sollen, auch noch frische Eier zu legen. „So dumm werden sie doch nicht sein!" erklärt er.

Auf meiner Tischseite sitzen außer dem Herrn aus Penang noch die anderen indischen Kaufleute, das heißt, die deutschen Kaufleute, die ihre Geschäftshäuser in Indien haben. Es sind insgesammt liebenswürdige Herren, von jener gedämpften, gleichmäßigen und etwas kühlen Liebenswürdigkeit, die aus England stammt. Man spricht zwanglos mit ihnen, ohne intim zu werden. Sie machen den Eindruck von klugen und offenbar tüchtigen Männern. Man braucht sie nur von ihrem Leben und ihren Unternehmungen erzählen zu hören, um zu begreifen, daß sie tüchtig sein müssen.

„Nur Der," sagen sie, „der wirklich etwas leistet, dringt draußen durch. Die Mittelmäßigkeit, die in Europa immer noch so mitgeschleppt wird, bleibt liegen."

Es ist lehrreich und anregend, mit ihnen über die fernen Länder zu sprechen, wo sie wohnen und ihre Geschäfte führen. Man lernt die Dinge anders kennen, als aus den Büchern; sie erscheinen in diesen Gesprächen einfacher, farbloser, greifbarer, frei von jener größten aller Lügen, der literarischen Form, aber darum nur um so wirklicher. Allerdings, mit Theorien darf man den Herren nicht kommen, und auf allgemeine Ideen lassen sie sich nicht ein. Das sind Worte, und sie haben für Worte jene Nichtachtung der praktischen Leute, die täglich erfahren, daß das Leben doch ganz anders ist, als Alles, was man darüber sagen kann. Da sie seit langen Jahren gewohnt sind, sich auf die eigene Anschauung zu verlassen, haben sie einen klaren und freien Blick und ein selbständiges Urtheil bekommen. Manchmal nur sind sie vielleicht

etwas zu einseitig-praktisch in ihren Ansichten. Ich muß wieder den Herrn aus Penang citiren. Wir sprechen über Reisen, und ich erwähne Italien.

„Das ist ein Land, wo man nicht hinreist!" sagt er.

Ich mache ein verblüfftes Gesicht.

„Nun ja," setzt er hinzu, „da sind doch zu wenig Leute, denen man Kredit geben kann."

Einer von den Herren fährt nach Singapore, um seinen Associé abzulösen. Ein Anderer ist aus Singapore nach Europa gekommen, hat sich zwischen zwei Dampfschiffen rasch verlobt und verheirathet und führt nun seine junge Frau nach Singapore zurück. Die kleine Frau ist eine Rheinländerin; sie hat ein sanftes und stilles Wesen und wird von all' den indischen Herren als durchaus lady-like befunden.

Wir haben außerdem einen deutschen Pflanzer aus Sumatra an unserm Tische, einen stattlichen Mann, mit blitzenden Brillant-Ringen an allen Fingern und einer Cravatten-Nadel, die weit über das Meer leuchtet, überhaupt ganz so wie man die Pflanzer auf dem Theater darstellt (nur der breite Hut fehlt), anscheinend etwas brüsk und hochfahrend im Ton, aber, wenn man näherkommt, recht gemüthlich. Neben ihm sitzt ein hochgewachsener ehemaliger Lieutenant, der an Geister glaubt. Es handelt sich insbesondere um eine schwarze Gestalt, die einem seiner Freunde Nachts, als er nach Hause gehen wollte, an der Ecke der Leipziger- und der Friedrich-straße begegnet ist. Dieser Herr von der Ecke hatte deshalb vorgezogen, nicht nach Hause zu gehen, sondern im Hotel zu schlafen, und am nächsten Morgen erfuhr er, daß die Decke des Schlafzimmers in seiner Wohnung eingestürzt sei.

„Eine gute Ausrede, um Nachts nicht nach Hause zu kommen," sagt der Herr aus Penang, der nun einmal an nichts glauben will.

Der ehemalige Lieutenant ist bei alledem recht melancholisch. Man findet ihn gelegentlich in einer Ecke des Salons, wo er seufzt und versichert, im Jenseits sei es zweifellos weitaus besser. Von dieser düsteren Seelenstimmung befreit und ganz mit dem Diesseits ausgesöhnt scheint er nur an den Abenden, wo er betrunken ist.

An unserem Tische präsidirt der Kapitain, Herr Heintze, der, wie alle Lloyd-Kapitaine, ruhig und sicher sein Schiff führt, den Passagieren aber ein milder Herrscher ist. So oft er nur irgend

kann, steigt er von seiner Kommandobrücke herunter und macht die Runde bei den Fahrgästen. Jeden kennt er beim Namen, mit Jedem ist er gut Freund, mit den Damen natürlich ganz besonders. Er weiß tröstend über die Seekrankheit zu sprechen, ist unermüdlich zu allen Auskünften bereit und unerschöpflich im Anekdotenerzählen. An allen möglichen Orten der Welt hat er irgend einen Mann gekannt, dem irgend etwas Drolliges passirt ist:

„In Baltimore, sehen Sie, wurde mir mein Schiffsarzt krank, und da ich einen Arzt an Bord haben mußte, ging ich zu einem jungen deutschen Mediziner, der sich gerade in der Stadt etablirt hatte, nnd fragte ihn, ob er die Fahrt mitmachen wolle? Der Doktor war gleich bereit. „Aber was werden Ihre Patienten sagen?" meinte ich. „Ich habe nur eine alte Frau," sagte der Doktor, „die stirbt noch heute Nacht, und das kann sie auch o h n e mich besorgen." So fuhr er mit, und unterwegs sagte er uns immer, wenn er einmal reich sei, so werde er sich einen eigenen Friedhof anlegen für die Leute aus seiner Praxis."

Wenn der Kapitän so etwas erzählt, dann strahlt sein freundliches Gesicht, das tiefroth gefärbt ist von Wind und Wetter, und seine blaß-blauen Augen leuchten. Er drückt so recht den Charakter des guten Schiffes aus, das uns führt, das ein Stück lieber deutscher Heimath bleibt, während es durch die blauen Meere zieht.

Damen fahren nicht viel mit. Ich denke also, wir bringen unsere Herzen noch heil hinüber. Allerdings ist eine kleine Französin da, die nicht nngefährlich scheint. Sie geht nach Peking (zu welchem Zweck, hat selbst der Kapitän noch nicht herausbringen können) und spricht unglaublich viele Sprachen. Neulich hat sie uns sogar das chinesische Zeichen für Eifersucht aufgemalt. Es ist ein Dach, darunter ein Strich, und rechts und links je ein Punkt. Der Strich ist ein Mann, der mit zwei Frauen unter einem Dache wohnt.

Dann ist noch „Tante Gretchen" zu nennen. Ich weiß nicht, wer das ist, aber die Kinder nennen sie so, und die liebenswürdige junge Dame scheint irgendwie zur Familie des königlichen Bau-Inspektors No. 2 zu gehören, der in Diensten der japanischen Regierung nach Yokohama geht. Vormittags spaziert sie mit

ihm auf dem Promenadendeck herum und überhört ihn japanische Vocabeln. Währenddessen sitzt der andere königliche Bau-Inspektor, der den Hafen in Kiautschou bauen soll, auf einer Bank und lernt chinesisch. Wir sind ein fleißiges Schiff. Heut hat sich sogar eine kleine Gesellschaft zusammengefunden, welche bei einem im zweiten Verdeck mitfahrenden Chinesen, der bei der chinesischen Gesandtschaft in Berlin in Stellung war, chinesische Conversationsstunden nehmen will.

Alle diese Bau-Inspektoren und wer sonst noch von offiziellen Persönlichkeiten mitfährt, sind freundliche und gesellige Herren, und einige von den Offizieren sind charmant. Mit uns reist nämlich das ganze Vermessungs-Detachement für Kiautschou. Es setzt sich aus zwei Generalstabs-Offizieren und zwei Marine-Offizieren zusammen, die zwanzig Matrosen von der II. Werftdivision unter ihrem Kommando haben. Die Matrosen sind auf dem Zwischendeck untergebracht. Dort ist auch die kleine Dampf-Barkasse des Detachements verstaut; außerdem führt es ein Boot mit, das mit Naphtha betrieben wird. Jeden Vormittag wird auf dem Zwischendeck Musterung gehalten. Die Matrosen treten in Reih und Glied an, und die Offiziere steigen vom Promenaden-Deck herunter. Dann werden wohl auch gelegentlich Signal-Uebungen mit rothen Fahnen gemacht. Wenn der Dienst zu Ende ist, thun sich die Matrosen zu Gruppen zusammen, lagern sich auf dem Verdeck und spielen Skat.

Auf dem Zwischendeck ist außerdem eine Truppe Sudanesen zu sehen, die in London bei Barnum waren und nun über Port-Said nach Afrika zurückkehren. Es sind schöngewachsene große Menschen, in lange blaue Gewänder gekleidet. Sie kauern am liebsten auf dem Dach des Hühnerkäfigs. Manchmal holen sie auch ihre Trommeln heraus und führen einen Tanz auf. Die Trommel-Musik hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Teppichklopfen. Sie trippeln dazu mit kleinen Schritten auf dem Deck herum, machen zuckende Bewegungen mit dem Oberkörper und sind sehr vergnügt dabei. Auch einen Zwerg haben sie mit, einen kohlschwarzen Zwerg mit einem langen grauen Barte. Der kleine Mann ist ein besonders eifriger Tänzer, und er ahmt dabei die Bauchtanz-Bewegungen der orientalischen Tänzerinnen nach, zur großen Erheiterung seiner Gefährten.

Ganz hinten in der Waschküche sind die Chinesen bei der Arbeit. Sie waschen weiß und sauber, und es ist nur unerklärlich, daß sie selbst dabei unter allen Passagieren des Schiffes die schmutzigsten sind. Hinten an der Waschküche bereiten sie sich gelegentlich auch selbst einmal ein Leibgericht zu auf chinesische Art. Das gibt dann einen Geruch von ranzigem Oel und sonst allerlei verdächtigen Dingen über das ganze Schiff, und der Kapitän behauptet, die Chinesen seien im Begriff, einen fetten Mops zu braten, den sie sich in Neapel angeschafft hätten. Auch im Maschinenraum, sowie überhaupt für alle groben Arbeiten werden Chinesen verwendet. Selbst in der Küche helfen sie mit, und hier scheinen sie sogar deutsch zu verstehen. „Schweinehund!" sagt der Oberkoch zu einem Chinesen, der die Sauce ausgeschüttet hat. Das setzt bei dem Angeredeten immerhin schon gründliche deutsche Sprachkenntnisse voraus.

Dies ist übrigens das einzige Schimpfwort, das ich bisher auf dem Schiffe gehört habe. Sonst geht es vollständig lautlos zu, soweit wenigstens das Schiffspersonal in Betracht kommt. Nicht ein Kommandowort ist zu hören. Das Schiff scheint von selbst zu gehen, von selbst seinen Weg zu finden. Sogar die Maschine arbeitet leise. Die Kellner und Stewarts, welche die Passagiere bedienen, haben jenes unhörbare Auftreten, wie man es bei den Dienern in einem aristokratischen Haushalt findet. Sie sind musterhaft geschult, voll Freundlichkeit und Dienstwilligkeit. Ihr Haupt ist der Ober-Stewart, und das ist die Vorsehung der Reisenden. Man kann Alles von ihm haben. Er sorgt dafür, daß man bei Tische gut zu essen bekommt. Wenn man einige Gänge hat vorübergehen lassen, so fragt er bekümmert, ob man denn keinen Appetit habe. Wenn man seekrank in der Cabine liegt, so klopft er an die Thür und kommt, Einem Muth zuzusprechen. Er übernimmt alle Besorgungen, bringt die Briefe fort, gleichgiltig ob die Post geschlossen ist oder nicht, und wenn man ans Land geht, so steckt er Einem die Taschen mit Geld voll in der jeweils geltenden Landesmünze. Auf's Meer hat er leider keinen direkten Einfluß; aber doch muß ich konstatiren, daß ich ihn vor zwei Tagen um ruhige See gebeten habe und daß seit zwei Tagen in der That das Meer glatt genug gewesen ist, um mir das Niederschreiben

dieser Zeilen zu erlauben. Die Vorzüglichkeit der Bedienung ist unter allen guten Eigenschaften der deutschen Schiffe wohl die beste, und dadurch zeichnen sie sich besonders vor den englischen Schiffen aus, wo man überhaupt nur zu bestimmten Stunden bedient wird und dann auch oft mit einer Zuvorkommenheit, die zu wünschen übrig läßt. . . .

So fahren wir durchs Meer nach Süden, immer nach Süden.

Eines Mittags sitzen wir bei Tisch. Da klingt Mandolinen-Geklimper und wir sind in Neapel.

Und Abends, ehe wir auslaufen sollen, klimpert es wieder von allen Seiten. Da und dort sind Boote mit Musikern und Sängern. Eines lehnt sich an die Schiffswand, und eine Geige beginnt zu klingen, voll und süß, eine neapolitanische Geige. Drüben qualmt der Vesuv in die Nacht hinein. Die Lava, die von seinem Gipfel herabfließt, gibt hellen Schein. Es ist, als ob man da oben uns zu Ehren eine festliche Berg-Beleuchtung veranstaltete. Neapel liegt vor uns, im Licht seiner zahllosen Laternen und elektrischen Bogenlampen, eine weiße, ganz weiße Stadt. Unten im Boot beginnen sie zu singen: „Carmela" und „Addio mia dolce Napoli" und sogar einen Versuch von „Heil Dir im Siegerkranz". Man reicht ihnen Münzen herunter, ein wahrer Metallregen klappert in das Boot. Ein Mann zündet ein Streichholz an und sucht die Geldstücke auf dem Boden des Kahnes zusammen. Ein anderer hält einen umgekehrten Regenschirm hin, um die übrigen aufzufangen, die noch kommen sollten. Dann setzt wieder die Geige ein. Es ist unmöglich, ihr zu widerstehen, und während sie singt und klagt, kommt die Wehmuth über Aller Herzen. Man spürt es auf einmal, daß es doch unendlich traurig ist, so weit, so weit von der Heimath fortzugehen. Eine junge Frau, die einen frischen Rosenstrauß in der Hand hält, birgt ihr Gesicht darin; und Jemand sagt mit bewegter Stimme: „Das ist der Abschied von Europa!"

II. Oſter-Morgen in Port-Said. Der Suez-Canal.

— 14. April. Auf der Höhe von Aden im Rothen Meer.

Wenn man dieſer Tage im Schiffsgange an der Bäckerei vorbeiging, ſo roch es auffällig nach irgendetwas Beſonderm. Heut ſteht auf einmal Kuchen auf dem Kaffeetiſch, ein großer Striezel mit Roſinen. Was ſoll das bedeuten? Was ſoll es bedeuten, daß die Schiffskapelle plötzlich heut Morgen um ſechs Uhr das Bedürfniß gefühlt hat, drei Choräle zu blaſen? „Es iſt Sonntag!“ ſagt beim Kaffee Einer, der erſtaunlicherweiſe immer den Namen des Tages weiß. Man behauptet, er mache ſich Bleiſtiftſtriche in ſeinen Kalender; aber wie immer er es fertig bringt, es iſt jedenfalls keine Kleinigkeit, die Sonntage von den Montagen und die Montage von den Dienſtagen zu unterſcheiden auf dieſem Schiffe, wo die Zeit gleichmäßig und ohne Marke vorbeiſtrömt, wie das Waſſer unten am Kiel. Gut, alſo Sonntag. Damit wären die Choräle erklärt. Welche Bewandtniß aber hat es mit dem Striezel? Da kommt eine Dame zu Tiſch, ſetzt ſich nieder und holt aus ihrer Handtaſche zwei ſtrohumflochtene Eier heraus. „Für die Kinder,“ bemerkt ſie lächelnd. Es geht wie eine Erleuchtung um den Tiſch, und wir begreifen, daß der Striezel mit den großen Roſinen darin Oſtern bedeutet.

In der Ferne erſcheint etwas, was einer Baumreihe gleicht. Das ſind vielleicht ſchon die erſten Palmen. In der Mitte ragt etwas Hohes und Schmales auf. Wahrſcheinlich ein Fabrik-Schorn-

stein. Man kommt näher, und das Hohe und Schmale ist allem Anschein nach ein Minaret. Man kommt noch näher, und schließlich ist es ein Leuchtthurm, und das, was wie die ersten Palmen ausgesehen hat, sind die Häuser am Hafen von Port-Said. Das Dampfschiff hält. Die weiße Lloyd-Flagge ist aufgezogen; ein Tau mit Signal-Flaggen hängt über der Kommandobrücke. Eine Barkasse kommt heran, bringt den Lootsen mit und pustet und schnaubt, als wäre das wer weiß was für eine Leistung, den Hafen zu durchkreuzen. Uns darf man mit so etwas nicht kommen; wir zählen die Seemeilen überhaupt nur nach Hunderten. Die „Preußen" setzt sich wieder in Bewegung und gleitet ganz langsam dem Lande zu. Im Hafen liegen mehrere große Seeschiffe, die alle Kohlen einnehmen. Wir kommen an einem holländischen Transportdampfer vorüber, dessen Deck mit Soldaten in braunen Uniformen gefüllt ist. Ein englisches Transportschiff hat noch mehr Soldaten an Bord. Dicht gedrängt stehen sie an der Brüstung in gelben Kitteln; auch einige rothe Waffenröcke sind darunter. Ueberall sieht man die Kohlenboote. Es sind große viereckige Mulden; die Arbeiter sitzen rings auf dem erhöhten Bootrand zu Fünfzig und Hundert, in grauen Kitteln, mit Kohlenstaub bedeckt, der in großen Patzen auch auf ihren braunen Gesichtern haftet, und das Ganze gleicht einer Schiffsladung schwarzer Teufel. Wie die Teufel fallen sie auch über unsern Steamer her, sobald ihr Kahn an dessen Seite festliegt. Mit wildem Geschrei packen sie allerlei Taue an, die an der Schiffsseite herunterhängen. Einer klettert gar an einem Seil die Schiffswand entlang bis zum Promenadendeck empor und zeigt dort plötzlich über dem Geländer sein grinsendes Gesicht. Unter fortwährendem Geschrei beginnen sie die Arbeit, die sie dann mit eintönigem Gesang begleiten. Sie füllen die Kohle in kleine gelbe Handkörbe, tragen sie zu den Luken empor und schütten sie hinein. So ein Handkorb faßt oft nur zwei oder drei große Kohlenstücke; und doch wird mit einem solchen Eifer gearbeitet, daß in wenigen Stunden der ganze Kahn geleert ist, viel rascher, als dies mittelst irgend einer Maschine möglich gewesen wäre. Es ist, als wollten sie alle eine Kraftprobe liefern, als könnte es auch beim Kohlen-Verladen einen persönlichen Ehrgeiz geben, oder als wären diese armen schwarz-braunen Burschen

stolz darauf, daß man ihnen auf einige Stunden so einen schönen weißen Dampfer überläßt, dem sie nun einmal zeigen wollen, was sie können. Jedenfalls sind sie mit wahrer Lust bei ihrem armseligen Geschäft, und Port-Said gilt als derjenige Hafen der Welt, wo am Raschesten „gekohlt" wird.

Die Häuser von Port-Said, die am Hafen stehen, machen keinen recht soliden Eindruck. Sie sind aus Holz oder Fachwerk gebaut, mit einer dünnen Schicht rother Ziegeln darüber als Dach; die Wände sind in allerlei Farben angestrichen, und um jedes Stockwerk laufen offene Gallerien. Das Ganze sieht ungemein provisorisch aus, wie Jahrmarktsbuden, wie eine Stadt, die noch nicht genau weiß, ob sie dort bleiben soll, wo sie steht; eines Tages wird man an einem anderen Kanal bessere Geschäfte machen, als am Suez-Kanal, und dann könnte vielleicht Port-Said den Einfall haben, seine Häuserbuden am Eingang dieses anderen Kanals aufzustellen. Das einzige wirklich bedeutende Bauwerk ist das Amtslokal der Suez-Kanal-Verwaltung. Es ist ein Palais im maurischen Stil, aus grauem Stein mit grünen Kuppeln, was eine gefällige und distinguirte Farben-Wirkung ergibt. In der mittleren Kuppel ist das schlangenartig gewundene S, das Abzeichen des Suez-Kanals, eingemalt.

Ein elegantes weißes Boot, über dem die weiße Lloyd-Fahne flattert, rudert heran: der Lloyd-Agent kommt an Bord. Andere Boote mit arabischen Bootsführern umdrängen das Schiff unter vielem Lärm. In einem derselben steht aufrecht ein arabischer Schutzmann, in blauem Waffenrock mit rothem Fez. Als Zeichen seiner Würde trägt er einen Rohrstock. Er macht mehr Lärm als alle Anderen zusammen und übt seine Amtsgewalt nach allen Seiten aus, indem er mit dem Stock in gefahrdrohender Weise durch die Luft fuchtelt. Aber er hält auf Ordnung. Während sich in früheren Jahren die Bootsführer um die Passagiere zu prügeln pflegten, wobei die Passagiere gelegentlich auch etwas abbekamen, warten sie jetzt ruhig ab, bis diese zu ihnen in die Boote steigen. Ja sogar die Fahrtaxe ist in jedem Boote angeschrieben: es kostet 30 Centimes bis zum Quai hinüber. Aber erst muß noch die Post besorgt werden. Die „Post" ist ein junger Mann mit kaffeebraunem Gesicht, im gelben Kittel, mit einem Messingschild

auf der Brust und natürlich mit einem Fez. Er lädt sich die Postsäcke auf die Schulter und trägt sie in sein Boot; dann kommt noch ein Doktor, der sich überzeugt, daß wir für die Bevölkerung von Port-Said in keiner Weise gesundheitsgefährlich sind. Und dann dürfen wir ans Land.

Am Quai stehen die Eseltreiber. Da wir von einem deutschen Schiffe kommen, so haben die Esel deutsche Namen. Einer hat sogar deren drei und heißt „Meyer, Müller, Schultze". Aber wir gehen vorüber, und „Meyer, Müller, Schultze" bewegt seine langen Ohren mit einer Geberde der Enttäuschung.

Wir wenden uns der Stadt zu, umschwärmt von den kleinen braunen Betteljungen, die man auf keine Weise loswerden kann. Wenn man sie anschreit, so lachen sie. Wenn man den Stock hebt, so laufen sie um die Ecke und sind im nächsten Moment wieder da. Am ehesten wird man sie noch los, wenn man auf Französisch flucht: „Voulez-vous bien nous fiche la paix, tas de cochons!" Warum gerade *das* wirkt, weiß ich nicht; die Sache hängt jedenfalls in irgendeiner Weise damit zusammen, daß der Suez-Kanal von einem *Franzosen* erbaut worden ist. Auch die Straßenverkäufer heften sich an wie die Kletten. Sie bieten alle nur erdenklichen Dinge feil: Orangen, Cigaretten in Blechkisten, die wie Konserven-Büchsen aussehen, Briefmarken, Armbänder aus Filigran, Vogelbauer mit kleinen grünen Papageien, und namentlich gewisse Photographien (nicht von Port-Said). Gezahlt wird in jeder beliebigen Landesmünze. Am glattesten geht französisches Geld durch; auch die deutschen Markstücke finden Anklang; die italienischen Lirescheine aber werden mit Mißtrauen aufgenommen. Die Händler selbst setzen die Preise zuerst in Shillings an, besonders wenn sie vermuthen können, daß die Käufer keine Shillings bei sich haben und daß demgemäß Umrechnungen nöthig sein werden, bei denen sich vielleicht profitiren läßt. Auch kosten mancherlei Dinge „ein Groschen". Das bedeutet aber nicht etwa, daß sie wirklich einen Groschen kosten. Das soll nur eine Einladung zum Kauf für den deutschen Käufer bilden; der Preis heißt ein „Groschen", wie der Esel für die Gelegenheit „Meyer, Müller, Schultze" getauft wird; und wenn man auf solch' ein Kaufanerbieten von „ein Groschen" eingegangen ist, so erfährt man dann beispielsweise, daß der

Gegenstand um zehn Francs zu haben ist, worauf man einen Franc bietet, um den Kauf am Ende für zwei Francs abzuschließen.

In sämmtlichen Kirchen von Port-Said wird Osterandacht gehalten; und Kirchen gibt es fast in jeder Straße. In allen Sprachen, nach allen Kulten wird die Auferstehung gefeiert. Auch die Kirchen haben etwas von dem Eilig-Hergestellten der ganzen Stadt. Es sind nicht jene ehrwürdigen Häuser, wo Gott in Ruhe und Frieden wohnt. Hier hat man rasch etwas aufgebaut, aus Holz oder Stein, und Oelfarbe darüber getüncht, damit Der Herr nur einstweilen sein Unterkommen finde. Er ist ebenso provisorisch untergebracht wie die Menschen; in den Kirchen ist Alles neu, Alles frisch gestrichen, es riecht nach Oelfarbe, und das Ganze sieht nach „neuer Wohnung" aus. Der Zimmer-Maler hat die Räume erst seit zu kurzer Zeit verlassen, und die Andacht ist noch nicht recht eingezogen. Ganze Generationen werden über diese weißen Wände erst hinbeten müssen, damit etwas Weihe von ihnen ausgehe.

In einer der Straßen zunächst dem Hafen erhebt sich die katholische Kirche. Sie ist gedrängt voll, die Leute stehen bis auf die Straße hinaus. Eine Orgel mit dünner Harmoniumstimme begleitet den Gesang der Gemeinde, der laut, aber nicht sehr klangvoll zur hohen weißgetünchten Wölbung aufsteigt. Auf dem Pflaster vor der Kirche in der Sonnengluth stehen irische Soldaten von einem englischen Schiff. Sie tragen die weiße Tropen-Uniform. Das Weiß hat sonntäglichen Glanz, und tadellos ist die eingebügelte Falte in den Beinkleidern der Offiziere.

Die griechische Kirche ist nur eine große Holzbaracke, eine Art Betschuppen. Es ist unmöglich hineinzukommen. Ein Theil der Gemeinde muß im Hofe verweilen, so voll ist es im Innern. Aber man sucht die Leute draußen doch wenigstens so weit als möglich zur Andachtsübung heranzuziehen. Ein Herr geht auch dort mit einer vergoldeten Schale herum und sammelt ab. Ein paar Straßen weiter, und man stößt auf die armenische Kirche. Der Gottesdienst beginnt eben, und es ist großer armenischer Kirchgang. Sie kommen einher, im Sonntagstaat europäischer Kleinbürger: die Männer in dunklen Schlußröcken, immer natürlich mit dem unvermeidlichen Fez, behäbig und gespreizt im Gange; die

Frauen aufgedonnert bis zur Unwahrscheinlichkeit, in ziegelrothen oder wiesengrünen Kleidern aus falscher Seide, schwarze Spitzentücher auf dem dunklen Haar. Am Kirchenthor werden getrocknete Palmblätter ausgetheilt.

Die vornehmste von allen Kirchen ist die englische. Sie ist klein, aber recht anmuthig im arabischen Styl gebaut, mit Kuppeln und Wölbungen. Im Innern herrscht Schatten und Halbdunkel. Bunte Glasfenster halten die Sonne ab, deren Licht draußen weiß und blendend niederfällt. Junge Engländer, im glänzenden Cylinder und schwarzen Salonrock, gehen dem Thore dieser Kirche zu, an der Seite von englischen Damen in eleganten Sommer-Toiletten.

Alle diese verschiedenen Kirchen und Gottesdienste bestehen friedlich nebeneinander. Aber es muthet Einen gar seltsam an, wenn man durch diese kleine Wüstenstadt geht, wo es in jeder Straße eine andere Religion gibt und wo in jedem Stadtviertel die Bewohner am Feste der Erlösung den Anspruch darauf erheben, daß sie in anderer Weise erlöst werden, als die Bewohner des nächsten Viertels.

Und wenn man nun aus allen diesen Gotteshäusern die festliche Kunde mitgenommen hat, daß heut Ostern ist, so kommt man endlich in die Araber-Stadt, wo still und verlassen die Moschee steht und nichts von Ostern weiß. Man steigt zwei Steinstufen hinauf. Ein niedliches arabisches Fräulein schiebt Einem zwei große Strohpantoffeln hin, und mit diesen viel zu weiten Ueberschuhen rutscht man mühsam über die Matten, die drinnen den Stein-Fußboden bedecken. Das Innere ist kahl, die Wände sind weiß. Viele Lämpchen in dreieckiger Form, deren kleine Scheiben in Blei gefaßt sind, hängen von der Decke herab. In keinem brennt ein Licht. Der helle Tag dringt durch das weitgeöffnete Thor ein. Nur im Hintergrund liegt Dämmerung. Dort zieht sich etwas wie eine Kanzel an der Mauer hinauf. Tiefes Schweigen herrscht. In der Mitte geht langsamen Schrittes ein Derwisch auf und nieder, das Haupt mit allerlei Tüchern umwunden. Zur Rechten kniet ein Araber vor einer kahlen Wand, nach Mekka gewendet. Das kleine Fräulein gleitet unhörbar durch den Raum auf ihren nackten braunen Füßchen. Ich suche Schritt zu halten;

und wenn ich dabei manchmal einen Strohpantoffel verliere, so lacht sie, kauert nieder und schiebt ihn mir wieder an den Fuß. Sie ist sehr liebreizend, wenn sie das thut, und mir scheint, ich verlor den Pantoffel öfter, als just nöthig war. In einem Nebenraum zeigt sie mir einen schweren Holzsäbel und einen Koran in arabischer Sprache. Das liegt Alles im Winkel auf der Erde. In einem anderen Winkel stehen zwei Kisten mit Kehricht. Dann gehen wir wieder zurück durch die Moschee an dem leise murmelnden Derwisch vorbei, der sich um uns nicht kümmert, — sie leicht und tänzelnd, ich schwerfällig und befangen. Am Thore zieht sie mir wieder die Strohpantoffeln von den Füßen. Ich grüße sie durch einen Händedruck mit etwas Metallischem darin. Sie sieht erst sorgfältig nach, was ich ihr gegeben habe, wendet die Münze um und um und zieht auch eine alte, etwas schmutzige Dame zu Rathe, die auf den Steinstufen des Eingangs hockt. Das Geldstück besteht diese strenge Prüfung; und nun erst bekomme ich ein Lächeln zum Abschied, ein Lächeln, das die zarte braune Wange freundlich erhellt und blitzende weiße Zähne aufdeckt. Die alte Dame auf den Steinstufen lächelt mit. Das ist jedoch weniger holdselig.

Im Allgemeinen sind mir die Araber, wie ich sie wenigstens während kurzer Stunden in Port-Said kennen lernen konnte, als ganz prächtige Leute erschienen. Was an ihnen besonders anzieht, ist die Sanftheit in ihrem Sprechen und in ihrem ganzen Wesen — eine Sanftheit, wie man sie bei Menschen und Völkern findet, die viel gelitten haben oder die an stummen Gehorsam gegen strenge Herren gewöhnt sind. Auch sind sie freundlich und zuthunlich. Vor Allem aber sind es schöne Menschen, hoch gewachsen, aufrecht und stolz und malerisch in ihren orientalischen Gewändern, so zerlumpt diese unter Umständen auch sein mögen. Es gibt Port-Said-Reisende, die sich darüber beklagen, daß die Araber so betrügerisch seien. Nun wird man fast überall in der Welt betrogen, wo man durchreist, nicht nur in Port-Said; und was die Araber anlangt, so braucht man sich eben einfach nicht von ihnen betrügen zu lassen. Das nehmen sie gar nicht übel; und ebenso wie sie es natürlich finden, zu betrügen, so finden sie es natürlich, daß man nicht betrogen werden will. Sie begreifen dies in sehr guter Manier, und die angenehmen Beziehungen bleiben dadurch ungestört.

Nach den primitiven Holz-Häusern in der Europäer-Stadt, ist man nicht überrascht, armselige Holz-Baracken im Araber-Viertel zu finden. Nur fallen sie dort nicht so auf. Diese armen Leute sind an bessere Behausungen offenbar nicht gewöhnt. Auch haben sie sich da ganz wohnlich eingerichtet. Häuser und Bewohner sind oft in gleichem Maße schmutzig, was das sicherste Zeichen naher Zusammengehörigkeit und gegenseitiger Vertrautheit ist. In den Gassen, die vielfach eng, mehrfach aber auch breiter sind, als man erwartet, herrscht reges Treiben. Das Leben hat im Innern der Häuser keinen Platz und quillt auf die Straße über. In den Bäckereien backen sie Brod bis auf das Trottoir hinaus; der Schuster flickt den Stiefel und zieht den Faden bis zum Hause gegenüber. In jedem Hause ist ein Laden oder eine Werkstatt. Aber beinahe nirgends gibt es eine Ladenthür. Die Wand nach der Straße zu fehlt zunächst ganz, wie bei den Verkaufsstellen in Pompeji. Der Laden ist eben ein Stück Straße und darum wird auch umgekehrt die Straße ein Stück Laden. Manchmal wird die Grenze des Ladens durch eine bankartige Erhöhung bezeichnet, auf der der Prinzipal mit untergeschlagenen Beinen kauert und Rechnung führt, mit dem Kontobuch auf den Knien. Die Bazare enthalten nichts Arabisches, sondern größtentheils europäische Schundwaaren, möglichst Alles durcheinander, Leinwand, fertige Schuhe und Uhrketten aus jenem echten Jahrmarktsgolde, das zehn Pfennig kostet. In einer Schmiede arbeiten drei prachtvolle braune Gesellen, halbnackt bis zum Gürtel, den Turban auf dem Kopf. An einer Ecke steht ein Scheerenschleifer mit einem grünen Turban. Das muß also ein Nachkomme des Propheten sein. Beim Fleischer hängen die Fleischstücke an Schnüren von einem Balken herab. Die Käufer betasten jedes einzeln mit den Fingern und nehmen sich dasjenige, das ihnen am zartesten dünkt. Dann kommt man auch an einem Laden vorüber, aus welchem geputzte und geschminkte Weiber herauswinken. Das liegt mitten im Markttreiben und ist, wie gesagt, ein Laden gleich allen andern.

Eine Gasse ist ganz mit Schulen gefüllt. Man tritt von der Straße durch die offene Thüre herein, wie in ein Geschäftslokal. Das kleine Volk sitzt auf der Erde, dicht gedrängt. Die Jungen halten ein Papier vor die Nase, wiegen beständig mit

dem Oberkörper hin und her und plärren etwas Unverständliches durcheinander. Der Lehrer thront an der Seitenwand auf einem nur wenig erhöhten Katheder und hält einen Rohrstock von der Länge einer Fischangel, mit dem er bis zum Letzten in der äußersten Zimmerecke hinüberreichen kann, ohne aufzustehen. Er fehlt niemals seinen Mann. Der Unterricht besteht hier offenbar ausschließlich im Hauen. Die Schüler haben sich an den über ihnen waltenden Stock, dem sie nicht entgehen können, mit orientalischem Fatalismus gewöhnt, und sie lassen sich dadurch von allerlei kleinen Scherzen nicht abhalten, namentlich nicht vom Herausstrecken der Zunge, welches anmuthige Spiel unter den Schülern aller Nationen und Breitengrade gleich beliebt zu sein scheint.

In einem Hause ist Hochzeit. Von Braut und Bräutigam ist nichts zu sehen; aber das Thor des Hauses ist mit rothen Leinwandvorhängen festlich ausgeschmückt, und vor dem Thor auf der Straße kauern braune Musikanten. Es ist eine kleine schrille Flöte da und eine lange dumpfe Flöte, dazu zwei verschieden getönte Pauken. Die kleine Flöte ist Kapellmeister; sie ist die wichtigste bei der Sache, denn sie führt die Melodie. Die Weise ist hübsch, ein Reigen-Rhythmus, der getragen und nicht ohne Anmuth einherschreitet, während die Pauken mit festlichem Wirbel seinen Gang begleiten. Es klingt recht hochzeitlich, was die arabischen Musikanten da spielen.

Hinter dem Araber-Viertel beginnt unmittelbar die Wüste. Ganz fern ist das Meer. Wüstenfläche und Meeresfläche gehen unter der blendenden Sonne in Eins über. Die Grenze zwischen den beiden wird durch eine lange Reihe Kameele bezeichnet, die am Meere entlangziehen.

In die Europäer-Stadt zurück führt die schattenlose Hauptstraße, die ganz Port-Said durchzieht vom Hafen bis zur Wüste. Grauer Staub bildet das Pflaster, und erbarmungslos sengt die Sonne hernieder. Auf dieser Straße geht eine schmalspurige Tramway. Kutscher und Kondukteur sind Araber: der Kutscher ein graubärtiger alter Mann, der die seltsamsten Tücher um den Kopf gewickelt trägt; der Kondukteur ein junger Bursche. Kondukteur ist er eigentlich nur bis zum Gürtel, mit Rücksicht auf die blaue Uniformjacke, die nur bis dorthin reicht; von da beginnt ein Kleidungs-

stück, das einem Unterrock ähnelt und nichts Offizielles mehr hat; und noch weiter unten kommt die Natur ganz zu ihrem Recht, denn dieser vortreffliche Kondukteur läuft barfuß. Wie das Gefährt selbst geht, kann ich nicht sagen, da ich nicht damit gefahren bin; ich sah es nur mehrmals auf der Strecke halten, während Kutscher, Kondukteur und Passagiere mit vereinten Kräften bemüht waren, von hinten nachzuschieben.

Die Hauptstraße führt zum Hauptplatz zurück, der Lesseps-Platz genannt wird. Die Büste des Suez-Kanal-Erbauers ist darauf zu sehen. Der weiße Marmor ist fliegengeschwärzt. Auf dem Sockel kann man lesen: „A Ferdinand de Lesseps, La Ville de Port-Said". Auf der einen Seite des Platzes sind mehrere Cafés, in denen deutsches Bier geschenkt wird. In einigen ist Musik. Die Tische stehen auf der Straße, und vor den Gästen produziren sich Straßensänger und sogar Jongleurs, ganz wie auf dem Boulevard in Paris am Abend des 14. Juli. In der Mitte des Platzes unter jämmerlichen, von der Sonne verdorrten Bäumen, welche die städtischen Anlagen vorstellen sollen, erhebt sich ein Musik-Pavillon. Die Schiffskapelle des auf der Rhede liegenden englischen Schiffes gibt darin ein Promenaden-Konzert. Ganz Port-Said lustwandelt zu den ungewohnten Klängen. Dann treten die Musiker auf dem Platze zusammen, setzen sich in Marsch und begeben sich im Zapfenstreich nach dem Hafen. Die Trompeten schmettern laut in den engen Straßen, überall eilen die Bewohner der Häuser auf die offenen Gallerien heraus, und die arabischen Straßenjungen marschiren im Takte mit . . . . .

Die „Preußen" hat sich mit Kohle versehen und fährt langsam in den Suez-Kanal ein. Die Landschaft der Ufer ist öde und trostlos. Zur Linken eine Sandwüste, die sich endlos ausdehnt, soweit der Himmel reicht: das ist Asien; zur Rechten ebenso grenzenlos ausgedehnte Lagunen mit weißglänzender Wasserfläche: das ist Afrika. Unmittelbar am Kanal sind niedrige Böschungen, aufgeschüttete Erdhügel, die auf gemauerter Unterlage zu ruhen scheinen. Zur Rechten sind die Böschungen mit kümmerlichem Buschwerk bewachsen, das vom Staube grau ist. Hier zieht sich auch die Telegraphen-Leitung am Ufer entlang. Daneben liegen die Eisenbahnschienen, und man begegnet hier und da einem Zuge, der den Kanal

herab-, oder hinauffährt. Die Eisenbahn, die sich sonst überall in die Landschaft einfügt, scheint hier gar nicht dazu zu gehören. Der Zug steht ganz frei in der Luft, von nichts eingerahmt, von nichts umschlossen; er ist der Eindringling in diese fremde Welt, und die Wüste duldet ihn, aber nimmt ihn nicht auf. Im Kanal selbst liegen rothe Bojen in regelmäßigen Entfernungen. An den Seiten stehen da und dort große Baggerboote, von allerlei hohem Eisen-Gestänge überragt. Das Schiff dringt langsam, langsam vorwärts. Es hält seinen mächtigen Dampf-Athem an und schiebt sich leise und behutsam weiter. Erst später im Timsah-See und dann noch weiter unten in den Bitter-Seen greift die Maschine wieder gewaltig aus und schnaubt und stampft, als sei sie froh darüber, daß sie sich wieder einmal ordentlich rühren darf. Der Kapitän und alle Offiziere sind auf der Kommando-Brücke, solange die schwierige Fahrt dauert, und die sonst schon so große Wachsamkeit ist hier noch ganz besonders angespannt.

Die Landschaft ist eintönig, wie gesagt, aber sie hat doch nichts gemeinsam mit irgendwelcher andern Landschaft in der Welt, und man vergißt sie nicht, wenn man sie einmal gesehen hat. Die Farben sind unvergleichlich. Der Wüstensand ist gelb mit grünlicher Tönung. Wo die Wüste in den Horizont übergeht, zeichnet sich eine Linie von kleinen, kegelförmigen Erhebungen ab, und diese Linie ist in einen zartrosa Dunst getaucht. Darüber spannt sich der Himmel, blaßblau, mit Licht erfüllt. Und das Alles hat doch seine eigene Größe, weil es so grenzenlos scheint und weil es eben so einsam, so verlassen, so todtenstill, so wild und so wüst ist.

Wir fahren an einer Ansiedelung vorüber. Von fern sieht man einige graue Erdhaufen. Dann kann man einige Oeffnungen in einzelnen dieser Haufen erkennen, die offenbar Thüren bedeuten. Aber Fenster scheint es nicht zu geben, und Dächer noch weniger. Die Wohnstätten sind regellos über den Wüstensand verstreut und stehen weit voneinander. Nirgends ist auch nur ein Fleckchen Schatten in diesem Dorfe (wenn es ein Dorf ist). Um einen Pfahl sind Pferde und Kameele gelagert mitten in der sengenden Sonne. Am Ufer ist eine Stelle mit ein wenig Grün. Ein paar Palmen und Kakteen wachsen dort. Das Alles ist sorgfältig eingezäumt und soll anscheinend einen Garten vorstellen. In den Dünen kauert

ein Mann. Er kehrt uns den Rücken zu. Das würde nichts weiter auf sich haben, wenn es eben nur der Rücken wäre, den er uns zukehrt.

Wir gleiten weiter. Am Ufer trabt jetzt manchmal ein Kameel entlang. Es greift weit aus mit seinen langen Beinen und bewegt den Hals beim Laufen von vorn nach hinten, zieht ihn ein und streckt ihn vor. Ein Fellah kommt in seinem Boot herübergerudert und legt sich an der Seite des Dampfers fest. Er hat vielerlei zu verkaufen: getrocknete Datteln, Eier, grüne Pomeranzen und sogar Strohhüte. Er holt seine Waage heraus, eine alte Sardinenbüchse dient als Gewicht, und nun kann das Geschäft beginnen.

Die Sonne neigt sich dem Untergange zu. Noch steht sie weißglühend am Himmel. Aber sie sinkt immer mehr herab, mit einer merkwürdigen Geschwindigkeit. Bald wird sie gelb, dann ist sie einen Augenblick ganz golden, dann glüht sie roth, und dann geht sie unter mit einer solchen Raschheit, daß es aussieht, als fiele sie in die Dünen hinein. Ein wundervoll zarter violetter Schein bleibt am Horizont zurück.

Eilig steigt die Nacht herauf. Der Dampfer hat vorn am Bug seinen großen Scheinwerfer angezündet. Weißer Lichtnebel geht davon zur Rechten und Linken aus, und es ist, als seien dem Schiff zwei Geisterflügel gewachsen. Die Uferböschungen, auf die der weiße Schein fällt, sehen aus wie Schneehügel. Die Vision des Schnees ist eine wahre Qual in der erstickenden Hitze, die hier in diesem dumpfen Loch zwischen zwei Wüsten herrscht. Am Ufer werden Hunde wach, und aus den Dünen heraus klingt ihr Gebell dem weiterziehenden Schiffe nach.

Später kommt zur Linken der Mond heraus, nicht der sanfte blasse Freund aus den heimathlichen Nächten, oh nein, ein ganz anderer. Man sieht ihn mit Staunen aufsteigen. Feurig löst er sich von der Wüste los, als sei er glühend geworden bei ihrer heißen Berührung. Und dann ist es, als hinge er schwer am Himmel, wie eine seltsame goldgelbe Frucht.

III. Das Rothe Meer. — Aden.

24. April, im Indischen Ocean.

(Im Rothen Meer. — Die Hitze und die Punkah. — Allerlei Leiden. — Gefahren der Schifffahrt. — Seemannslatein. — Der Sinai. — Das Kreuz des Südens. — Der pfiffige Lieutenant von Aden. — Spazierfahrt nach Aden. — Auf der Bergstraße. — Straßenleben. — Die Tanks des Königs Salomo. — Frieda und Kathi.)

Das Rothe Meer ist oft dunkelblau; manchmal hat es einen grünlichen Schimmer, und Abends in der Dämmer-Viertelstunde, die dem Untergang der Sonne folgt, nehmen die Wogen eine schöne stahlblaue Färbung an. Das Rothe Meer ist also alles Andere, nur kein rothes Meer. Wer ihm das Roth angedichtet hat, der hat Unrecht gehabt. Aber wenn man ihm etwas nachsagen will, das wirklich zutrifft, so möge man es das Heiße Meer nennen. Von Suez bis Aden ist ein Gluthofen. Asien und Afrika hauchen sich gegenseitig mit ihrer Hitze an, und dazwischen fährt man durch. Wohl flattert vorn am Deck eine leichte laue Brise, aber man kann nicht immer vorn an Deck stehen. Das Bischen Luftzug ist das Zeichen dafür, daß es in dieser gottverlassenen Gegend Frühling ist. Es scheint demnach, daß es hier noch einen Hochsommer gibt und daß es dann erst ordentlich heiß wird. Man ist also eigentlich sehr undankbar, wenn man sich über die Höhe der Temperatur beklagt bei 35 Grad Celsius. Das ist die kühle Jahreszeit nach Rothen-Meer-Begriffen.

Im Speisesaal ist die Punkah angebracht, ein Balken, an dem ein längliches Tuch hängt. Ueber jeder der langen Speise-

tafeln bewegt sich so eine Punkah hin und her, von einer Reihe der Speisegäste zur andern hinüber, unmittelbar über den Köpfen, natürlich ohne diese zu berühren. Alle Punkahs sind unter einander verbunden, und die ganze Maschinerie wird von einem Chinesen in Bewegung gesetzt, der draußen vor der offenen Speisesaalthür steht und an einem Seil zieht. So zieht er während der ganzen Dauer der Mahlzeit, eine bis anderthalb Stunden lang, stets in gleichmäßiger Bewegung, nie zu langsam und nie zu rasch, ohne auch nur eine Minute auszusetzen. Ruhig wie seine Bewegungen bleibt sein Gesicht, nichts in seinen Zügen verräth die Anstrengung der schweren Arbeit oder gar einen Mißmuth darüber. Die Passagiere finden es durchaus selbstverständlich, daß sie drin beim Diner sitzen und daß der Chinese draußen ihnen die Punkah zieht, und der Chinese draußen legt sich weit nach hinten zurück, zieht die Punkah und scheint ganz derselben Ansicht zu sein.

Die Punkah setzt die Luft in Bewegung, allein sie kühlt nicht sehr. Vor Allem aber verlangt Kühlung der Gaumen, der den ganzen Tag lang durch einen brennenden Durst ausgedörrt ist. Kein Getränk vermag diesen zu vertreiben. Er verschwindet nur, solange man trinkt, folglich trinkt man immerfort. Man schüttet alle Arten eisgekühlte Flüssigkeiten hinunter, Whiskey mit Soda und Soda mit Whiskey, und der Magen, der ohnehin schon durch die Seekrankheit stark mitgenommen ist, geräth bald völlig außer Rand und Band. Nun würde sich die Hitze selbst in Begleitung von Magen-Verstimmung noch ertragen lassen. Was man jedoch so schwer erträgt, das ist die Gleichmäßigkeit der Temperatur. Es gibt niemals eine Abkühlung, und Tag und Nacht sind gleich warm. Das geht das ganze Rothe Meer entlang; und im Indischen Ocean leuchtet zwar Abends das Meer, durch die Schraube des Dampfers aufgeschaufelt, von vielen glühenden Punkten, und am Himmel ist ein fortwährender Sternschnuppenfall (die Sterne scheinen da sehr lose am Firmament zu hängen), aber kühler wird es auch nicht.

Davon wird man schließlich ganz matt und stumpf. Jeden Abend hofft man, die Dunkelheit werde Frische bringen. Aber die Nacht ist warm, und kein Hauch regt sich. Alle Strohstühle sind am Abend auf dem vorderen Theil des Decks zusammengedrängt; man will wenigstens etwas von dem Luftzug erhaschen,

den das Schiff selbst durch seine Fahrt hervorruft. Manche bringen die ganze Nacht auf Deck zu. Denn es ist ein schwerer Entschluß, in die Kabine hineinzugehen. Dort ist zwar der Windfang eingesetzt, aber kein Wind will sich fangen. Man liegt auf seinem zu schmalen Bette. In dieser Temperatur leidet man noch besonders von der unvermeidlichen Enge aller Raumverhältnisse auf dem Schiff. Wenn es warm ist, so verlangt man zunächst danach, sich behaglich nach allen Richtungen ausstrecken zu können. Das Schiffs-Kämmerlein jedoch ist zu klein, das Bett zu schmal. Man liegt da und erwartet den Schlaf, der nicht kommen will. Man sucht den Schlummer bald zur Linken, bald zur Rechten, und man findet ihn weder da noch dort, und es gibt höchstens ein kurzes Hindämmern, während dessen man selbst nicht genau weiß, ob man schläft oder wacht, und aus dem man rasch wieder auffährt zum vollen und klaren Bewußtsein dieser fürchterlichen Nacht.

Obwohl das Rothe Meer nicht allzu breit ist, bekommt man Land nur selten zu Gesicht. Wenn man etwas sieht, so ist es den Umständen entsprechend: eine kahle von der Sonne versengte Steinmasse, auf der nirgends eine Spur von Vegetation ist. Am Abend blitzt hier und da ein Leuchtfeuer auf; und der Gedanke ist wahrhaft bedrückend, daß es menschliche Wesen gibt, die in der glutherfüllten Einsamkeit existiren müssen, um diese Leuchtfeuer zu unterhalten. Das Fahrwasser gehört zu den gefährlichsten der Welt; nicht selten sieht man einen Mast aus dem Wasser ragen, als Zeichen, daß dort ein Wrack versunken ist. Erst vor Kurzem hat die englische P. and O.-Company in diesen Gewässern einen ihrer schönsten Dampfer verloren. Das Schiff soll gerade während des Diners auf eine Klippe aufgefahren sein. Der Kapitän saß unten im Speisesaal mit den Passagieren der ersten Kajüte, und der Offizier, der ihn auf der Kommandobrücke vertrat, hatte auf einen Augenblick seinen Posten verlassen, um sich zu rasiren. Diese Darstellung des Unfalls ist aber nur eines jener Gerüchte, wie sie unverbürgt so über die See gehen; und unser guter Kapitän sagt, es sei Unsinn, und so oft ein Schiff auflaufe, heiße es regelmäßig, der Kapitän habe beim Diner gesessen.

Im Rauchzimmer Abends aber werden die Wracks, die man während des Tages gesehen, gleich nutzbringend verwerthet. Es

ist ein Mann an Bord, der seine erste Seefahrt macht und der seit Beginn der Reise, in seines Herzens Unschuld, bereits allerlei Aeußerungen gethan hat, die recht drollig waren. Allmählich hat sich eine stillschweigende Uebereinkunft gebildet, aus jener ahnungslosen Naivetät alle erheiternden Wirkungen zu ziehen, die sie nur irgend zu ergeben vermag. Man vertreibt sich eben auf See die Zeit, wie man kann. Es ist Sitte geworden, dem wackeren Mitreisenden Abends im Rauchzimmer, wenn die Tafelrunde beisammensitzt, die ärgsten Dinge vorzulügen. Einer fängt an und wird von allen anwesenden Autoritäten auf dem Gebiet der Seeschifffahrt, vom Kapitän ebenso wie von den Offizieren des Vermessungskommandos für Kiautschou, so einmüthig und so energisch unterstützt, daß Derjenige, dem es gilt, alle die Geschichten glauben muß, er mag wollen oder nicht. So spricht man also am Abend von den Wracks, und Einer sagt zur Gesellschaft: er habe eigentlich sein Wort gegeben, es nicht zu verrathen, aber es drücke ihm doch das Herz ab, und er müsse heraus damit. Jemand von der Kommando-Brücke habe ihm mitgetheilt, daß der Kapitän gegenwärtig den Kurs verloren habe. Das viele alte Eisen, das durch die Wracks im Meere aufgehäuft sei, wirke auf den Kompaß ein, die Magnetnadel fahre wie toll im Kreise herum, und es sei demgemäß zur Stunde unmöglich, zu wissen, wo man sich befinde. Diese Mittheilung wird mit sehr ernsten Gesichtern aufgenommen. Ein langes bedrücktes Schweigen folgt. Es ist wirklich nicht angenehm, mit einer aus der Fassung gerathenen Magnetnadel im Rothen Meere herumzudampfen. Einer äußert endlich einen Zweifel: das könne doch nicht so ganz wahr sein. Der Zweifel ist selbstverständlich nur dazu bestimmt, die Sache natürlicher und ungezwungener erscheinen zu lassen und das unglückliche Opfer noch mehr hineinzuhetzen. Ein Marine-Offizier kommt dazu, und die Geschichte wird ihm zur Begutachtung vorgelegt. Er findet sie durchaus wahrscheinlich. Es ist bekannt, führt er aus, daß im Rothen Meere Derartiges vorkommt. Nicht umsonst wird es von den Seefahrern gefürchtet. Und was den Kompaß anbelangt, so ist dieser ärgerlichen Zufällen stets ganz besonders ausgesetzt. Das Schlimmste ist, wenn der Seewurm hineinkommt. Der Seewurm übt seine verheerenden Wirkungen namentlich auf die metallenen Geräthschaften des

Schiffes aus; und es ist schon vorgekommen, daß er über Nacht von einem Kompaß die ganze Magnetnadel weggefressen hat. Daher stammt die Sitte, den Kompaß täglich mit Insektenpulver einzustreuen. . . . . .

Am zweiten oder dritten Tage der Durchfahrt durchs Rothe Meer erblickt man zur Linken einen langgestreckten und hochragenden Gebirgszug. Das ist der Sinai. Das Schiff fährt an seiner Seite entlang, und er scheint ganz nahe. Vom Meer aus geht an seinem Fuß etwas wie ein Strand hinauf. Dann erhebt sich die Bergmasse schroff in die Lüfte. Nichts regt sich in der Landschaft. Einsam ist das Meer, leer ist der Strand, und öde und wüst ist das Gebirge, ohne Baum, ohne Strauch, ohne jede Spur einer menschlichen Ansiedlung. Es ist graues Gestein, das stellenweise schwärzlich scheint. Ob es sehr zerklüftet ist, kann man vom Meere aus nicht sehen. Oben auf dem Kamm treten mehrere Spitzen aus der Masse heraus, und die höchste von ihnen kann man sich als den Gipfel vorstellen, auf welchem Moses vom Gott seiner Väter die zehn Gesetze empfing, denen seitdem die Welt gehorcht. Das Schiff zieht langsam am Sinai vorüber, und noch bis spät Abends sieht man ihn am Horizont. Schweigend und starr liegt er da und hütet das Geheimniß der göttlichen Gesetzgebung. Ehrfurchtsvoll blickt man hinüber zu diesem Gebirge, auf dem nichts wächst und grünt und dessen Ruhm doch ohne Gleichen ist, weil es einmal in Jahrtausenden eine einzige Blüthe hervorgebracht hat: die Blüthe von zehn großen Gedanken . . . .

An den Abenden ist jetzt schon auf dem prachtvoll ausgestirnten Himmel das südliche Kreuz sichtbar. Die Seeleute schimpfen und sagen, es sei Humbug, und Humboldt habe die Welt verrückt gemacht, als er vom zauberhaften Schimmer des südlichen Kreuzes schrieb. Vielleicht schimmert es wirklich auch nicht zauberhaft, aber ein schönes Sternbild ist es doch. Vier weit auseinanderstehende Sterne bezeichnen die Ecken des Kreuzes. Wenn man sie in den ersten Tagen sieht, so muß man seine Phantasie schon ein wenig zu Hilfe nehmen, um sie sich als Kreuz zu denken, zumal das Sternbild Anfangs in halb liegender Stellung am Horizont bleibt. Bald aber richtet es sich auf. Es steht gerade am Himmel, und nun ist es ohne Zweifel ein Kreuz. Eine unsichtbare Hand

scheint es aus dem Dunkel der Nacht hervorzuhalten; dicht zu uns heruntergeneigt, wie der Priester das Kreuz über die Gemeinde neigt, die er segnen will. Allabendlich kommt es wieder, und es wird Einem vertraut. Die einfache Form nimmt einen eigenen Ausdruck an, und der sanfte und milde Glanz der vier Sterne spricht zum Herzen.

Vier Tage und vier Nächte dauert die Fahrt durch das Rothe Meer. Dann wirft das Schiff eines Morgens Anker vor Aden. Drei Berge steigen aus dem Meere auf, die ein mächtiges Gebirgs-Massiv formen. Ein brauner Farbenhauch liegt über dem Gebirge, der Pflanzenwuchs erhoffen läßt. Aber auch dort kann nichts gedeihen; das Gebirge ist nackt und kahl, und die braune Tönung liegt im Gestein. (Wie lange haben wir nun schon keinen grünen Baum gesehen!) In der Mitte der drei Berge auf einem zum Meere sich herabsenkenden Hange oberhalb der kleinen Bucht liegen fünf oder sechs längliche Häuser von ganz gleicher Bauart mit rundum laufenden offenen Veranden und rothen Ziegeldächern. Dort sind die Kasernen der englischen Garnison. Denn auch hier am schmalen Ein- und Ausgang des Rothen Meeres, wie fast überall dort, wo der Weltverkehr durch eine Enge durchmuß, sitzt England auf der Wacht. Die Höhen von Aden sind stark befestigt, riesige Kanonen sollen hinaufgeschleppt worden sein. Ein englisches Regiment, meist indische Soldaten, hält dort Garnison. Die Kasernen sollen ungemein zweckmäßig gebaut und auch sonst sollen alle Einrichtungen getroffen sein, um die Existenz auf dem nackten Felsen unter der glühenden Sonne möglich und erträglich zu machen. Beispielsweise haben je zwei Soldaten einen eingeborenen Diener u. s. w. Immerhin gehört das Soldatenleben in Aden gerade nicht zu den irdischen Genüssen, und in kurzen Fristen (man sagt alle sechs Monate) wird die Garnison abgelöst. Die Ablösung erfolgt von Indien aus.

In jenen fernliegenden Zeiten, in denen die Anekdoten zu spielen pflegen, soll einmal ein Lieutenant Garnisons-Kommandant von Aden gewesen sein. Nach sechs Monaten theilte ihm sein Oberst aus Kalkutta mit, er möge sich zur Ablösung bereithalten. Der Lieutenant schrieb zurück, er danke sehr, aber es gefalle ihm so gut in Aden, daß man ihn doch noch einige Zeit dort lassen möge. Der Oberst in Kalkutta schüttelte den Kopf, als er diesen

Brief empfing. Seit Aden stand, hatte es noch keinen Offizier gegeben, der nicht glücklich gewesen wäre, davon wegzukommen. Immerhin wurde dem sonderbaren Wunsche gewillfahrt; der Oberst ließ den Lieutenant noch weitere sechs Monate auf seinem Posten und theilte ihm nach Ablauf dieser Frist mit, die Ablösung sei bereit und er könne seine Reisevorbereitungen treffen. Der Lieutenant antwortete mit einem neuen Briefe, worin er abermals bat, man solle ihn doch um des Himmels willen nicht aus Aden wegschicken. Der Oberst antwortete nun gar nicht mehr, sondern sandte ohneweiters eine Untersuchungs-Kommission nach Aden, der ein Irrenarzt beigegeben war. Denn es unterlag keinem Zweifel: Einer, der ein zweites Mal um Verlängerung seines Aufenthaltes in Aden bat, konnte nur verrückt geworden sein. Die Kommission kam in aller Stille in Aden an, und allsogleich stellte sich des Räthsels Lösung heraus, freilich in anderer Weise, als man vermuthet hatte. Der Lieutenant, der in Aden den Oberbefehl führte, war nicht verrückt geworden, sondern er war ganz einfach, nachdem man ihm das Kommando übertragen hatte, direkt nach England gegangen und hatte die ganze Zeit über Aden von London aus commandirt...

Das Schiff liegt weit draußen auf der Rhede vor Anker. Vom Lande stoßen zahlreiche Boote ab, und bald ist der Dampfer von diesen primitiv gebauten Holzkähnen umschwärmt, in denen allerlei wildes Volk sitzt und in seinen unverständlichen Sprachen durcheinanderschreit. Die Arbeiter und Bootsleute sind zumeist Somalis, an der zimmetbraunen Hautfarbe kenntlich, welche aus ihrem Somali-Lande gekommen sind, das auf der afrikanischen Küste Aden gegenüberliegt. Auch afrikanische Neger vom tiefsten Elfenbein-Schwarz mit glattrasirtem Schädel sind in den Booten zu sehen, und Abessynier mit gekräuseltem schwarzem Haupthaar und langem schwarzem Kinnbart. Ringsum braune und schwarze Menschen. Europa ist zu Ende, und wir sind im Morgen- und Mohrenlande.

Wir springen in einen Kahn und werden von vier Somalis, die kräftig die schweren Ruder anziehen, ans Land gefahren.

Am Landungsplatze halten die Einspänner: kleine mit Schellen behängte Pferde, kleine offene Wagen mit Sonnendach, dünne Räder, das Ganze sehr zerbrechlich. Der Kutscher, im weißen Turban

und weißen Burnus, schwingt mächtig die Peitsche und fährt darauf los wie der Teufel. Es geht über einen Platz, auf welchem niedrige Holzhäuser von europäischer Bauart im Halbkreis stehen. Die Seite nach dem Meere zu ist offen. Die Häuser bilden Steamer Point, den europäischen Vorort von Aden. Auf einer kleinen Erhöhung erhebt sich oberhalb des Platzes ein schmucker und luftiger Bau, mit Veranden und offenen Fenstern nach allen Seiten: das ist das Haus des Obersten, der in Aden die Garnison befehligt. Im Hafen liegen zahlreiche Dhaus, jene raschen Segel-Fahrzeuge, deren sich die Eingeborenen an der ganzen afrikanischen Küste bedienen; mit ihrem spitz zulaufenden Vordertheil und ihrer breiten Hinterseite haben sie eine eigenthümliche, fast dreieckige Form.

Hinter Steamer Point beginnt die Straße bald zu steigen; in großen Schlangenwindungen führt sie auf das Gebirge hinauf. Und man bekommt immer mehr Respekt vor den Engländern. Die Bergstraße ist großartig angelegt; dabei ist sie breit, vorzüglich gehalten und so glatt und eben, daß sie das Entzücken jedes Radfahrers aus der Heimath bilden würde. Sogar für Beleuchtung bei nächtlicher Dunkelheit ist gesorgt. In regelmäßigen Abständen sind Laternen aufgestellt; die Kandelaber haben beinahe einen Anflug von Eleganz. Das macht eigentlich den größten Eindruck, und es ist nicht zu schildern, wie eine Straßenlaterne, wenn man ihr tief unten im arabischen Südwesten begegnet, als Kulturwunder erscheint. Man verdreht den Hals, um nur ja den Anblick keiner einzigen zu verlieren, obwohl man in seinem Leben doch schon mancherlei Straßenlaternen gesehen hat.

Etwas länger als eine halbe Stunde erklimmt die Straße das Gebirge. Das heißt, man müßte eigentlich einen anderen Ausdruck zur Verfügung haben, als dieses Wort „Gebirge", womit für uns immer ein Begriff von Tannengrün und Bachesrauschen verbunden bleibt. Hier ist das Gebirge kahler Stein mit sengender Sonne darüber. Zuerst fällt es Einem nicht so auf. Man fährt gedankenlos dahin und meint, man werde schon aus der Sonne herauskommen. Dann jedoch beginnt man zu verstehen, wie es eben die Eigenthümlichkeit dieses Landes ist, daß man niemals aus der Sonne herauskommt. Und nirgends ein Zweiglein Grün, und nicht einmal die genügsame Palme wächst hier in dem ausgedörrten

Boden. Später wird Einem freilich der Anblick von drei oder vier eingepflanzten Bäumchen zu Theil. Sie haben kümmerlich dünne Stämme, und die Blättchen an ihrem schwachen Astwerk sind eher grau als grün. Um sie eine Zeit lang zwischen Leben und Sterben zu erhalten, ist fortwährendes Begießen nothwendig; die Wurzeln stehen in einem wahren Teiche. Aber in Aden sind die Leute stolz auf diese traurigen Gewächse. Der Besucher wird eigens hingeführt, und die drei oder vier Bäume werden ihm als Schaustücke gezeigt, ebenso wie in Europa die wilden Thiere gezeigt werden.

Auch die Todten schlafen hier nicht unter dem Rasen, und ihre Ruhestätte wird von keinem Baum beschattet. Zur Rechten der Bergstraße liegen auf einmal viele kleine Steine auf dem Felsenhang bei einander. Das ist der arabische Friedhof. Der christliche Friedhof ist daran zu erkennen, daß dort kreuzweise genagelte Holzlatten im Boden stecken. Nichts ist trostloser als diese Friedhöfe an der öden Felswand zur Seite der Straße, Friedhöfe ohne Weihe und Frieden. Man denkt an Schuttstätten für den menschlichen Abfall, der von der Straße weggekehrt worden ist. Und da ist auch ein Begräbniß. Von der Höhe des Gebirgs kommt raschen Schritts eine Gruppe Araber herunter. Einer geht voran und trägt auf den ausgestreckten Armen ein in eine Strohmatte eingewickeltes längliches Packet. Das ist der Todte. Die Andern gehen hinterdrein und sagen im Chor Gebete her. Ergriffen sieht Keiner von dem Leichengefolge aus, und merkwürdig ist besonders der Geschwindschritt, mit dem sich das Alles fortbewegt. Es ist, als hätten sie Eile, den in der Strohmatte loszuwerden und wieder zu ihren Geschäften zurückzukehren.

Auf der ganzen Bergstraße herrscht ein ungemein lebhaftes Treiben, ein Straßenverkehr von schönster orientalischer Färbung. Das Hauptverkehrsmittel sind die Kameele. Unaufhörlich schreiten sie vorüber, bergauf und bergab, einzeln und in langen Zügen, beladen mit schwarzen Schläuchen oder mit Kaffee in allen möglichen Verpackungen. Mokka ist ganz in der Nähe, und darum steht zu Aden der Kaffee im Mittelpunkt von Handel und Wandel. Die Kameele kommen und gehen, und es ist drollig, ihre unverschämten und ärgerlichen Gesichter zu beobachten. Jedes scheint zu meinen, daß es eine ganz besondere Gefälligkeit von ihm sei, wenn

es sich dazu herablasse, Kaffeesäcke zu tragen. Der Treiber läuft nebenher oder sitzt oben mit untergeschlagenen Beinen. Das Kameelreiten scheint auch gerade kein Vergnügen zu sein. Der Reiter sinkt bei jedem Schritt tief ein, um dann wieder mit einer schaukelnden Bewegung in die Höhe geschnellt zu werden. Vom Zuschauen allein kann man die Seekrankheit bekommen. Auch hölzerne Wagen mit schweren plumpen Rädern rumpeln über die Straße, von weißen Ochsen gezogen; der Kutscher sitzt auf der Deichsel. Kleine Esel traben den Berg herunter; der Reiter läßt seine langen Beine fast bis auf die Erde baumeln, dehnt sich und streckt sich vergnügt im Sattel, und der Esel muß laufen, was er nur laufen kann. Dazwischen rollen die Einspänner gleich demjenigen, der uns fährt. In einem sitzt sogar ein Herr Lieutenant in weißer Uniform mit weißem Helm und unter dem Kinn befestigter goldener Helmkette. An Fußgängern ist kein Mangel. Männer und Frauen schleppen Lasten. Selbst der junge Elegant fehlt nicht, der in schöne bunte Gewänder gehüllt ist und in den Händen den schwarzen Ebenholzstock mit Silbergriff führt; er stammt aus Sansibar und bummelt nach dem Meere hinunter. Das Unglaubliche ist, daß kein Eingeborener etwas auf dem Kopfe zum Schutze gegen die Sonne trägt, die dem Europäer durch Wagendach und Tropenhut hindurch auf den Scheitel glüht. Fast alle gehen bloßen Hauptes, die Neger haben den Kopf sogar noch glatt rasirt. Man sieht prächtige Erscheinungen. In dieses blendende Sonnenlicht, wo nur alles stark Ausgeprägte, alles Entschiedene zur Geltung kommt, passen diese schwarzen Menschen mit ihren schneeweißen Gewändern, deren Faltenwurf so malerisch ist. Hoch aufgerichtet gehen sie die Straße entlang, mit großen Schritten, und sie setzen den Fuß fest und sicher auf diesen heißen Boden, der der Boden ihres Landes ist. Einige erwidern mit Würde unsern Gruß, indem sie den Arm erheben und die Hand mit der Fläche nach außen mitten auf die Stirn legen.

Oben auf dem Kamm des Gebirges ist tief in die Felsen ein enger Paß gesprengt. Der Wagen rasselt hindurch, und nun erscheint auf der anderen Seite im Thale, mit einem Saum blauen Meeres am Horizont, die Stadt Aden. Rasch geht es den Berg hinunter, und der Wagen hält auf dem Platze

am Eingang der Stadt, der an Markttagen voll von lagernden Kameelen ist. Heut liegt der große Markt leer da, eine öde graue Staubfläche.

In den kleinen Straßen der Stadt regt sich ein Gemisch von allen möglichen dunklen Völkerschaften aus Afrika und Asien. Man ist mitten im tiefschwarzen Orient. Nirgends kommt ein weißes Gesicht zum Vorschein. Zwischen den Negern und Arabern fallen namentlich die Indier auf durch ihre edel geschnittenen Gesichter und ihre mandelförmigen Augen. Die indischen Kinder tragen rothe oder grüne Maskenball-Kostüme. Die in Aden vorherrschende Kindermode ist aber von einer Art, die diese Stadt als keinen empfehlenswerthen Niederlassungs-Ort für Kinderschneider erscheinen läßt. Zumeist lauft nämlich die noch nicht reife Jugend splitternackt in den Straßen herum, und wenn die Eltern Sinn für Eleganz haben, so stecken sie dem nackten Kinde ein Armband an. Hat nun so ein brauner kleiner Kerl sich gebührend auf der Straße herumgewälzt, so ist wohl seine ganze Rückseite mit einer dichten grauen Staubschicht überzogen, was einen ungemein malerischen Anblick gewährt, aber er hat sich wenigstens nicht die Hosen schmutzig gemacht. Man sieht, wie praktisch die Adener Kindertracht ist. Wir treffen zwei Bürger von Aden, die einen nackten Jungen spazierenführen. Der junge Herr zeigt sich widerspenstig, worauf seine beiden Begleiter auf uns verweisen und ihm zu verstehen geben, daß wir ihn mitnehmen werden, wenn er nicht bald artig ist. Das braune Menschlein wird derartig von Angst erfaßt, daß es sich mitten auf die Straße setzt und in ein herzzerreißendes Geheul ausbricht. In Aden ist der Weiße der „schwarze Mann", der die unartigen Kinder holt.

Auch sonst verbreiten wir hier und da einigen Schrecken durch unser Auftreten im friedlichen Straßenleben von Aden. Vier kleine Mädchen in bunten Gewändern, mit Ringen durch die Nasen, hocken auf der Straße nnd spielen ein arabisches Gesellschaftsspiel mit grünen Karten. Sobald sie uns erblicken, laufen sie schleunigst in die nächsten Häuser. Einzelne Frauen, die gerade vor ihrer Hausthüre stehen, ziehen sich ins Innere zurück und schlagen uns die Thüre vor der Nase zu. Im Allgemeinen aber kümmert man sich wenig um uns. Wir dürfen überall eintreten und Alles ansehen.

In einem Hause sitzen indische Frauen auf dem Fußboden, haben große Körbe vor sich und sortiren die gelben Kaffeebohnen. In einer anderen Straße scheint sich eine Kombination von Barbierladen und Kaffeehaus zu befinden. Hinten kauern die Gäste auf der Erde, trinken Kaffee und rauchen ihren Tschibuk. Ganz vorn waltet der Barbier seines Amtes. Er sitzt auf einem Stuhl vor dem Kunden, in so respektvoller Entfernung, als dies die Ausübung seiner Kunst nur irgend erlaubt, führt das Rasirmesser mit leichter und fliegender Hand über das ganze Gesicht, rückt mit der linken Hand den Kopf Desjenigen, der sich ihm in Behandlung gegeben, zurecht, drückt ihm dabei wohl auch einmal den Daumen aufs Auge und kämmt ihm schließlich den Schnurrbart aus mit einer Sorgsamkeit, die Neid erweckt. Fast alle Thüren sind offen, und das Leben spielt sich zum großen Theil auf der Straße ab. Vor den Häusern liegen ihre männlichen Bewohner auf niedrigen Holzgestellen, die in der Nacht als Bett dienen, rauchen ihren Tschibuk und faullenzen in der Sonne.

Die Häuser bestehen fast durchwegs nur aus einem Erdgeschoß. Sie sind anfänglich wohl weiß gewesen, aber das Weiß ist grau gebrannt, als hätte man sie nach ihrer Erbauung in den Backofen geschoben. Manche sind mit einer dünnen Lage blauer Tünche überzogen. Das beweist, daß es auch in Aden Leute mit künstlerischen Bedürfnissen gibt. In der Mitte der Hausfront ist unweigerlich eine elende kleine Holzthür. Hier finden sich gleichfalls schüchterne Ansätze zur Ornamentik; und es gibt sogar Häuser, die Luxus treiben und einen Thürklopfer besitzen. Hinter der Thür ist immer noch ein Vorhang aus grauer Sackleinwand. Im Innern scheinen Thiere und Menschen friedlich beieinander zu wohnen. Wenn es den Ziegen, die in großer Anzahl auf den Straßen herumlungern, dort zu heiß wird, so machen sie einfach die nächstgelegene Hausthüre auf und begeben sich in das dahinter befindliche Wohnzimmer. Die wenigen Gebäude, die ein Stockwerk oder gar deren zwei besitzen, heben sich ganz besonders stattlich hervor aus all' den Erdgeschoß-Hütten. Da wohnen also die reichen Leute. Von den Eingeborenen erfährt man, daß diese reichen Leute arabische Juden sind. Wie fernab von jeder europäischen Cultur Aden liegt, kann man auch aus dem Umstande ersehen, daß in einer Stadt,

in der die Juden um ein oder zwei Stockwerke höher wohnen, als die übrige Bevölkerung, noch Niemand auf die Idee gekommen ist, eine antisemitische Zeitung zu gründen.

Bei Aden besichtigt man die Tanks, mächtige, in den Felsen gemauerte Cisternen, deren erste Anlage vom König Salomo herrühren soll. Sie sind dazu bestimmt, das Regenwasser aufzufangen. Da es aber in Aden niemals regnet, so liegen sie trocken, und man bekommt Durst, wenn man sie betrachtet und an das Wasser denkt, das eigentlich darin sein sollte.

Wir fahren zurück. Neben unserem Wagen läuft fast die ganze Straße lang ein Betteljunge einher. Er hält sich den Leib, was aber nicht bedeuten soll, daß er Bauchweh habe, sondern was vielmehr den Hunger anzeigen soll, der ihn peinigt. Auch zieht er den Bauch ein, um darzuthun, wie abgemagert er ist. Er wimmert und winselt und erzählt uns im Laufen seine Schmerzensgeschichte mit den einzigen europäischen Worten, die er zur Verfügung hat. „Ja", weint er, „ja, cap'tain, good morning." Und er zieht den Bauch ein und ist sehr unglücklich.

Wir halten einen Augenblick in Steamer Point vor dem Hotel, das den großartigen Namen „Hôtel de l'Univers" führt. Ein schieläugiger Italiener ist der Wirth, der zu unverschämten Preisen miserable Getränke und schlechte Photographien von Aden verkauft. Auch kann man dort Postkarten schreiben. Während man da sitzt und seine Korrespondenz besorgt, tritt ein Neger von der Straße ein, stellt sich vor den Tisch und fächelt Einem mit einer Strohfahne Kühlung zu. Ein ungastliches und schmutziges Zimmer zur Rechten ist der Speisesaal. Dort sitzt die „Table d'hôte" beisammen, vier Menschen, die das Ende eines langen Tisches einnehmen, gelangweilt und verstimmt aussehen und kein Wort mit einander sprechen. Ein arabischer Kellner geht mit nackten Füßen auf den Steinfliesen herum und füllt Eis in die Gläser. Matt schwingt sich über dem Tisch eine armselige Punkah aus verschossenem rothem Tuch, und um jeden Gast und um jede Schüssel schwirren die Fliegen. . . .

Bevor der Dampfer abfährt, bekommen die kleinen Fräuleins Frieda und Kathi, die mit ihren Eltern nach Japan gehen, noch

rasch ein Straußen-Ei gekauft. Das wollen sie ihrer Cousine nach Berlin schicken, und am nächsten Tage, im Indischen Ozean, setzt sich Frieda nieder und schreibt einen großen Brief:

„Auf dem Schiffe ist es schön, aber zu Hause ist es noch viel tausendmal schöner. Auch bekommst Du ein Straußen-Ei. Dieses Ei kann man aber nicht essen. Denn der Strauß hat es selbst gelegt."

IV. Eine Nacht und ein Morgen in Colombo.

26. April. Zwischen Colombo und Singapore.

(Gesegneter Regen. — Nächtliche Landung in Colombo. — Singhalesische Dienerschaft. — Das Tropen-Hotel. — Nach Mount Lavinia. — Die Palmenwälder. — Einheimische Bevölkerung. — Der erste Kolibri. — Im Buddha-Tempel.)

Nachts um elf Uhr kamen die Leuchtfeuer von Colombo in Sicht. Das eine war weiß und drehte sich; das andere stand still und war roth. Der Tag war glühend heiß gewesen, und die Nacht brachte, wie gewöhnlich in diesen Breiten, keine Kühlung. Man sah zum sternbesäeten Himmel auf, der wie eine Glocke über das Meer gestülpt war, und hatte die Empfindung, daß die Schwüle daher kam, weil man sich unter dieser Glocke befand, und daß man frische Luft finden würde, wenn man aus ihr heraus könnte. Niemand hielt sich in seiner Kabine auf. Diejenigen, die es versuchten, in der Hoffnung, durch den Schlaf über die Hitze wegkommen zu können, fuhren bereits an der Schwelle entsetzt zurück. Auf dem Verdeck konnte man wenigstens noch athmen, in der Kabine nicht mehr. So waren sie denn Alle auf Deck und sahen nach den Leuchtfeuern. Einige lagen auch matt und stumpf in den Stühlen, sahen nach gar nichts und begriffen nicht, wie man sich für ein weißes und ein rothes Licht interessiren mochte, in einem Augenblick, wo man an nichts denken konnte, als an frische Luft. Dabei hieß es, daß es schlimmer werden sollte. Die Hitze mußte in der umschlossenen Bucht von Colombo noch unerträglicher sein, als auf offenem Meere, zumal in Ceylon jetzt gerade tropischer

Sommer ist. Aber es kam ganz anders. Kaum blinkten aus der Ferne die Hafen-Laternen von Colombo, so wehte auf einmal eine herrliche kühle Brise vom Lande her; und bald prasselte auch ein Regenschauer auf das Schiff hernieder, als Erklärung für den Grund dieser Kühlung. Das war wenigstens Nachtluft! Man ließ sie sich um die Stirn wehen und athmete sie in tiefen Zügen. Und dem Regen, dem lieben Regen hielt man das bloße Haupt hin. Wie wohl das that! Endlich wieder einmal Wasser! Wenn man so lange auf dem Meere fährt, verliert man ganz das Gefühl dafür, daß die wogende Fläche, durch die man sich bewegt, auch Wasser ist.

Das Schiff liegt im Hafen von Colombo still. Zur Linken und zur Rechten lange gerade Linien von Lichtern in regelmäßigen Abständen: Das sind die Straßen der Stadt. Vor uns liegt auch etwas Erleuchtetes, das in der Nacht seltsame Formen annimmt. In der Mitte ist eine Art Laube; es könnte vielleicht ein schwimmendes Wirthshaus sein. Aber es hat zwei gelbe Schornsteine, wenn man genau zusieht, und es ist ein Kriegsschiff. Das eine der beiden Leuchtfeuer, das weiße, ist eine mächtige Laterne, die auf dem Dach eines Hauses zu stehen scheint. Bei uns an Bord ist ein großes Hin und Her. Leute mit unbekannten Gesichtern kommen und steigen auf die Kommando-Brücke. Von oben läßt sich alle Augenblicke die Trillerpfeife vernehmen. Draußen ist es still. Im Dunkel wiegen sich ein paar Boote schweigend zur Seite des Schiffes. Kein Laut dringt aus der Stadt herüber. Der Regen kommt noch einige Male in kurzen Schauern. Er klatscht heftig in das Wasser und trommelt emsig auf dem Holzdach des Promenadendecks. Das dauert aber immer nur wenige Minuten; schließlich hört er ganz auf.

Noch in der Nacht sollen Kohlen eingenommen werden, und die Abfahrt ist bereits für den nächsten Vormittag 11 Uhr angesetzt. Wenn Kohlen geladen werden, ist es unmöglich, die Nacht auf dem Schiffe zu verbringen; und vielleicht kann man wenigstens in den frühen Morgenstunden noch etwas von Colombo sehen. Also ans Land!

Unten wartet ein von Singhalesen geführtes Boot. Lautlos ziehen die dunklen Bootsleute die Ruder an, und langsam gleiten

wir durch den stillen Hafen. Wir landen am Pier. Die Anlegestelle ist eine große, mit Holz überdachte Halle. Wieder hebt das übliche Feilschen um das Fahrgeld an; und wieder beginnt sich die den englischen Kolonien eigene Sicherheit der Verkehrsverhältnisse zu zeigen. Mitten in der Nacht, am einsamen Pier, ist plötzlich Polizei zur Stelle. Ein blau uniformirter Schutzmann erscheint und übernimmt die Vermittlung. Die Angelegenheit wickelt sich jetzt mit wünschenswerther Raschheit ab. Einiges verdächtige braune Publikum wird zunächst durch wohlgezielte Fußtritte ins Dunkel der Nacht zurückgejagt. Dann wird den Singhalesen das Fahrgeld in die Hand gezählt. Einer, der bereits ein Zweishillingsstück bekommen hat, wird aufgefordert, es wieder herauszugeben. Er schwört, er habe nie ein derartiges Geldstück gesehen. Eine Leibesdurchsuchung wird angeordnet. Er muß den Schurz, den er um die Hüften trägt, aufknüpfen. Der Schurz wird durchgeschüttelt, aber es ist keine Münze darin. Das Geld muß in die Erde versunken sein. Der braune Kerl zeigt seine zwei leeren Hände und grinst vor Freude. Der Zwischenfall wird durch einen neuen Fußtritt abgeschlossen, aber die zwei Shillings bleiben verschwunden. Und nun ein artiger Gruß an unsere Adresse: „Gute Nacht, Gentlemen!" Wir ziehen dankend den Hut und treten auf die Straße.

Zur Rechten an der Mauer lehnen seltsame kleine Gefährte. Die Doppel-Deichsel ruht auf dem Boden, die Laterne steht davor, der Wagen ist winzig und bietet nur für eine Person Platz. Die Kutscher sind da, aber Pferde sind nirgends zu sehen. Das kommt daher, daß bei diesen Gefährten Kutscher und Pferd eine und dieselbe Person sind. Die japanische Rickscha, der von einem Kuli gezogene Wagen, hat sich über ganz Ostasien verbreitet und ist sogar bis Ceylon vorgedrungen. Man sieht in Colombo überall diese merkwürdigen Kutschen und ihren braunen, bis zum Gürtel nackten Führer, der zwischen den Deichseln trabt und mit seinen bloßen Füßen weit nach hinten ausholt. In der Dunkelheit hängt die Laterne unter der niedrigen Wagenachse. Das sind die Lichtpünktchen, die Nachts in Colombo unmittelbar über dem Straßenboden hinlaufen.

Wenn man von vereinzelten Rickshas absieht, welche Nachtschwärmer heimführen, sind die breiten Straßen leer und vereinsamt. Die Luft ist schwül und dunstig; nur wenig Laternen brennen.

Wir kommen über eine Brücke. Wohin wollen wir eigentlich? Es zeigt sich, daß sich noch Niemand diese Frage vorgelegt hat. Tag wird es erst in drei Stunden, und bis dahin wäre es doch gut, die Zeit mit etwas Bestimmtem auszufüllen. Man könnte vielleicht schlafen? Gut, aber wo? Jemand hat vom Oriental-Hotel reden gehört. So gehen wir ins Oriental-Hotel! Freilich würde es sich empfehlen, zu wissen, wo das ist. Es soll am Wasser sein. Wir sind am Wasser, und weit vom Pier wird das Hotel wohl auch nicht liegen. Wir werden also geradeaus gehen, und sobald wir ein großes Haus sehen, das nach ungefährer Schätzung ein Hotel sein könnte, werden wir versuchen, hineinzukommen. So schreiten wir weiter. Eine dunkle Nacht gleicht einer anderen dunklen Nacht, hier und dort in der Welt; und doch ist diese Ceylon-Nacht seltsam und fremdartig. Man athmet eine Luft, die man noch nie geathmet hat; es ist etwas Helle in dem Dunkel, und diese Helle ist unerklärlich, weil der Mond nicht scheint; und fremd muthet sogar der eigene Schritt an, der ganz lautlos bleibt in den Straßen dieser unbekannten Stadt.

Es fügt sich, daß das erste große Haus in der That das Oriental-Hotel ist. Das Thor ist offen, und im Bureau sind noch Leute. Das ganze Personal ist dunkelhäutig, vom Oberkellner angefangen, und hinter dem langen Comptoir-Tisch steht ein kleiner Mann mit langem schwarzem Bart und sieht aus wie ein böser Zauberer. Die Hotel-Bedienung wird ausschließlich von Singhalesen versehen. Sie sind vorzügliche Diener, zuvorkommend und aufmerksam auf jede Kleinigkeit. Es ist zweifellos, daß die sanfte Unterwürfigkeit der eingeborenen Dienerschaft einen der großen Reize des Lebens in diesen Ländern bildet. Der Diener gehorcht nicht blos dem gegebenen Auftrage, er bringt in seinem ganzen Verhalten den Gehorsam und die Unterordnung zum Ausdruck. Er bedient nicht nur, sondern er schmeichelt durch sein Wesen der Eitelkeit Desjenigen, den er bedient, und gibt ihm eine Empfindung der Macht. Jeder Europäer, selbst der geringste, kann sich in diesen Ländern auf billige Weise als Herr fühlen. Daher kommt wohl auch der gebieterische und brüske Ton, den man, namentlich im Verkehr mit Untergebenen, oft bei Europäern beobachten kann, die lange in den Tropen gelebt haben.

Der „böse Zauberer" holt ein großes Buch hervor, vertieft sich darein und scheint schwierige Berechnungen vorzunehmen. Als Resultat kommt eine Zimmer-Nummer für Jeden von uns heraus. Wir setzen uns noch rasch im Kreise zusammen, um den unvermeidlichen Whiskey and Soda zu trinken. Der Oberkellner nimmt das Trinkgeld und drückt es dankend an die Stirn. Dann werden wir in unsere Zimmer geführt. Den Zug eröffnet ein Mann im Turban. Es ist wie in der Großen Oper. Aber der Mann im Turban ist der Hausknecht. Lange geht es durch endlose Corridore. Der Hausknecht im Turban schließt eine Thür auf. „Twenty-one"! Das ist für mich.

„Twenty-one" ist ein Riesenzimmer, breit und ganz ungewöhnlich hoch. Alle Zimmer sind so in diesem Oriental-Hotel, das eine enorme Ausdehnung hat. In den Tropen hat der Kampf des Menschen gegen die Hitze einen eigenen Baustyl geschaffen. Es handelt sich vor Allem darum, kühl zu bauen, und so baut man hoch und weit. Das Charakteristische der Tropen-Häuser ist ihre Breite. Ein tropisches Wohnhaus ist im Durchschnitt doppelt und dreifach so breit, als ein europäisches; ein tropisches Hotel desgleichen. Dafür gibt es wieder weniger Stockwerke als bei uns, und die meisten Häuser haben überhaupt nur ein etwas über den Boden erhöhtes Erdgeschoß.

Es ist recht behaglich in „twenty-one", nach dem wochenlangen Aufenthalt in der engen Schiffscabine, die immer mehr als Kerkerzelle wirkt, je länger die Fahrt dauert. Und endlich auch einmal ein breites Bett, in dem man Platz haben wird. Das Mosquito-Netz ist darüber gespannt, — jener bekannte Baldachin aus feinem Gewebe, der an allen vier Seiten herabfällt und dessen Enden unter die Matratzen gesteckt werden. Das Bett ist schön; die Schwierigkeit ist nur, hineinzukommen. Wenn man ins Bett steigt, so soll man nicht *mehr* von dem Netze aufmachen, als unumgänglich nöthig ist; denn sonst könnten die Mosquitos dies als eine Einladung betrachten, mit hineinzusteigen. Ferner soll man sich vorher am ganzen Leibe abklopfen, um den Mosquitos, die sich in den Nachtgewändern versteckten und auf solche Art sich einzuschleichen hofften, die Ausführung ihrer schwarzen Pläne unmöglich zu machen. Endlich soll man vorher das Licht auslöschen.

Das ist der heikelste Punkt. Die Mosquitos verlieren dadurch die Richtung des Bettes, aber man verliert sie selber auch. Und den rechten Genuß von einem Bett ohne Mosquitos kann man doch nur unter der Bedingung haben, daß man selbst darin liegt.

Ueber das Bett ist eine Decke aus feinstem Linnen geworfen, von einer kaum auszudenkenden Dünnheit und Leichtigkeit. Aber die Luft ist so schwül im Zimmer, daß selbst dieses federleichte Gewebe bald schwer auf dem Körper lastet. Der Schlaf will nicht kommen. Es ist unbegreiflich, daß man da auf einmal unter einem Mosquito-Netz liegt, in Ceylon. Dieser Gedanke macht das Herz pochen und verscheucht jede Ruhe. Man liegt mit offenen Augen da und hört auf die Geräusche dieser geheimnißvollen indischen Nacht. Draußen tost wieder der Regen. Er stürzt wie ein brausender Wasserfall vom Himmel. Dann hält er eine Viertelstunde inne, und dann stürzt er von Neuem hernieder. Dazu grollt ferner Donner, und bläuliche Blitze zucken an den Wänden entlang. Das Gewitter verzieht sich, und der Regen rauscht allein weiter, ohne Donnerbegleitung. Plötzlich wird es Tag. Das geht fast ohne jeden Uebergang. Unter den Matten, die das Fenster verhängen, dringt der graue Frühlichtschein durch; und allsogleich beginnt ein Vogel zu pfeifen, eine ganze lange Strophe, die sich genau in denselben Noten fortwährend wiederholt. Dann hebt ein großes Krächzen an; und wenn man an's Fenster tritt, so sieht man schwarze Krähen im Schwarm von einer Häuserseite zur andern fliegen und einzeln über den Straßendamm hüpfen. Die Straße ist nicht gepflastert, und die Erde hat eine rothe Färbung. Unhörbar gehen bloßfüßige Singhalesen darüber hin. Eine oder die andere Rickscha zeigt sich, die auf Frühaufsteher spekulirt. An der Ecke patrouillirt ein Schutzmann, blau uniformirt und barfuß. Geradeüber steht auf einmal ein großes rothes Gebäude, das gestern Abend anscheinend noch nicht dagewesen ist.

Die Uhr zeigt fünf, und pünktlich auf die Minute klopft der Singhalese an die Zimmerthür und bringt den morning-tea. Der Thee ist gut, köstlich jedoch sind die frischen Bananen, die neben der Theetasse liegen. Bei keinem Tropen-Frühstück dürfen die Früchte fehlen. Es heißt, daß die Hygiene das so mit sich bringe. Man würde diese Früchte aber auch sicher ohne die Hygiene

nehmen, und es ist wirklich schön von ihnen, daß sie so gut schmecken und zugleich auch noch der Gesundheit nützen. Jetzt ist das Bad bereit, ein Wannenbad mit Flußwasser, welche Wonne! Die Seewasser-Bäder auf dem Schiff sind in den letzten heißen Wochen völlig unbrauchbar geworden. Denn das Seewasser reizt die Haut und bringt den „Rothen Hund" hervor. Das Colombo-Flußwasser ist gelblich und ein wenig mehr als lauwarm. Aber wenn man nur etwas Illusion zu Hilfe nimmt, so erfrischt es doch. Während man in der Wanne plätschert, blickt man auf das Hotel-Gärtchen hinaus. Baum und Busch bilden dort ein einziges Blätter-Dickicht, und das Grün ist frisch und leuchtend, wie man es nie gesehen.

Vor dem Thore des Hotels wartet der leichte kleine Wagen mit dem indischen Kutscher. Im scharfen Trabe geht es hinaus nach Mount Lavinia. Die Straße führt zuerst am Meere entlang. Nach der Polizei sind es die Straßen, die in den englischen Kolonien zuerst die Bewunderung der Fremden hervorrufen. Die Landstraße, die nach Mount Lavinia führt, ist ideal. Während der anderthalbstündigen Fahrt stößt der Wagen auch nicht an ein Steinchen; die Bahn ist stets gleich glatt und eben. Nahe am Strande hat das Meer grüne Farbe, und weißschäumend branden die Wogen über braune Felsen. Hunderte von Fischerbooten sind draußen, die Wasserfläche ist mit kleinen rechteckigen Segeln bedeckt. Die Boote verschwinden in den Wellen-Abgründen und tauchen ruhig wieder auf. Sie sind länglich und ganz schmal, aber jedes hat zur Seite ein eigenthümliches Anhängsel, wodurch es vor dem Kentern geschützt wird: zwei gebogene Stangen, an welchen ein schwerer Balken hängt, der neben dem Boote ins Meer taucht (outrigger). Unmittelbar am Rande des Meeres läuft die Eisenbahn. Die Waggons sind lang und haben ein Sonnendach aus Segeltuch. An der anderen Seite der Straße dehnen sich weite grüne Wiesenflächen. Auf einigen exerciren Soldaten in weißen Uniformen und machen Signal-Uebungen mit kleinen Fahnen. In diesem Theil der Straße zwischen Meer und Wiesen fährt jeden Nachmittag die schöne Welt von Colombo in ihren Equipagen spazieren. Jetzt begegnet man nur vereinzelten Radfahrern (den ersten seit Europa!).

Zu beiden Seiten der Straße beginnen nunmehr die Palmen. Ununterbrochen folgt Palmenwald auf Palmenwald. Das ist die

tropische Ueppigkeit: wenn es Wälder gibt, so sind sie aus Palmen. Wie aber soll man sie schildern? Bei uns in Deutschland geht, wenn man so sagen darf, der Baum im Walde auf. Im Palmenwald behält jeder Baum seine Persönlichkeit; jeder sucht selbst seine Richtung und fragt nicht nach den andern. Es gibt Palmen, die gerade und stolz in die Luft ragen; es gibt Palmen, die in anmuthiger Beugung von ihrer Höhe sich wieder der Erde zuneigen; es gibt Palmen, die sich kaum vom Boden erheben und quer an den anderen vorbeiwachsen; und es gibt Palmen von noch vielerlei Art und Gestalt. Der Wald besteht aus Gruppen, keine Gruppe gleicht der andern, und das Bild ist abwechslungsreich und lebensvoll. In der Ferne aber stehen sie manchmal wie Wände beisammen und winken ernst mit ihren seltsamen Wipfeln. Zwischen ihnen kann wachsen, was nur irgend wachsen will: fremdartige Bäume mit Kronen, die sich wie ein flaches Dach ausbreiten, und mit feuerrothen Blüthen, auch Bambusgesträuch mit hohen gelben Rohrstauden und zarten grünen Blättern. Ueberall ist Grün ausgebreitet, frisches Frühlingsgrün oder auch tiefes, düsteres Grün, auf dem die schwere Gluth asiatischer Sonne gelegen hat. Es grünt am Boden und es grünt in der Luft. Grün und weich ist unten der Rasen; in grüner Blätterfülle stehen Sträucher und Bäume; ein grüner Schein umgibt selbst die braunen Stämme der Palmen; und grün sind deren Kronen. Das ist prächtig. Und doch liegt in dieser exotischen Pracht etwas Geziertes und Gekünsteltes. Man kann nicht recht empfinden, daß dies Alles Natur ist, und kann den Gedanken an das Treibhaus nicht los werden. Und ist das wirklich ein Wald, dieser Palmenwald, in dem es keinen Schatten gibt, keinen Vogelgesang und kein Blätterrauschen? Man denkt an den deutschen Wald und sieht fremd zu diesen fremden Bäumen hinüber und fühlt, daß man nicht zu ihnen gehört.

Auf der rechten Seite der Straße ist das Meer, hinter dem Walde versteckt; und zwischen Straße und Meer, mitten in den Palmenhainen, haben sich die Europäer ihre Villen gebaut. Die Landhäuser weisen im Aeußeren keinen künstlerischen Schmuck auf; ihre Form ist sehr einfach. Die Hauptsache ist auch hier nur, luftig zu wohnen. Die Häuser bestehen, wie schon erwähnt, zumeist nur aus einem Erdgeschoß und dehnen sich möglichst in die Breite

aus. Je vornehmer der Besitzer ist, um so breiter ist das Haus. Häufig sieht man einen Vorbau, eine Art offene Halle, die senkrecht zu der Hausfront steht. Vor jeder Villa liegt eine weite Wiesenfläche, und ringsum stehen die Palmen. Ueberall sind breite Fenster und Thüren angelegt. Die Häuser haben mehr Oeffnungen als Wände. Alle diese Fenster und Thüren sind weit aufgethan und höchstens mit dünnen grünen Matten verdeckt. Von der Wiese zum Meer und vom Meer zur Wiese streicht die frische Luft durch das Haus. Alle Landsitze haben ihre Namen. Auch die deutsche Heimath kommt in diesen Namen zu Ehren, und man grüßt mit Sympathie ein Hamburg House. Das ist aber noch gar nichts. Es erscheint ein Haus, das ganz besonders malerisch im Grünen liegt. In der Nähe ist ein kleiner See, um den sich die Palmen gruppiren, jede in einer anderen Pose. Hier wäre gewiß gut wohnen. Es ist dumm, daß der Kutscher gar kein Einsehen hat und so rasch vorüberfährt. Wie dieser schöne Fleck Erde nur heißen mag? Der Name des Hauses steht auf dem weißen Mauerpfosten am Eingang des Gartens angeschrieben. Ist das möglich? Ja, es ist kein Zweifel, und deutlich und groß ist der Name zu lesen: Frankfurt House!

In den Wiesen vor den Häusern zirpen die Grillen, und manchmal ist der Chorus so laut und stark, daß es wie Schellengeläute klingt.

Die Straße führt durch die Singhalesen-Stadt. An jeder Seite zieht sich eine Reihe niedriger Häuser hin. Diese sind aus Holz, sehen ungefähr wie Meßbuden aus, und die ganze Stadt gleicht einem Jahrmarkt. Handwerker arbeiten auf den Straßen; in den Läden hängen Büschel von Bananen zum Verkauf aus; und es ist ein großes Durcheinander von braunem Volk. Die Singhalesen zeigen in ihrem Auftreten nicht die Kraft und die Würde, wie die Neger und Araber von Aden. Sie sind groß und schlank, aber sehr zierlich gebaut, mit feinen und dünnen Gliedmaßen, und haben ein fast weibliches Aussehen. Vielleicht liegt ihnen dies instinktiv im Bewußtsein, und so kommt es, daß sie sich in weiblicher Manier kleiden. In Deutschland kennt man sie von den wandernden Trupps her, die vor einigen Jahren in den großen Städten Europas zu Gaste waren. Man weiß also, daß das Haar der Singhalesen nach Frauenart geordnet ist, und daß jeder männ-

liche Singhalese einen großen Schildpatt-Kamm im Haar trägt, ähnlich denjenigen, mit welchen die deutschen kleinen Mädchen ihre widerspenstigen Locken von der Stirn zurückzuhalten pflegen. Das hauptsächliche Kleidungsstück der Singhalesen ist ein Kattunschurz, der vom Gürtel bis auf die Knöchel herabreicht, der wie ein sehr enger Unterrock aussieht und dessen Enden oberhalb der Hüften einfach in einen Knoten geschlungen werden. Der Knoten sitzt manchmal sehr hoch, das Gewand wird infolgedessen sehr lang, und die ohnehin großen Gestalten erscheinen durch dieses lange Untergewand noch größer. Die Frauen sind ganz ebenso gekleidet wie die Männer, und es ist schwer, die beiden Geschlechter ihrem Aussehen nach auseinanderzuhalten bei einem Volke, wo bereits die Männer Kämme im Haar tragen. Alle Singhalesen, denen man auf der Straße begegnet, haben Schirme in den Händen, — Schirme aus Schilfblätter-Geflecht oder ganz einfach schwarze europäische Regenschirme. Man wundert sich sehr, was denn diese Leute mit den Regenschirmen wollen, da sie doch baarhaupt gehen und fast nichts auf dem Leibe haben. Das Erstaunen wird noch größer, wenn ein kleiner Wolkenbruch niedergeht und man sieht, daß es keinem Singhalesen einfällt, das Regendach über seinem Haupte auszubreiten. Mit dem Aufspannen der Regenschirme wird gewartet, bis die Sonne herauskommt. Hierzulande braucht man Schutz vor der Sonne, und Niemand denkt daran, sich vor dem Regen zu schützen, der ja selbst ein Schutz vor der Sonne ist.

Braune Kinder laufen hinter unserm Wagen her, halten sich mit der Hand an dessen Rande fest, streicheln jedem Einzelnen die Stiefeln und versichern ihn, daß er ein „nice gentleman“ und ihr „good papa“ sei. Ich habe fünf kohlrabenschwarze Bälger an meiner Seite, die mich durchaus als ihren Vater reklamiren. Sie traben neben dem rasch rollenden Wagen einher, der Schweiß rinnt ihnen in hellen Tropfen über die Gesichter, aber sie werden nicht müde mir zu betheuern: „You are my father!“ Meine Reisegefährten wissen glücklicherweise, daß ich zum ersten Mal den Boden Ceylons betrete; ich brauche also für meinen Ruf nicht besorgt zu sein.

Ein hohes weißes Parkthor, in dessen oberem Theil blaue Götterbilder eingemauert sind, bildet den Zugang zum Hindu-Tempel. Nicht weit davon bezeichnet ein kleines rothes Ziegel-

haus die Stelle, von der aus der Weg zum Buddha-Tempel führt. Aber wir fahren erst nach Mount Lavinia.

Einen Berg kann man eigentlich Mount Lavinia nicht heißen. Es ist ein Hotel, das etwas höher als die Straße liegt, eine Art Seebad-Casino. Denn es geht auf einen Felsen hinaus, an dessen Fuß die Brandung schäumt; und wenn man hinten in dem kühlen, mit Asphalt gepflasterten Saale sitzt, so blickt man in weiter Rundsicht auf die grüne, hell von der Sonne beschienene Fluth und hört die Wogen über die Klippen und Steine des Strandes rauschen. Sonst ist da nicht viel zu sehen: ein paar Tische und Schränke aus braunem Holz mit indischer Schnitzarbeit von recht gewöhnlicher Art; eine arme alte Frau, die stumm auf der Erde hockt und aus Elfenbein geschnitzte kleine Elephanten zu verkaufen hat, rührend hilflose kleine Elephanten, um die sich Niemand kümmert; viel bunte Blüthen an den Bäumen um das Haus; und, unter den Blüthen schwärmend, ein farbenprächtiger großer Schmetterling, falls es nicht etwa ein kleiner Vogel ist. Ein Tropenkenner wird gerufen, das beflügelte Wesen flattert in die Lüfte und verschwindet, und man erfährt, daß man den ersten Kolibri gesehen hat. Die singhalesischen Kellner serviren das Breakfast. Zur Einleitung giebt es einen Fisch, das Hauptgericht ist ein Fisch, und dann kommt noch ein dritter Gang, der auch ein Fisch ist, aber ein anderer, so daß es immerhin an Abwechslung nicht fehlt. Als Dessert werden Früchte aufgetragen. Man ißt Orangen mit grüner Schale, Bananen und eben gepflückte Ananas, welch' letztere einen würzigen Geschmack von frischem Obst haben. Dann ist noch die Mangofrucht vorhanden. Sie hat einen starken Terpentin-Gehalt, und man muß sich nur daran gewöhnen, daß sie nach Petroleumlampe schmeckt. Dann aber soll sie köstlich sein.

Auf dem Rückwege machen wir vor dem Buddha-Tempel Halt. Ein schmaler Laubgang führt von der Straße ab. Am Ende des Ganges steigt man über ein paar Stufen zu einer Erhöhung, auf der mehrere kleine Häuser verstreut sind. Ganz oben ragt eine blaue kegelförmige Spitze, die eine Art Thurmknopf aus hellem Mondstein trägt. Das Ganze sieht einer Gruppe billiger Sommerwohnungen für Leute mittlerer Stände viel eher ähnlich als einem Tempel. Von Weihe ist nichts zu spüren; auf dem Gange zum

Tempel wird man unablässig von Bettelvolk begleitet. Der Pförtner stellt die jüngste Range als seinen Sohn vor; und die fortwährende Berührung mit buddhistischer Weisheit hat die Geistesgaben dieses hoffnungsvollen Kindes derartig geschärft, daß es, wenn man ihm erklärt, man habe kein Geld bei sich, mit unfehlbarer Sicherheit auf die Stelle der Hosentasche deutet, wo der Europäer das Portemonnaie zu tragen pflegt. Der Tempelpförtner selbst ist ein brauner Mann mit langem schwarzem Barte und einer Löwenstimme. Er reißt den Mund mächtig auf und brüllt seine Erklärungen den Besuchern in die Ohren. Vorher aber werden aufs Genaueste die Preise festgesetzt: zwei Rupien für die Besichtigung und außerdem etwas in die Armenkasse. Wenn man das Allerheiligste gezeigt haben will, wird es noch theurer. Wir begnügen uns mit so viel Heiligem, als man gerade für zwei Rupien sehen kann. Die Erklärungen bestehen zumeist in der Versicherung, daß Alles, was Einem vorgeführt wird, tausend Jahre alt ist. Tausend Jahre sind die Tempelhäuser, sind die Götterbilder und ist im Tempelgarten eiu heiliger Baum, der jedenfalls recht jugendlich aussieht für sein Alter. Wenn schon der Tempel tausend Jahre alt ist, so ist er doch jedenfalls ganz frisch gestrichen. Es riecht überall nach Oelfarbe, und selten hat wohl in der indischen Mythologie ein Gott so viel neue gelbe Tünche auf sich gehabt, wie der liegende Buddha im Tempel von Colombo. Der liegende Buddha ist in dreifacher oder vierfacher Menschengröße dargestellt. Der schwere Kopf lehnt in einer riesigen Hand, und als Stütze für die ganze Stellung dient der dicke gelbe Arm, der mit dem Ellbogen auf dem Boden ruht. In dem gelben Gesicht sind die grünen Augen weit geöffnet („Smaragd, tausend Jahr!" sagt der Führer). Dann ist noch ein stehender und sitzender Buddha vorhanden, sowie ein Wischnu, neben dem eine Cobra ihren scheußlichen platten Schlangenkopf aufrichtet. Alle diese Götterbilder werden in Glasschränken aufbewahrt, was Erinnerungen an das Panoptikum wachruft.

An eine Wand sind die Strafen und Qualen der buddhistischen Hölle aufgemalt. Die Malerei gleicht derjenigen auf den Leinwand-Vorhängen der Jahrmarkts-Bänkelsänger, die diese zur Illustrirung der von ihnen besungenen Mordthaten mit sich führen. Jedenfalls passiren den Leuten in der buddhistischen Hölle sehr

unangenehme Dinge. Man sieht einen Mann, dem ein Vogel die Zunge aus dem Munde herausreißt (selbst wenn man annimmt, daß dieser Mann während seines Erdenwandels sich der boshaften Bemerkungen nicht in genügendem Maße enthalten hat, so erscheint die Strafe doch etwas hart), und einen Andern, dem rothe Mäuse die Augen ausfressen. Künstlerischen Werth haben nur die Mosaik-Ornamente, die in die Decke und in den Fußboden eingelassen sind. Namentlich auf dem Fußboden kann man lebensvoll und getreu nach der Natur dargestellte Thierbilder finden. Auf die Thürschwelle eines der Häuser sind Geldstücke genagelt. (Ist das symbolisch aufzufassen und so zu deuten, daß auf der Schwelle zu aller Seligkeit das Geld lagert?) Ob Geld auch als Opfergabe dargebracht wird, läßt sich bei dem Tempel-Rundgang nicht ergründen. Man sieht nur geopferte Blumen, weiße, stark duftende Blumenkelche, die unserm Jasmin ähneln und infolge ihrer rituellen Verwendung den Namen der Buddha-Blume führen. Sie liegen ohne Blätter und Stengel auf schwarzen Tischen, die vor den Glasschränken mit den Götterbildern stehen. Auch in der blauen Thurmspitze sind außen Nischen zur Niederlegung von Opferblumen angebracht.

Der Priester hat seinen Sitz in dem hinteren Gelasse eines der Häuser. Auf dem Tisch steht die Tempel-Bibliothek. Sie enthält indische Bücher, einige englische Seeräuber-Romane und einen Band einer deutschen Ausgabe von Schiller's Werken, in dem sich der „Abfall der Niederlande" befindet. Eine kleine Punkah ist über dem Lehnstuhl angebracht, worin der fromme Mann sitzen und die heiligen Schriften studiren soll. Aber sei es, daß ihm die heiligen Bücher nichts Neues mehr zu sagen haben, sei es, daß selbst jener behagliche Lehnstuhl ihm nicht bequem genug dünkt, — der Priester sitzt nicht auf seinem Platze, sondern liegt, in gelbe Decken gehüllt, vor dem Hause auf der Erde, läßt sich von der Sonne bescheinen und ist in tiefe Meditationen versunken. Offenbar um nicht von den profanen Dingen der Außenwelt abgelenkt zu werden, hat er die Augen geschlossen. Er regt sich nicht, und man könnte meinen, er sei im Nirwana. Eigenthümlich ist nur, daß aus dem geöffneten Munde Töne herausdringen, die den Gedanken erwecken, daß Derjenige, der den Weg zum Nirwana gefunden, dort eine schwere Säge-Arbeit verrichten muß.

V. Singapore.

1. Mai. Zwischen Singapore und Hongkong.

(Das Bild der Stadt. — Straßenleben. — Arbeitstheilung der Chinesen. — Die Rickshas. — Die Hitze. — In Hemdsärmeln. — Der Reiz der Jahreszeiten. — Im botanischen Garten. — Das Chinesen-Viertel. — Die europäisch-chinesische Konkurrenz. — Chinesische Arbeiter und Handwerker. — Im Parsi-Theater.)

Die europäische Stadt liegt an der Rhede. Die Häuser stehen unmittelbar am Wasser oder in nächster Nähe, damit der kühle Seewind hineinkomme (man muß sich ihn aber nicht allzu kühl vorstellen, diesen Seewind von Singapore, anderthalb Grad vor dem Aequator). Die Geschäftshäuser drängen sich in einigen Straßen zusammen. Telegraph und Bank, die wichtigsten Hilfsmittel des Handels, thun sich durch Monumentalgebäude hervor. Namentlich der Bankpalast hat eine imposante Ausdehnung. Der Stil ist eigener Art. Es gibt offenbar eine besondere moderne indische Architektur, welche Säulen, Erker, Rund- und Spitzbogen in neuartiger Mischung verwendet und an die Renaissance-Bauweise erinnert, ohne ihr zu gleichen. Charakteristisch und wirkungsvoll ist eine einzige Reihe ganz kleiner grüner Säulen in der sonst weißen Façade. Dieses architektonische Detail findet man mehrmals wieder. Die neuen weißen Bauten weisen schwärzliche Stellen auf, wo die Verwitterung bereits ihr Werk gethan hat. In dieser feuchten Hitze altern die europäischen Häuser nicht weniger rasch, als die europäischen Menschen. Die Consulate sind bescheiden in Stockwerken von Geschäftshäusern untergebracht. Unmittelbar am Wasser liegt der Singapore-Klub. In dem geräumigen Speisensaale, in dem zahlreiche Punkahs durch die Luft wehen, schmeckt das Tiffin vortrefflich. Man lernt

da insbesondere als Dessert eine Gula Malacca kennen, ein malayisches National-Gericht: Grütze mit Cocosnuß-Milch und braunem Cocosnuß-Saft, der einen würzigen Malzgeschmack hat. Nachher nimmt man seinen Kaffee auf der mit durchsichtigen grünen Matten verhängten Veranda und sieht nach den Schiffen und der im Sonnenlicht blinkenden Rhede.

Die Handels-Niederlassung stößt seitwärts an einen Fluß, über den eine kleine eiserne Brücke führt. Indische Schutzleute in gelber Tropen-Uniform halten darauf Wacht, Riesengestalten, ernst und schweigsam. Man sieht von der Brücke aus auf den Fluß, der dicht besetzt ist mit hunderten von kleinen überdachten Booten, welche stilliegen. Das Flußbild wird malerisch abgeschlossen durch eine Reihe von blauen Häusern am Ufer. Es sind Häuser von Eingeborenen.

Die Straße führt über die Brücke und vorbei am Gouvernements-Gebäude, vor dem auf einem Denkmal-Sockel ein kleiner bronzener Elephant steht, zum Hôtel de l'Europe. Das ist das größte Hotel von Singapore. Das Etablissement setzt sich aus drei oder vier langgestreckten Häusern zusammen, die alle einstöckig und alle aus Holz sind. Die Zimmer sind primitiv eingerichtet, aber sauber gehalten. Es schläft sich gut in dem großen Bett unter dem Mosquito-Netz. Zu jedem Zimmer gehört ein Baderaum. Auch auf die Bade-Einrichtung ist nicht viel Raffinement verwendet: man stellt sich in eine Art Schaff und begießt sich mit einem blechernen Schöpftopf. Das Essen ist schmackhaft; nur möchte ich Jedem, der nach mir dort einkehren sollte, den Rath geben, von dem Pilsener Bier abzustehen. Es ist nichts von Bier in dem Getränk, wohl aber ein starker Zusatz von Copirtinte, und nicht einmal von der besten. Der Besitzer des Hotels ist ein Deutscher, Herr Becker, der sich in zuvorkommendster Weise seiner Gäste annimmt. Die Bedienung wird ausschließlich von Chinesen besorgt, von einer ganz unberechenbaren Menge Chinesen in weißen Waschanzügen. Die Arbeitsscheidung ist bis aufs Kleinste durchgeführt. Jeder Chinese hat seine bestimmte Aufgabe, und was nicht zu dieser Aufgabe gehört, das thut er nicht. Bei Tisch gibt es Chinesen, die die Teller wegnehmen; aber niemals wird sich einer von ihnen herbeilassen, ein Getränk zu bringen, so oft man es auch bestellen mag. Dazu sind wieder besondere Chinesen da. Es gibt sogar einen Chinesen, dem

ganz allein die Sorge für ein gewisses Geräth obliegt, das in keinem Schlafzimmer fehlen darf. Er waltet seines Amtes mit Pünktlichkeit und Würde und kommt täglich mehrmals nach dem Geräth sehen, für das er verantwortlich ist. Aber er thut nur das, und wenn man ihn um ein Streichholz zu einer Cigarre bittet, so macht er höchstens die Konzession, daß er den Streichholz-Boy heraufschickt, und auch dazu läßt er sich nur herbei, wenn man ihm sympathisch ist.

Vor dem Hôtel de l'Europe, zwischen der Straße und dem Meere, liegt ein weiter Wiesenplan. Am Spätnachmittag ist er von Hunderten von Tennis-Spielern erfüllt, während auf der Straße die zweispännigen Landauer der Singapore-Kaufleute vorüberrollen, geführt von den braunen Malayen-Kutschern. Als Miethswagen dienen ganz leichte einspännige Gefährte, welche die Form kleiner Omnibusse haben. Das gebräuchlichste Verkehrsmittel (wenn es auch von den eleganten Leuten gemieden wird), ist aber die Rickscha. In Singapore zählen diese von braunen Kulis gezogenen Wagen nach Tausenden. Zu allen Tages- und Nachtzeiten sieht man sie massenhaft in den Straßen herumrollen. Zuerst widerstrebt Einem ein wenig der Gedanke, daß man sich von einem Mitmenschen im Wagen herumziehen lassen solle. Aber schließlich läßt man sich auch von einem Mitmenschen die Stiefel putzen. Ferner muß man erwägen, daß man solch' armem Teufel einen Gefallen thut, wenn man ihm Gelegenheit gibt, ein Paar Cents zu verdienen. Die moralischen Bedenken schwinden vollends, wenn man in der Rickscha fährt und sieht, daß dem Kuli seine Zieharbeit anscheinend ganz und gar nicht schwerfällt. Man sitzt im Wagen, dessen Schlag mit japanischer Lackarbeit verziert ist, und hat vor sich den nackten braunen Rücken, der sich stets gleichmäßig hin und her wiegt und sich im Laufen mit Schweißtropfen bedeckt. Aber kein Keuchen wird hörbar, kein rascherer Athemzug ist zu bemerken. Im kurzen, wohlabgemessenen Trabe geht es dahin, solange man nur irgend will, eine halbe Stunde, dreiviertel Stunden, eine ganze Stunde. Selbst im stärksten Gewühl, wenn von allen Seiten die Rickshas aufeinander zukommen, gibt es nie einen Zusammenstoß. Mit kurzen Rufen wird das Alles unter den Kulis geregelt, und geschmeidig findet der kleine Wagen seinen Weg durch alles Straßentreiben und alle Hindernisse hindurch. Viele sitzen in der Rickscha

und lesen ihre Zeitung; und am Abend kommt auch einmal eine Rickscha vorüber, in der ein Liebespaar seine Zärtlichkeiten austauscht; langsam trabt der Kuli dahin, weniger wohl, weil er das Idyll seiner Passagiere nicht stören will, als vielmehr, weil ein Liebespaar sich nothwendiger Weise aus zwei Personen zusammensetzt, die schwerer vom Fleck zu bringen sind, als eine einzige.

Ob man die Rickscha nehmen will oder nicht — man kann ihr nicht entgehen. Wenn man zu Fuß durch die Stadt wandert, so sind Einem unablässig ein paar Kulis auf den Fersen, die ihre Wägelchen mit sich schleppen. Sie wissen sehr wohl, daß unfehlbar der Augenblick kommen muß, wo der Spaziergänger in diesen so übermäßig langen Straßen ermüden und ein Fuhrwerk herbeiwünschen wird, um nach Haus zu fahren. Der Augenblick kommt. Man steigt in die nächste Rickscha und gibt die Adresse seines Hotels an. Der Kuli zieht los. Man ist froh, im Wagen zu sitzen, und ruht aus; aber nach einiger Zeit findet man doch, daß die Fahrt etwas lange dauert. Sollte man sich so weit vom Hotel entfernt haben? Die Rickscha rollt und rollt. Endlich hält sie still. Die Straße ist fremd, und weit und breit ist kein Haus zu sehen, das auch nur entfernt einem Hotel gliche. Es stellt sich heraus, daß der Kuli die Adresse nicht verstanden hat und einfach nach einer beliebigen Richtung gelaufen ist, um das Fahrgeld zu verdienen. Das niedere Volk in Singapore kann kein Englisch und spricht ausschließlich malayisch oder chinesisch. Das Malayische ist die Verkehrssprache. Alle Kaufleute in Singapore müssen malayisch reden, um sich mit ihren orientalischen Angestellten zu verständigen; auch zwischen Europäern und Chinesen dient das Malayische als Umgangssprache. Die Rickscha-Kulis haben also, wenn man ihnen einen englischen Fahr-Auftrag ertheilt, niemals eine Ahnung, wohin sie fahren sollen, was sie aber nicht im Mindesten hindert, vergnügt draufloszutrotten. Wenn sie sehen, daß sie es mit einem Fremden zu thun haben, so bringen sie ihn gewöhnlich nach dem zuletzt angekommenen Dampfschiff hin; oder aber sie setzen ihn mitten in Malay Street ab; und der Unglückliche, der nach dem Botanischen Garten wollte, sieht auf einmal Gruppen von japanischen jungen Damen auf dem Trottoir erscheinen, die ihm mit ausgestrecktem Arm und abwärts gekehrter Hand zuwinken und ihm versprechen, die Jonkina zu tanzen. . . .

In der Nähe des Hôtel de l'Europe erhebt sich mitten auf einer grünen Wiese die St. Andrews-Kathedrale. Auch sie sieht grau und verwittert aus, als hätten viele Jahrhunderte an ihr gebröckelt, und doch sind gewiß kaum einige Jahrzehnte über sie hingegangen. Das Innere enthält keinen Schmuck. Die Wände sind weiß getüncht. Einige schöne bunte Glasfenster dämpfen das draußen so grelle Licht ab, und doch ist es schwül selbst unter dem hohen gothischen Steindach dieser Kathedrale. Das ganze Schiff ist mit weißen Punkahs erfüllt; sie hängen quer von Mauer zu Mauer, und es kommt eine fast auf jede Kirchenbank. Eigenthümlich muß diese Tropen-Andacht sein, wo die Gläubigen ihr Gebet zum Himmel senden, während die Punkahs sich über der Gemeinde hin- und herschwingen, damit es ihr beim Beten nicht zu heiß werde.

So mag man in Singapore gehen, wohin man will, überall, selbst in der Kirche, findet man die Hitze wieder. Das ganze Leben wird von ihr beherrscht und gestaltet. Man merkt ihren Einfluß an den Gebäuden, wie an den Kostümen. Der Europäer ist in Singapore unweigerlich ein Mann im weißen Anzug; und wenn man auf den weißen Anzug ein paar Metallknöpfe oder auf den Tropenhelm ein paar stählerne Beschläge setzt, so hat man den Beamten oder den Militär. Im deutschen Konsulat sah ich zwei Herren in Weiß die Treppe hinaufgehen; der eine war ein Detektiv, der andere sein Gefangener. Und einmal stand ich irgendwo und bemerkte einen Mann im weißen Anzug, mit dem Tropenhut auf dem Kopfe, der mir fremd war und doch etwas bekannt vorkam. Ich hatte ihn sicher schon einmal irgendwo gesehen, und das war auch richtig: ich stand vor einem Spiegel, und der fremde Mann war ich selber. In den Bureaux sitzen die Leute ohne Rock und Weste bei der Arbeit, mit hochaufgekrempelten Hemdsärmeln. Sobald ein Besucher empfangen werden soll, werden die Hemdsärmel heruntergestreift, und auch das nur, wenn er eine Persönlichkeit von Rang ist.

Die Hitze dauert Tag und Nacht und bleibt sich das ganze Jahr über gleich. Stets ist dasselbe Wetter, und überall ist dasselbe weiße Licht, das auch durch die dichtesten Baumkronen dringt. Man denkt daran, daß es jetzt in der Heimath gerade Frühling ist und daß in linder Luft, unter mildem Sonnenschein, die Bäume zu

blühen beginnen; und man begreift, daß alle Herrlichkeit der Tropen-Natur nicht aufkommt gegen das, was wir haben: gegen den Wechsel der Jahreszeiten. Wir brauchen das, wir Menschen. Wir brauchen Werden und Vergehen. Der Reiz liegt viel weniger in der Schönheit der Natur, als darin, daß sich diese Schönheit wie eine Erfüllung unserer Hoffnung entfaltet. Wir sind nicht geboren, um immer im Licht zu leben, sondern wir sind geboren, um uns immer danach zu sehnen. Und wenn man so durch Singapore geht, so hat man doch eigentlich fortwährend das Gefühl, wie froh man ist, daß man nicht unter diesen Bäumen, die das ganze Jahr über so erbarmungslos grün sind, zu leben braucht, nicht unter diesem Lichte, das stets in gleichförmiger Helle die Luft erfüllt und dem man nicht entrinnen kann, um irgendwo in der Dämmerung mit seinen stillen Gedanken zu verkehren. Man geht gern wieder aus Singapore weg, — auch deshalb, weil in dieser heißen Stadt kühl nur die Menschen sind.

Die europäischen Kaufleute wohnen außerhalb der Stadt in ihren Bungalows. Man kommt durch das Villen-Viertel, wenn man nach dem Botanischen Garten fährt; aber man sieht keine einzige Villa. Hier und da zweigt sich zur Rechten und zur Linken der Straße ein Weg ab, und an der Straße ist ein Name zu lesen; aber das Landhaus selbst ist vollständig verdeckt und vergraben im dichtesten Grün. In den Gärten, nahe der Straße, stehen Palmen, deren Blätter sich oberhalb des Stammes zu einem prachtvollen Fächer ausbreiten. Der Botanische Garten ist eine musterhafte Anlage. Er zieht sich über mehrere Hügel und enthält in Fülle Alles, was zur Tropen-Flora gehört. Schatten ist aber nur in wenigen Baum-Alleen zu finden. Diejenigen Besucher, in denen sich die Leidenschaft für die Botanik nicht recht hat entwickeln können, kommen auf ihre Rechnung durch die Anwesenheit einer schönen Riesenschlange (wer hätte nicht Freude an einer Riesenschlange?), die der Sultan des benachbarten Johore dem Botanischen Garten geschenkt hat. In den Wäldern der Halbinsel Malacca, selbst in der Nähe von Singapore, ist die Riesenschlange keine Seltenheit. Der Tiger ist in jenen Wäldern ein beliebtes Jagdthier. Kein Wunder also, daß der Botanische Garten auch einen Tiger besitzt. Ferner gibt es da mehrere Pelikane und andere große exotische

Vögel mit herrlich buntem Gefieder. Das Drolligste aber ist ein schwarzer Pavian von ausgeprägt menschenfeindlicher Gesinnung, der kleine Steine auflieſt und sie nach den Leuten wirft, die indiskret genug sind, sich vor seinen Käfig hinzustellen. Ein kleines Krokodil schnappt augenblicklich zu, wenn man ihm mit dem Spazierstock in der Schnauze herumstochert. Es scheint, daß Krokodile dies nicht lieben.

Unmittelbar an die europäische Niederlassung, die sich gleichsam nur als die äußere Linie der Stadt am Meere hinzieht, schließt sich das Chinesenviertel an. An Ausdehnung übertrifft es die europäische Ansiedelung vielleicht um das Zwanzigfache, an Volkszahl jedenfalls um das Tausendfache, und so ist Singapore die erste chinesische Stadt, die man auf der Fahrt nach Ostasien kennen lernt. Der Chinese ist in Singapore Proletarier, Kleinbürger und erscheint sogar auch als großer Bourgeois. Denn es gibt dort mehrere chinesische Millionäre, die sich ihre Häuser in nächster Nähe des europäischen Settlement gebaut haben, — Häuser von phantastischer Buntheit, bemalt, vergoldet, geschnitzt vom Dachgiebel bis zum Boden. Vor jedem Hause ist ein kleiner Garten, in dem ganze Reihen von Porzellan-Figuren stehen, nach der Gepflogenheit von Canton, wo das chinesische Rococo seine Heimath hat. Man ist zuerst versucht, diese Häuser für Theater-Dekorationen zu halten, so unwahrscheinlich sehen sie aus; dann meint man, es müßten doch mindestens Tempel sein. Ueberhaupt beginnt in der Chinesenstadt von Singapore die Welt der Unbegreiflichkeiten. Eine Fülle neuer Eindrücke strömt auf den Reisenden aus dem Westen ein, eine Fülle neuer Formen thut sich kund, und man hat lange zu thun, bis man das Chaos entwirrt und in diesen neuen Formen den alten Lebensinhalt wiedergefunden hat, der doch im Wesentlichen derselbe ist überall, wo Menschen wohnen, auf dieser Seite der Weltkugel, wie auf jener. Immerhin bleibt noch Manches unerklärt. Man geht oft ganze Straßen lang, ohne recht zu verstehen, und Alles in Allem hat man hier zum ersten Mal seit der Abfahrt das volle Bewußtsein, daß man in Asien ist.

Wenn ich Mittheilungen glauben darf, die mir unterwegs gemacht worden sind, so reißen in Singapore die Chinesen immer mehr den Handel an sich, den großen wie den kleinen. Sogar in

der Verwaltung der Kolonie beginnen sie eine Rolle zu spielen. Der chinesische Arbeiter, Tagelöhner oder Handlungs-Commis schlägt jeden andern aus dem Felde. Mit dieser Ausdauer, dieser Genügsamkeit, dieser Billigkeit ist kein Wetteifer mehr möglich. Der Chinese kennt keine Feierstunde und keinen Sonntag. Er arbeitet durch von früh bis in die Nacht, Tag um Tag, jahraus, jahrein. Er hat nie das Bedürfniß, sich auszuruhen. Er ist imstande, fortwährend einer mechanischen, geisttödtenden Thätigkeit obzuliegen, bei der ein europäischer Arbeiter auf die Dauer wahnsinnig werden würde. Bei alledem ist er stets zufrieden und stets heiter, und es scheint ihm niemals einzufallen, daß es ein besseres Leben geben könnte, als dasjenige, das er führt.

Der Chinese also thut jede Arbeit in Singapore, die höhere wie die niedere. In Europa heißt es: „Gehen Sie zum Schneider oder zum Schuster!" In Singapore sagt man: „Gehen Sie zum Chinesen!" Hinter den Schaltern der Post sitzt der Chinese und verkauft Briefmarken. In der Bank führt er die Kassenbücher und hantirt mit den schönen mexikanischen Silber-Dollars und den so unsäglich schmutzigen Noten der Hongkong- und Shanghai-Bank. Dann sitzt er in den Läden und Gewölben der Chinesenstadt und übt jedes nur erdenkliche Handwerk aus. Obgleich in allen diesen Gewerbebetrieben eine alle europäischen Begriffe übersteigende Zahl von Arbeitskräften verwendet wird, bleiben immer noch Tausende von Chinesen beschäftigungslos, welche als Kulis sich zu allen Handreichungen verdingen, die gerade verlangt werden. In den Docks vor Allem herrscht ein unbeschreibliches Gewimmel von diesen halbnackten gelben Tagelöhnern. Hier, wo der Mensch in solchen Massen auftritt, daß man ihn zu Hunderten und Tausenden zusammenrafft, um *eine* Arbeitskraft daraus zu bilden, wo es auf den Einzelnen absolut nicht ankommt, wo nichts leichter ersetzbar ist, als ein einzelner Mensch, — wie steht es hier mit der Individualität? Wie sieht es in der Seele eines solchen gelben Menschen aus, der nichts ist, als ein wenig Muskelspannung in einem großen Menschenkraftbetriebe? Es wäre ein recht quälender Gedanke, wenn man wüßte, daß solch' ein Kuli auch eine Menschenseele hat, ganz ähnlich der unseren. Darum ist es gut, daß man nichts davon weiß und daß man seine Skrupel beschwichtigen kann, indem

man sich einredet, ein Kuli habe nur eine ganz gewöhnliche Kuli-Seele.

In der Chinesenstadt erinnern die breiten, geraden und verhältnißmäßig sauberen Straßen daran, daß man sich in einer englischen Kolonie befindet. Auf jeder Straßenseite stößt Laden an Laden ohne Zwischenraum, und die Fülle der Bedürfnisse muß eine ganz erstaunliche sein, wenn jeder dieser Kaufleute und Handwerker auf seine Kosten kommt. Die Verbrauchsmagazine und Werkstätten haben nach der Straße überhaupt keine Wände, und man sieht tief in ihr Inneres hinein. Es wird fleißig geschafft. Noch spät in der Nacht sitzen überall die Leute bei der Arbeit. Sie sind fast alle nackt bis zum Gürtel; und während bei uns zu Hause ein Schneider seine drei oder fünf Gesellen beschäftigt, ist hier ein Schneider-Atelier mit zwanzig oder dreißig halbnackten Chinesen gefüllt, die gedrängt beieinandersitzen. Mit Wehmuth gedenkt man der Pariser Ateliers, wo Mademoiselle Margot und Mademoiselle Angèle ihre Lockenköpfe über die Arbeit beugen und mit ihren kleinen Fingern anmuthig die Nadel führen. Hier wird Niemand in Gefahr kommen, sich mit einer Modistin zu kompromittiren, weil die Modistin ein dicker Chinese ist, der die Nadel vor seine mächtige Hornbrille hält, um den Zwirn einzufädeln. Der chinesische Schneider arbeitet übrigens rasch und vortrefflich, sobald man erst einmal mit ihm über den Preis einig ist. Das ist freilich keine Kleinigkeit; und wenn man bereits heruntergehandelt hat, so weit die Kräfte reichen, dann kommt er, nimmt Maß unter unendlichem Kopfschütteln und erklärt, der Master müsse unbedingt einen Dollar mehr zahlen, weil er gar so dick sei.

Ueberraschend ist die große Anzahl der chinesischen Uhrmacher. In fast jedem Laden, so chinesisch er sein mag, hängt denn auch die europäische Wanduhr, die wahrscheinlich ebenfalls wieder von einem Chinesen gemacht ist. Auch der Nähmaschine bedient man sich mehrfach in den chinesischen Geschäften. Dasjenige Erzeugniß der europäischen Kultur aber, das am siegreichsten sich die chinesische Welt erobert hat (soweit man wenigstens nach Singapore urtheilen kann), ist die Petroleumlampe. Sie fehlt nirgends, in keinem Haushalt, auf keinem Arbeitstische. Es gibt Hängelampen, und es gibt Lampen mit vervollkommneten Brennern neuesten Systems.

Zumeist aber sind es einfache weiße Lampen mit weißen Glocken. Und es ist seltsam, all' die fremden gelben Gesichter in dem wohlbekannten freundlichen Lichtkreise zu sehen, der an die heimathliche Abendstunde erinnert und an den Familientisch mit den fernen Lieben.

Im Hintergrunde jedes Ladens, an der dem Eingang gegenüberliegenden Wand, ist der Hausaltar. Der Chinese geht nicht in die Kirche; er will seine Götter zu Hause haben, umsomehr, als die einzigen Götter, deren Kultus er gewissenhaft beobachtet, die Geister seiner eigenen Vorfahren sind, die also auch nach ihrem Tode noch zur Familie gehören. So sitzen diese Chinesen-Götter im Laden und wachen darüber, daß Tak Cheong seine Stiefeln oder daß Kwong Woo seine Kleider mit Vortheil verkauft, was sie um so leichter regeln können, als sie der Sache in nächster Nähe beiwohnen. Dafür haben die Ahnen-Götter aber auch einen Altar voll schöner zinnerner Gefäße, die wie Silber glänzen; und allabendlich zündet der bezopfte Lehrjunge Weihrauchstäbchen an und trägt sie in einem Topf auf den Altar. Es gibt eine Straße, die lediglich aus Theehäusern mit Damen-Bedienung besteht. Hier sind die Hausaltäre besonders prächtig, und die Damen vom Hause sitzen um sie herum und erwarten die Kundschaft.

Am Abend baumeln vor den Ladenthüren die mächtigen chinesischen Papier-Laternen. Drinnen sitzen die fleißigen Arbeiter beim Abendessen. All die halbnackten gelben Leiber sind über den Tisch gebeugt, die Eßstäbchen, die beide in derselben Hand gehalten werden, sind in eifriger Bewegung. Schalen werden an den Mund gesetzt und mit kräftigen Schlucken geleert. Man ist mit Essen beschäftigt und redet wenig. Wenn sich ein Fremder an die Thür stellt, so beachtet man ihn kaum. Einige Köpfe heben sich und senken sich gleich wieder auf das Nachtmahl. Man stößt sich ein wenig in die Seiten: „Sieh' doch den drolligen Kerl!" Man lächelt und ißt weiter. Und kaum ist abgeräumt, so geht es gleich wieder an die Arbeit. Einige freilich machen Feierabend, setzen den grauen europäischen Filzhut, der in der Mitte eingekerbt ist, auf das bezopfte Haupt und gehen auf Abenteuer aus. Oder sie stehen vor den Hausthüren und rauchen die Pfeifen mit dem langen geraden Pfeifenstock. Oder, wenn sie empfindsame Seelen sind, so hocken sie auf Stühlen, im dämmerigen Halbdunkel der Hausthore, und machen

Musik. Einer entlockt einer Holzflöte Melodien, die an das Geschrei unartiger Kinder erinnern. Ein Anderer hält zwischen den Knien das langhalsige chinesische Streich-Instrument, das in seiner Form an die Neger-Guitarre erinnert und schrille, hohe Töne von sich gibt. Es finden sich manchmal lyrisch gestimmte Nachbarn, die im Chor dazu singen, und das wird dann ganz besonders schlimm. Alle Straßen sind gedrängt voll. Die Menge wogt durcheinander, fächelt sich, lacht, unterhält sich in unverständlichen Kehllauten. Fortwährend bahnen sich die Rickshahs ihren Weg durch die dichten Gruppen. Unter freiem Himmel haben sich die Garküchen aufgestellt. Ganze Straßen sind angefüllt damit. Am Eßtisch, im Scheine der Petroleumlampen, sitzen die Gäste und nehmen aus allerlei Schalen allerlei unbegreifliche Getränke zu sich. An Gestellen über den Tischen hängen Fleischstücke, gerupfte Hühner und geschuppte Fische. Unter den Rosten glühen die Kohlen, und es brodelt und dampft aus vielen Töpfen. Die Straßen sind hell erleuchtet von allen den Lampen. Kein Lufthauch bewegt sich, die Schwüle ist drückend; und über Allem liegt jener schwere China-Geruch, — ein Geruch von Rauch und Armuth, von ranzigem Fett, Opium und gelben Menschen . . . . .

Abends thun wir uns zu Mehreren zusammen und fahren ins Parsi-Theater. Jeder steigt in eine Rickscha, und Rickscha hinter Rickscha geht es im scharfen Trabe und mit lautem Halloh durch die wimmelnden Straßen der Chinesenstadt. Die indische Schauspieler-Truppe hat ihr Theater auf einem Platze in der Vorstadt aufgeschlagen, auf dem elektrische Bogenlampen brennen. Das Theatergebäude ist aus Holz und Wellblech, wie ein wandernder Cirkus. Daneben stehen einige Buden, in denen erfrischende Getränke verkauft werden; auch wird Edison's Phonograph gezeigt. Im Innern ist ein Parquet mit Rohrstühlen und eine Gallerie mit langen Bänken. Auf diesen Bänken sitzen Malayen, schlenkern mit den braunen Beinen und vertreiben sich die Zeit bis zum Beginn der Vorstellung möglichst angenehm dadurch, daß sie ins Parquet spucken. In der ersten Reihe der Orchester-Fauteuils hat eine Japanerin Platz genommen. Der schwarze Chignon glänzt festlich und über die Lehne des Stuhles, auf dem sie sitzt, hat sie ihr feines Umschlagetuch gebreitet. Die sonstigen Parquet-Besucher sind einige

Chinesen, die dicke Cigarren rauchen, und sehr wenige Europäer in weißen Anzügen.

Eine Glocke wird lange und heftig geläutet. Der Vorhang rollt sich auf, und wir sehen in den Garten eines indischen Königspalastes. Im Hintergrunde schläft der schöne Prinz Kamruzzaman auf einem rothen Plüschsopha, weil er eben ein Prinz ist und sich jeden Luxus gestatten kann. Kamruzzaman ist so schön, daß die Feen Bazmara und Simtan, die ihn schlafen sehen, in Liebe zu ihm entbrennen und den Entschluß fassen, ihn zu entführen. Jede steigt aus einer Versenkung auf, um uns ihren Seelenzustand anzuvertrauen. Beide Rollen werden von Männern gespielt. Bazmara trägt ein rothes Kostüm und hat blaue Tuchflügel am Rücken angebunden; Simtan erscheint in Schwarz mit silbernen Sternen darauf und hat rosa Flügel. Das Stück spielt sich größtentheils in langen Monologen ab, die gesungen werden. In der rechten wie in der linken Seiten-Coulisse steht ein Harmonium und daneben eine Handtrommel. Vor diesen Instrumenten sitzen rechts und links zwei Indier und bilden das Orchester. Die Melodien sind eintönige, reizlose Recitative, die sich in wenigen Moll-Lauten bewegen. Die Darsteller singen durch die Nase, und das Harmonium begleitet. Und zwar spielt, während Bazmara singt, das Harmonium in der rechten Coulisse; sobald aber Simtan seine Stimme erhebt, setzt das Harmonium in der linken Coulisse ein. Auf diese Weise soll offenbar dargethan werden, daß man es mit Persönlichkeiten verschiedenen Charakters zu thun hat. Man kann sich vorstellen, wie sehr dies die Aufgaben des Bühnendichters erleichtern muß: ein guter Mensch ist derjenige, der mit dem Harmonium zur Rechten singt; das Harmonium zur Linken bezeichnet das Bereich des Bösen. Die sympathischen Persönlichkeiten geben sich ferner dadurch zu erkennen, daß sie Coloraturen in ihren Gesang einlegen. Der schöne Prinz Kamruzzaman trillert und tremolirt unaufhörlich, weil er eben der Held des Stückes ist. Die Handtrommel neben dem Harmonium tritt in Action, sobald sich wichtige Ereignisse auf der Bühne vorbereiten. Sie wird energisch gerührt, um dem Publikum begreiflich zu machen, daß ein dramatischer Moment gekommen ist und daß es jetzt nur aufzupassen braucht, um etwas zu erleben.

Prinz Kamruzzaman erwacht, dehnt sich, gähnt und tritt in den Vordergrund der Bühne. Er hat lange schwarze Haare und eine Adlernase. Auch besitzt er die interessante Bläße gewisser Klavier-Virtuosen. Es ist bekannt, wie sehr dieses Genre männlicher Schönheit den Damen zusagt, und daher ist auch in der plötzlich aufgelohten Leidenschaft von Bazmara und Simtan nichts, was man nicht nachfühlen könnte. Aber der König hat von einem Wahrsager erfahren, daß sein Sohn entführt werden soll, und er tritt nun auf, um rasch die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Man läßt sich nicht gern einen Sohn entführen. Denn nichts fehlt Einem hinterher so, als ein Sohn. Der König trägt einen falschen schwarzen Bart und eine blaue Seidenmütze mit Perlenschnüren. Er streichelt dem Prinzen die Schulter und gibt seinen Schmerz mit solcher Bewegung kund, daß das Harmonium zur Rechten, das seinen Gesang begleitet, kaum nachkommen kann. Es wird beschlossen, an Stelle des Prinzen einen Neger auf den Plüschdivan zu legen und ihn in den königlichen Purpur zu hüllen, der aus einem rothen Bettlaken besteht. Der Neger ist die komische Person des Stückes. Er wird von der Dienerschaft auf den Divan gelegt und treibt dabei allerlei Schabernack mit der rothen Decke. Auch ragt immer ein Bein in die Luft, und wenn die Diener dieses niederdrücken, so fährt ein Arm in die Höhe, und umgekehrt. (Wie doch alle Hanswurste in allen Theatern der Welt auf dieselben Klownspässe verfallen!) Die Feen entführen schließlich den Neger statt des Prinzen, welcher Irrthum nur dadurch erklärlich ist, daß auf Befehl des Königs die Bühnenlampen heruntergeschraubt worden sind.

Das ist der erste Akt. Es gibt deren noch fünfzehn, und das Stück dauert ungefähr eine Woche. Leider fuhr am nächsten Morgen unser Dampfer weiter, und so werde ich bis an mein Lebensende nicht wissen, ob Bazmara und Simtan nicht schließlich doch noch ans Ziel ihrer Wünsche gelangt sind oder ob sie sich ganz einfach mit dem Neger begnügt haben, was immerhin das Vernünftigste gewesen wäre, wenn sie den Prinzen nun einmal nicht bekommen konnten.

VI. Hongkong.

Hongkong, 12. Mai.

(Sonnenuntergang. — Die Pest. — Das Kolonisationsgenie der Engländer. — Chinesischer Arbeitsdrang. — Auf dem Peak. — Die Deutschen in Hongkong. — Vom Prinzen Heinrich. — Der „Shanghaitiger". — Straßenleben. — Die Sänften. — Gold- und Silber-Industrie. — Ein Importartikel für Europa. — Der chinesische Kaufmann. — Chinesische Dienstboten. — In der Villa „Englisland".)

Der Dampfer fährt an vielen Inseln vorüber. Es sind lauter Hügel, die im Wasser stehen, einzeln oder mehrere zusammen. Eine dünne Schicht Grün bedeckt sie, jenes ärmliche Grün, das zur Noth noch auf dem Felsen wachsen kann; und manchmal ist das grüne Gewand abgeschabt oder durchlöchert, und der steinerne Bergleib schaut hervor. Früher haben hier die Piraten gehaust. Jetzt sind sie ausgerottet — die Engländer haben mit ihnen ganze Kriege führen müssen —, aber einladend sehen die Inseln noch immer nicht aus. Und das soll das Reiseziel sein? Das neue Land, um dessentwillen man vier Wochen übers Meer gefahren ist? Die Gedanken fliegen nach der Heimath, zu grünen Bäumen und lieben Menschen. Ueberdem bricht die Nacht herein. Das geht rasch hier im Süden. Einen Augenblick nur sieht der Tag verschlafen und verdämmert drein, und plötzlich schließt er sein Auge. Kaum ist die Sonne herunter, so zeigt sich auch schon im vollen Glanze der Mond. Er ist zur Rechten über eine dunkle Bergwand hergekommen. Jetzt steht er hoch oben, und unter ihm im stillen Wasser der Bucht ist ein kleiner silberner See. Der Gipfel der Bergwand ragt in die Wolken und ist von weißen Nebeln umlagert. An ihrem

Fuße schimmern viele Lichtpunkte; am Wasser stehen sie dicht und in langen Reihen; sie reichen bis zum untern Theil des Berges hinauf; und ganz oben noch, nahe den Wolken, sind einige auf den nachtschwarzen Berggrund aufgesetzt. Das ist Hongkong mit seinem Peak. Die abendliche Einfahrt erinnert an die abendliche Ausfahrt aus Neapel. Der Peak gleicht dem Vesuv in Höhe und Form; und Niemand kann wissen, was er hinter den Wolken macht, die seine Spitze bedecken, und ob er nicht ebenfalls Rauch und Feuer speit. Aber die Bucht ist größer als die neapolitanische; und überall sind Höhenzüge; in weiten Bogen dehnen sie sich gegenüber der Stadt; über die ersten, die niedrig sind, ragen höhere in der Ferne, und ganz hohe stehen dahinter. Kein Licht kommt von daher; und diese Berge dort, diese dunkle Ferne, diese lichtlose, schweigende, geheimnißvolle Nacht, — das ist China.

Von Hongkong kommt eine Barke mit Chinesen herangerudert. Sie halten lange Stangen mit Enterhaken, klammern sich durch diese an die Schiffswand fest, und während das Boot vom Dampfer in rasender Fahrt durchs Wasser mitgeschleift wird, klettern die Chinesen blitzschnell an ihren Stangen empor, schwingen sich aufs Verdeck und verschwinden von dort eiligst nach der Richtung des Zwischendecks, wo fünfhundert Kulis als Passagiere von Singapore nach Hongkong untergebracht sind. Einige von den Eindringlingen werden von den Matrosen des Dampfers noch aufgefangen und gezwungen, in ihr Boot zürückzukehren. Die Raschheit und das Ungestüm dieser Erkletterung scheint noch eine Tradition aus der guten alten Piratenzeit zu sein; und wenn auf allen Seiten sich plötzlich solche Boote festhaken und wenn statt zehn solcher gelber Kerle einige hundert auf einmal über das Verdeck hereinbrechen, wie ein Rudel heulender Wölfe, dann ist kein Widerstand mehr möglich. Nachdem man so eine Enterung im Kleinen mit angesehen, kann man es begreifen, wie ohnmächtig die großen Dampfer waren, wenn früher einmal die kleinen Seeräuberkähne über sie geriethen.

Nun fahren auch Dampfbarkassen („steam-launch" heißt das hierzulande) neben dem Schiffe her. Eine von diesen ist gleichfalls voll mit Chinesen. Es sind die Hausknechte chinesischer Hotels; sie halten bunte Papierlaternen in den Händen, auf denen in chinesischer

Schrift die Namen der Gasthäuser verzeichnet sind; und dazu schreien sie diese Namen unaufhörlich im Chorus über das Wasser herüber. Daneben fahren die Schaluppen von großen europäischen Firmen und Hotels. Alle die kleinen Dampfer keuchen und pusten unter der Anstrengung, mit dem großen Schritt zu halten. Auf dem einen stehen ein Herr und eine Dame, und die Dame winkt mit dem Taschentuch. Der Gruß soll uns Allen gelten: „Willkommen!" Ja, wem sind wir hier eigentlich willkommen? Niemand erwartet uns, Niemand freut sich, daß wir da sind. Wir sind fremd im fremdesten Lande, und das wehende Taschentuch der guten Dame erweckt erst das Bedürfniß nach einem Freundesgruß, den wir hier nicht finden werden. Heimweh, dummes Heimweh! Seit Anfang der Reise läßt es nicht ab von mir, und jetzt steigt es mit mir ans Land (oh, ich spüre es wohl, wenn es auch den Schein erwecken möchte, als wollte es sich gar nicht mehr um mich kümmern) und schickt sich an, mit mir durch China zu reisen.

Das Hongkong-Hotel liegt gleich am Ufer. Es ist ein riesiger Bau, wie alle Hotels hier draußen. Mit seinen sechs Stockwerken überragt es alle übrigen Häuser am Quai. Die Zimmer in den höchsten Etagen sind die theuersten, weil sie die luftigsten sind. Natürlich führt ein Aufzug hinauf. In ihm steht ein alter Chinese, und dieses Amt hat er offenbar als Ruheposten bekommen. Unaufhörlich steigt er von unten zum Dach des Hauses, und vom Dach schwebt er wieder nach unten. Er spricht niemals ein Wort, zeigt stets dasselbe Gesicht, und wenn es warm wird, holt er seinen Papierfächer, den er hinten in den Hals gesteckt hat, und weht sich Kühlung zu. In den Korridors des Hotels verläuft man sich; man muß erst nach dem Wege fragen, ehe man sein Zimmer findet. Das Zimmer ist ein wahrer Saal; zwei große Glasthüren gehen auf eine breite, gemauerte Veranda hinaus; auch bekommt man endlich wieder einmal einen Kamin zu Gesicht.

Ueberall im Hotel riecht es nach Carbol. Das ist von wegen der Pest; sie hat in den letzten Wochen gehörig zugenommen und beginnt jetzt auch die Europäer anzugreifen. Alle Welt spricht von der „plague". Die Zeitungen sind voll davon (wir haben hier eine ganze Anzahl: „China Mail", „Hongkong Telegraph", „Daily Press" ꝛc.), und man kann Artikel lesen im folgenden Styl:

„Noch sind keine Nachrichten vom spanisch-amerikanischen Kriege da; wohl aber haben wir Nachrichten von einem andern Kriege, dem Kriege des Menschen gegen die Pestilenz, und diese Nachrichten sind trauriger Natur." Im täglichen Leben von Hongkong macht sich die „plague" wenig bemerkbar. Die Chinesen, die den Tag über am Fuße der bergigen Wyndham Street ihren Blumenmarkt ausbreiten, haben mit ihrem stets regen Geschäftssinn rasch herausbekommen, daß sich die Pest praktisch verwerthen läßt. Sonst ist die bunte Farbenpracht südlicher Blumen in ihren Körben ausgebreitet. Jetzt bringen sie hauptsächlich weiße Blüthen zu Markt, die auf Gräbern verwendet werden können; auch herrliche Wasserrosen sind darunter, deren weißer Kelch so groß ist wie eine Birne. Selbst fertige Grabkränze kann man haben, sowie Kreuze aus Laubgrün. Diese weißen Blumen sind das Einzige, was in der Stadt daran gemahnt, daß der Tod näher ist, als sonst. Aber wer möchte daran glauben, in diesem strahlenden Sonnenschein? Auch kommt wohl einmal eine Schaar Kulis raschen Schrittes über die Straße am Hafen und schleppt einen chinesischen Sarg einher. Der schwere Kasten hängt an zwei Stangen, und fünf Träger sind an jedem Ende jeder Stange nöthig, wobei sie trotzdem noch Alle unter der Last keuchen. Der Sarg ist offen, und der Todte liegt darin, in bunte Tücher gewickelt. Man hält ein wenig den Athem an, wenn der Zug vorüberschlurft. Es könnten doch vielleicht einige Bazillen in der Luft herumfliegen. Dann begibt man sich eiligst in die Bar des Hongkong-Hotel und nimmt ein Cocktail. Die erste Regel nämlich, die man in Zeiten der Pestgefahr zu beobachten hat, ist die, stets „einen Zoll Whiskey im Magen zu haben". So versichern hier die angesehensten Aerzte. Auch kann man einen Kju-Ci nehmen. Das ist ein Cocktail, worin noch etwas mehr Whiskey ist, als in einem gewöhnlichen Cocktail. Es war einst in Hongkong ein Mann, der da fand, daß der Cocktail weit besser wäre, wenn man doppelt so viel Whiskey hineinthäte. Dieser Mann bekleidete das Amt eines Q. C. (Queens Council), und seiner denkwürdigen Entdeckung ist darum auch bei späteren Geschlechtern der Name Q. C. geblieben. (Kju-Ci in englischer Aussprache.) . . .

In Aden, Colombo, Singapore hat das Kolonisationsgenie der Engländer Großes geleistet; in Hongkong hat es wahre Wunder-

thaten verrichtet. Seit fünfzig Jahren ist die Hongkong-Insel in englischem Besitz. Die andern Eilande in der Bucht mit ihren kahlen Felsen geben heut noch ein getreues Bild davon, was Hongkong vor fünfzig Jahren war. Die Engländer kamen, und aus dem nackten Gestein wuchs plötzlich eine Stadt empor, eine Stadt mit eleganten Straßen und vornehmen Gebäuden. Nun mußte der Felsen auch grünen, und bald rauschten die Baumwipfel vor den Fenstern der Häuser; am ganzen Abhang des Peak begann es zu zu wachsen und zu blühen, und von der Stadt bis zur Bergspitze hinauf war ein einziger Garten. Dabei ist zu berücksichtigen, daß kaum eine Blume von selbst gekommen ist, daß jeder Strauch besonders eingesetzt werden mußte, daß nicht einmal der Boden da war, um den Samen aufzunehmen, und daß mittels vieler Schiffsladungen erst die Erde herbeigeschafft werden mußte, in die gepflanzt werden sollte. Dieses großartige Werk konnte gewiß nur gelingen, weil eingeborene Arbeitskraft in ungemessenen Mengen zur Verfügung stand. Man begreift Vieles, wenn man die Chinesen arbeiten sieht. Ueberall werden sie beschäftigt. Sie bauen Straßen. Auf einem der Ausläufer des Peak haben sie einen Hügel abgetragen. Wo der Hügel war, haben sie mehrere kleine Erhöhungen, in der Form von Zuckerhüten, stehen gelassen, damit man daran ermessen könne, wieviel Erde sie weggeschafft haben. Am Hafen wird ein Haus gebaut, das eines der größten der Stadt werden soll. Auf dem Gerüst (das keinen Nagel enthält und nur durch Bambusgeflecht zusammengehalten wird) ist nirgends ein Aufzug oder sonst ein maschineller Behelf zu erblicken; überall lehnen die Leitern, und was zum Baue nöthig ist, wird von den Kulis selbst hinaufgetragen. Ebenso ist von den Villen der reichen Kaufherren, die jetzt oben am Peak stehen, jeder Stein auf Kuli-Rücken den Berg hinaufgeschleppt worden. Vor meinen Fenstern ziehen fünfzig Kulis eben mit großem Geschrei eine schwere Chaussée-Walze, um den Fahrdamm glatt zu machen. Alles wird hier mit Menschenkraft betrieben, die billiger arbeitet als Dampf, und fast ebenso rasch. Das chinesische Volk enthält staunenswerthe Kräfte, und es hat nur den einen Wunsch, daß man davon Gebrauch mache. Wer es arbeiten läßt, der ist ihm willkommen, und der Fremde ist ihm vielleicht noch lieber, als der Einheimische, weil jener etwas besser

zahlt, als dieser, und auch für den Besitz des Erworbenen mehr Sicherheit gewährt. Der Kampf ums Dasein allein kann diesen allgemeinen Drang zur Arbeit kaum erklären. Der Chinese verdient wenig, aber er braucht noch weniger, als er verdient. Man hat den Eindruck, daß alle diese Leute auch mit halb soviel Arbeit sich durchbringen könnten, und man begreift eigentlich nicht, wofür sie sich so unsäglich abmühen. Es heißt, daß sie in ihrer Art raffinirte Genußmenschen seien, daß sie der Frauen und des Spiels bedürfen, vom Opium gar nicht zu reden. Oder vielleicht ist es ganz einfach der Ueberschuß von Körperkraft, der unter allen Umständen sich geltend machen will. Bei glühender Sonnenhitze eine Chausséewalze ziehen, ist möglicherweise ihre Art, sich angenehm auszuleben, und darum sind sie auch immer so vergnügt. Jedenfalls bildet, wie gesagt, die eingeborene Arbeitskraft den Schlüssel zur Erklärung des Hongkong-Wunders. Das schmälert natürlich den Ruhm der Engländer in keiner Weise. Sie haben den Glauben an das Werk mitgebracht und den kühnen Geist, der alle diese hunderttausend Hände in Bewegung setzte. Aber nur so wird es erklärbar: der Engländer wollte einen Garten haben und befahl dem chinesischen Riesen, den Fels umzupflügen.

Zur Spitze des Peak führt eine Drahtseilbahn. Ohne jeden Umweg klettert sie mit einer wahren Unverschämtheit schnurgerade an der steilen Wand hinauf. Die Steigung beträgt an einigen Stellen eins zu drei: Wenn man im Wagen sitzt, so kommt es Einem vor, als stünden alle Häuser schief, an denen die Bahn entlangführt. Unten der Bahnhof erinnert an Meudon und sein Funiculaire, und beim Hinauffahren blickt man unwillkürlich nach rechts, wo über die Baumwipfel hinüber sich der Blick nach St. Cloud öffnet und nach dem silbernen Band der Seine. Hier thut sich rechts und links eine großartige Rundsicht auf über die Bucht, deren Wasserfläche wie besteckt ist mit den Segeln der Dschunken, über das blaue Meer, das sich im Dunst der Ferne verliert, über Hongkong selbst, das eng zusammengedrängt scheint in dem schmalen Raum zwischen dem Fuß des Peak und der Bai, und über die Inseln gegenüber mit ihren seltsam geformten Bergen und Gebirgen, deren rothes Gestein hell in der Sonne leuchtet. Im Wagen sitzen englische Damen, die nach den Landhäusern am Peak hinauffahren; sie sind

sehr elegant in ihren einfachen weißen Waschkleidern. Junge Offiziere vom Royal Lancaster, in gelber Tropen-Uniform mit schwarzen Achselklappen, sind als liebenswürdige Kavaliere um die Ladys bemüht. Oben ist das große Peak-Hotel, mit kühlen Zimmern und gutem Essen. Und nun kann man da auf der Höhe stundenlang spazierengehen. Nur auf der Spitze, wo die Signalstange aufgepflanzt ist, darf man nicht verweilen. Plötzlich sind Soldaten da und fragen, ob man ein business hier habe; und wenn man kein business hat, so wird man höflichst ersucht, sich da bei der Signalstange nicht aufzuhalten. Man muß sich aus der militärischen Region entfernen, in der auch ein früheres Peak-Hotel gelegen ist, das von der Regierung jetzt als Offiziers-Hospital und Reconvalescenten-Heim eingerichtet wird. Ueberall tauchen Soldaten auf, die man beim Aufstieg nicht gesehen hat, und geben Acht, daß man auch wirklich seiner Wege gehe. In der Spionenfurcht sind die Engländer hier jetzt fast ebenso kindisch, wie die Franzosen. Vor einiger Zeit ging, wie man sich erinnern wird, ein Offizier eines Dampfers des Norddeutschen Lloyd auf eine der kleinen Inseln in der Hongkong-Bai und nahm einige Photographien auf. Er wurde verhaftet, und das Gericht verurtheilte ihn zu drei Monaten Gefängniß und einer ganz unmöglichen Geldstrafe. Die deutsche Regierung legte sich ins Mittel, der Prozeß wurde wiederaufgenommen, das Urtheil lautete jetzt nur auf hundert Dollars Geldstrafe, und auch diese wurde später im „Gnadenwege" erlassen.

Nach allen Seiten gehen auf dem Peak schöne glatte Kieswege, von dichtem grünem Laub eingefaßt. Wenn man über sie hinschreitet, könnte man sich in Meran oder in Lugano glauben. Die Bäume werden nicht hoch, weil das die Teifunstürme nicht zulassen, aber sie sind sehr laubreich. In den großen, fremdartigen Blättern spielen tiefschwarze und tiefblaue Schmetterlinge. Die Wege wenden und krümmen sich und gewähren immer neue Ausblicke in die Schluchten des Peak, die grün sind bis zum Grunde, und über seine vielen Hügel und Höcker hin. Denn der Peak, wenn man ihn so aus der Nähe kennen lernt, ist eine ganze Gebirgslandschaft mit Bergen und Thälern. Manchmal stehen die Berge im Kreise zusammen und schließen ein Stück blauen Wassers ein. Ueber die Berge hinweg ist auf allen Seiten die Bucht zu sehen,

— die lichtschimmernde Bucht, die weit drüben mit dem hellen Himmel zusammenfließt. Man ruht auf steinernen Bänken und genießt das Bild, das wenige seinesgleichen in der Welt hat. In den Thälern kommen mehrere Bassins zum Vorschein, die angelegt sind, um von dort das Wasser nach den Häusern auf der Höhe heraufzuleiten. Allenthalben wird an den Wegen gearbeitet. In der Nähe des Gipfels wird eine neue Straße gebaut, lediglich damit die Peak-Bewohner dort oben mit Bicycles und Rickshas spazierenfahren können. Demnächst soll unten eine Straße in Angriff genommen werden, die um die ganze Hongkong-Insel führen und zum Andenken an das Jubiläum der Königin Jubilee-Road heißen wird.

Die Häuser, die auf den verschiedenen Erhöhungen des Peak verstreut liegen, sind schmucklos in ihrem Aeußern, zumeist einfach grau gestrichen. Die Vornehmheit zeigt sich in der Größe und Weitläufigkeit der Anlage. Erfreulich ist es (man soll es eigentlich nicht laut sagen), daß die schönsten Häuser auf dieser Wohnstätte der feinen Welt von Hongkong Deutschen gehören. Im Handel von Hongkong nimmt der deutsche Kaufmann einen ganz hervorragenden, um nicht zu sagen den ersten Platz ein. Die Engländer machen etwas saure Gesichter dazu und möchten lieber, daß es nicht so wäre, obwohl doch zur Blüthe der englischen Kolonien nicht am Wenigsten jene große und freie Anschauung beigetragen hat, die Jeden auf englischen Boden willkommen heißt, der sich dort niederlassen und etwas unternehmen will. Hier, wo der englische und der deutsche Kaufmann sich in freier Konkurrenz messen, zeigt sich oft der deutsche als der überlegene durch seinen klaren geschäftlichen Blick, der von nationalen Vorurtheilen kaum getrübt ist, durch seine Ruhe und seine Ausdauer bei der Arbeit. Der englische Kaufmann hat sich in jahrhundertelangem Ringen die Welt erobert und neigt dazu, sich auf seinen Lorbeern ein wenig auszuruhen. Insbesondere soll der deutsche Kommis an Pflichteifer, an Geschäftsinteresse und namentlich an Sprachkenntnissen vielfach den englischen übertreffen.

Mehrere deutsche Welthäuser haben in Hongkong ihre Niederlassungen: Melchers & Comp. (wo sich auch die Agentur des Norddeutschen Lloyd befindet), Siemssen & Comp., Arnhold

Karberg ꝛc. Die deutsche Kolonie zählt etwa 300 Köpfe; sie besitzt ein sehr stattliches Klubhaus in der Wyndham Street. Auf der Höhe von Wyndham Street weht über dem deutschen Konsulatsgebäude die schwarz-weiß-rothe Fahne. Das Konsulat wird gegenwärtig vom Vizekonsul Heinze verwaltet, der sich mit vollendeter Liebenswürdigkeit der durchreisenden Deutschen, die seines Rathes bedürfen, annimmt. Auch sonst gibt es in der deutschen Kolonie manch' Einen, mit dem man sich freut, bekannt zu werden. Vor Allem möchte ich Herrn Haupt nennen, den hiesigen Chef der Firma Melchers & Comp., den ersten wirklich charmanten Mann, den ich im Osten getroffen habe.

Die deutsche Kolonie ist noch ganz erfüllt vom Besuche des Prinzen Heinrich. Der Prinz hat hier manches sympathische Wort gesprochen, hat durchblicken lassen, daß bei dem chinesischen Kolonisations-Unternehmen von Kiautschou in erster Linie die Interessen des Handels berücksichtigt werden sollen (also keine Beamten- und Militär-Kolonien mehr!), hat den deutschen Kaufleuten gesagt, daß er herausgekommen sei, um sich nach ihren Wünschen zu erkundigen, hat die meisten Chefs der großen Firmen in besonderen Audienzen empfangen, hat sich von einigen sogar schriftliche Aufstellungen mitgeben lassen, hat den Wunsch ausgesprochen, daß die Beziehungen zwischen Deutschland und England sich so freundschaftlich als nur möglich gestalten mögen, da in Wirklichkeit nichts vorliege, was die beiden Staaten trennen oder entzweien müsse, und so weiter. Bei den Engländern in Hongkong hat der Prinz einen nicht weniger günstigen Eindruck hinterlassen, als bei den Deutschen. Er hat sie bei ihrer schwachen Seite zu nehmen gewußt, hat sich an allen ihren Sports betheiligt, hat mit ihnen Tennis und Polo gespielt. Bei dem glänzenden Banket in der City Hall, das die englische Kolonie veranstaltete, sagte der Gouverneur in seiner Tischrede (und man weiß, daß es kein höheres Lob aus englischem Munde gibt): der Bruder des deutschen Kaisers sei nicht nur ein Prinz, sondern auch ein Gentleman. Der Prinz antwortete mit einigen warmen Worten im schönsten Oxford-Englisch; und nun brach das los, was man hierzulande, Gott weiß warum, den „Shanghaitiger" nennt: ein rasches Liedchen wird gesungen, und dieses schließt damit, daß Jeder in aller erdenklichen Weise, mit Pfeifen, Fußstampfen, Ausglasschlagen,

Schreien und Johlen, den größtmöglichen Lärm verführt. Der Prinz saß da und hörte mit Erstaunen zu, bis ihm ein Nachbar erklärte, daß dies der „Shanghaitiger" sei, der im Osten Asiens die höchste Staffel der Begeisterung bedeute. . . . . .

Parallel mit dem Hafen-Quai, wo die großen Häuser mit den Comptoirs der europäischen Firmen stehen und wo von den Dächern die Flaggen aller großen Schifffahrtsgesellschaften der Welt wehen, zieht sich die Queens Road, die Hauptader der Stadt, hin. Hübsche Häuser stehen zu beiden Seiten der nicht allzubreiten Straße. Unten ist Laden an Laden; in den oberen Stockwerken befinden sich vor allen Fenstern offene Vorhallen, nach Art der Loggien. Bäume wachsen am Straßenrande, und vor der Bank gibt es sogar eine kurze Reihe Palmen. Eine Seitenfront des Bankpalastes geht nach dem Platze hinaus, wo sich langgestreckt, mit Säulen und monumentalen Giebeln geschmückt, der weiße Bau der City Hall erhebt. Davor ist ein Denkmal errichtet, ausnahmsweise nicht das der Königin, sondern ein allegorisches, das wahrscheinlich den Aufschwung des Handels bedeutet, falls es nicht etwa die städtische Freiheit vorstellen soll. Die Königin sitzt draußen am Hafen in einer Art offenem Tempel; sie ist aus dunkler Bronze und heißt darum bei den Eingeboren „the black Queen". Unmittelbar neben der Queens Road beginnen die ersten Wellungen des Gebirges; alle Seitenstraßen, die nach der dem Hafen entgegengesetzten Seite von ihr sich abzweigen, gehen in starker Steigung bergan. In einigen von diesen Seitenstraßen wohnen die Chinesen, und die chinesischen Hausfrauen trocknen dort ihre Wäsche an vielen Stricken, die von einer Straßenseite zur andern gezogen sind. Ein eigentliches großes Chinesen-Viertel gibt es nicht; Singapore ist in diesem Sinne viel mehr Chinesenstadt als Hongkong. Wohl sollen in Hongkong 200,000 Chinesen sich aufhalten, und man trifft sie auch auf allen Straßen und in allen Häusern. Wo sie wohnen, ist freilich nicht recht begreiflich. Vielleicht stecken sie zu Hunderten zusammengepfercht in den kleinen Häusern der chinesischen Gassen. Unter diesen Umständen ist es nicht erstaunlich, daß die Pest dort ausgebrochen ist; erstaunlich ist nur, daß sie dort jemals wieder erlischt. Im Allgemeinen aber macht Hongkong den Eindruck einer von vielen Chinesen bewohnten europäischen Stadt.

Der Straßenverkehr hat allerdings ein stark chinesisches Gepräge. Als Verkehrsmittel dienen Rickshas und Sänften. Pferde sieht man in Hongkong ebensowenig wie in Venedig. Sie sind Luxusthiere und werden nur zum Reiten verwendet. Die Sänften werden häufiger benutzt als die Rickshas. Denn im Gegensatz zu den Ricksha-Kulis verstehen die Sänftenträger doch wenigstens einige Brocken Englisch und haben eine beiläufige Ahnung von Straßen und Hausnummern. Die Sänfte ist aus Bambus geflochten und hängt an zwei langen Stangen. Ein Kuli geht vorn, ein anderer hinten. Man kann jedoch auch mehr Kulis nehmen, wenn man Aufwand treiben will. Die reichen Leute haben ihre eigene Sänfte und lassen sich von vier oder noch mehr Kulis tragen, die in malerischen Livreen stecken, in weiten weißen Kitteln mit breiten farbigen Saumstreifen. Aber es geht mit Zweien auch und ohne Livree. Sowie sie die Sänfte auf die Schultern gehoben haben, schreiten sie mit raschen Schritten los, ganz gleichgiltig, ob die Straße eben ist oder bergauf führt. In wahrem Geschwindschritt tragen sie Einen, wenn man will, bis zum Gipfel des Peak, ohne abzusetzen. Die Arme gekrümmt, die Hände über den Stangen geschlossen, die tief in die Schultern einschneiden, gehen sie mit langen Schritten dahin, und die nackten Füße patschen fest auf den Boden.

Vor den Läden von Queens Road hängen die langen chinesischen Firmenschilder, wie bunte Fahnen. Fast alle Geschäfte gehören Chinesen, und stets sitzt der bezopfte Prinzipal mit seinen nicht minder bezopften Kommis hinter dem Ladentisch und bedient die Kunden. In den Läden werden Elfenbein-Schnitzereien verkauft, allerlei Stücke aus dem grünen Jade-Stein, dem Lieblingsstein der Chinesen (die meisten chinesischen Frauen tragen kleine Jade-Ringe als Ohrgehänge und auch die Männer haben vielfach einen großen Jade-Ring als Armband), ferner Seiden-Stickereien aus Canton, außerdem natürlich Porzellan-Waare in Menge, vor Allem aber Gold- und Silbersachen. Letztere sind eine wahre Ueberraschung für den Reisenden. Dieser Zweig des chinesischen Kunstgewerbes hat sich erst in jüngster Zeit entwickelt. Die Chinesen sind darauf verfallen, ihre alte Fertigkeit in der Bearbeitung der Edelmetalle auf die Herstellung europäischer Schmuck- und Gebrauchsgegenstände zu verwenden. Die Formen haben sie den Europäern abgesehen, und zu diesen europäischen

Formen haben sie nur gerade so viel Chinesisches hinzugethan, als nöthig ist, um den Gegenständen einen exotischen Reiz zu verleihen. Sie zeigen sich als Leute von feinem Geschmack in der Art, wie sie Europäisches und Chinesisches hier zu vermischen wissen; es scheint, als schöpften sie aus diesen Vermischungen manche neue Anregungen; und diese Gold- und Silber-Objekte sind deshalb besonders interessant, weil sie eines der wenigen Beispiele einer wirklich modernen chinesischen Kunst bilden, die sich unter europäischem Einfluß entwickelt hat. „Kunst" ist vielleicht etwas viel gesagt; es ist fraglich, ob der chinesische Handwerker jenes künstlerische Empfinden hat, das zur Kunst gehört; vielleicht sollte man nur, wie angedeutet, von gutem Geschmack sprechen, und am Ende ist auch das nicht einmal richtig. Die Zeit, wo der Chinese künstlerisch, schöpferisch thätig war, ist wohl längst vorüber. Heut ist er hauptsächlich Nachahmer; und möglicherweise sind alle diese reizenden Gold- und Silbersachen nur Kopien irgendwelcher Muster (die aber dann doch wieder von Jemandem, und jedenfalls von einem Chinesen, erfunden sein müssen). Daß man es mit Nachahmungen zu thun hat, wird auch deshalb wahrscheinlich, weil man stets die gleichen Motive wiederfindet, die über eine bestimmte Anzahl nicht hinausgehen. Haupsächlich sind es die chinesischen Schriftzeichen für „Glück" (Fu) und „langes Leben" (Schou), die in Silber und Gold ausgeführt und als Cravatten-Nadeln, Manschettenknöpfe, Gürtelschnallen für Damen, Uhranhängsel ꝛc. montirt werden. (Dabei fällt mir ein, daß die Chinesen diese Schriftzeichen ohne jeden künstlerischen Gedanken vielleicht bloß deßhalb verwendet haben, weil sie eben Glück und langes Leben bedeuten, und daß nur in uns die künstlerische Auffassung dieser Zeichen liegt, die für uns mit ihrem seltsam verschlungenen Linienbau eine gewisse Schönheit haben.) Dann kommt oft der chinesische Drache wieder als Relief-Ornament in Photographieständern, Löffelstielen ꝛc. vor. Ein einziger fliegender Vogel findet sich, immer derselbe mit ausgebreiteten Flügeln und nach aufwärts gedrehtem Halse.

Ob nun aber Künstler oder nicht, als Techniker in der Behandlung der Materie sind die Chinesen unübertrefflich. Diese Arbeiter, die von hunderten von Arbeiter-Generationen abstammen, haben in ihren Händen eine Geschicklichkeit, in ihren Fingern eine Feinheit, die für die unseren kaum erreichbar sind. Wenn Chinesen-

hände über irgendwelchen Stoff gerathen, Holz, Metall oder Papier, so scheint dieser plötzlich eine ganz ungewohnte Fügsamkeit und Schmiegsamkeit zu bekommen. (Es ist ein besonderes Vergnügen, einem Chinesen zuzuschauen, der etwas einpackt: auf einmal gibt es keine widerspenstigen Ecken und Kanten mehr, und Alles rundet sich und paßt sich der Hülle an.) So sind auch die Gold- und Silbersachen mit einer ganz besonderen Sauberkeit und Feinheit hergestellt. Das Metall wird bis zum kleinsten Theile ausgenutzt, und das denkbar geringste Quantum Gold oder Silber reicht zur Anfertigung der komplicirtesten Dessins aus. Daher kommt die verhältnißmäßig erstaunliche Billigkeit dieser Artikel. Man bezahlt fast nur den Gold- oder Silberwerth, und diesen bekommt man ehrlich zugemessen, da der Chinese ein reller Kaufmann ist. Unverständlich ist, daß die Erzeugnisse der chinesischen Bijoutiers noch nicht nach Europa (wenigstens nach Deutschland und Frankreich) importirt worden sind. Unsere Damen namentlich würden sie mit Freude begrüßen. Die europäischen Ladies in Hongkong haben in ihren Salons ganze Tischchen voll dieser Gegenstände. So hoch auch die europäischen Zölle für Gold- und Silberwaaren sein mögen, — der Einkaufspreis ist doch so niedrig (und er stellt sich sicher noch weit niedriger, wenn man nicht in den Läden von Hongkong und Shanghai, sondern direkt beim Handwerker kauft), daß sich gewiß ein schönes Geschäft damit machen ließe. Vielleicht bilden diese Zeilen eine Anregung für unternehmende deutsche Kaufleute.

Es ist gefährlich, in diese Läden der Queens Road einzutreten. Alles ist da so billig, daß man in kurzer Zeit ein unglaubliches Geld ausgibt. Sämmtliche Thüren stehen weit offen, und man kann hineingehen und herausgehen, wie man will. Das heißt, mit dem Herausgehen hat es seine eigene Bewandtniß. Wenn so ein chinesischer Geschäftsmann Einen erst einmal in der Gewalt hat, dann ist man verloren. Mit Blitzesschnelle findet er heraus, wofür man besondere Neigung besitzt; und nun schleppt er heran, was er nur irgend auf Lager hat; verborgene Schubladen thun sich auf, und die prächtigsten Dinge kommen zum Vorschein. Dabei ist er liebenswürdig und schmeichlerisch nach Möglichkeit und erzählt lange Geschichten unter großem Aufwande von „belong“, welches wohl das

Hauptwort ist, um das sich das ganze Pidjen-Englisch dreht. Auch will er wissen, woher man komme. „Germany?“ Oh, da war ja neulich der „Plince Henly“ hier. (Das soll „Prince Henry“ heißen; die Chinesen können bekanntlich kein r sprechen); und der „Plince Henly“ ist in Deutschland der „man numbel two“. Der „man numbel one“ ist nämlich der Kaiser. Demgemäß ist sein Bruder der „man numbel two“. So geht das fort, und schließlich tritt man wieder auf die Straße und hat eine Theekanne aus chinesischem Porzellan in der Hand, obwohl man nie in seinem Leben, und jetzt weniger als je, irgendwelches Bedürfniß nach einer Theekanne verspürt hat.

Merkwürdig ist übrigens, wie rasch man sich an die Chinesen gewöhnt. Es fällt Einem gar nicht mehr auf, daß man überall von Chinesen umgeben ist, überall von ihnen bedient wird. (Dunkle Erinnerungen sagen mir, daß es ein Lebewesen gibt, das „Stubenmädchen“ heißt; seit Langem habe ich keines mehr gesehen.) Man beginnt, Physiognomien bei den Chinesen zu unterscheiden, und findet auch kluge, brave, sympathische Gesichter heraus. Als bedienendes Personal sind sie unübertrefflich. Im Hotel schwärmen sie zahlreich um Einen herum, im Zimmer wie im Speisesaal, und machen doch kein Geräusch. Lautlos gleiten sie auf ihren Filzsohlen dahin. Sie wissen sich jeder Persönlichkeit anzupassen, achten genau auf die Gewohnheiten des Gastes und erweisen ihm bald alle jene kleinen Aufmerksamkeiten, die so wohlthun. Jeden Morgen stehen auf meinem Theetisch gerade die Früchte, die ich gern esse, unter den schönsten ausgesucht. Der Boy, der mir den Thee servirt, weiß genau, wie viel Stücke Zucker ich hineinwerfe. (Lassen wir die Zahl lieber im Ungewissen!) Ein zweiter kommt mit Butter; ein dritter hält mir die Speisekarte vor, wo die Gerichte numerirt sind, weil die Chinesen, bei denen man bestellt, sich eine Zahl leichter merken als den Namen einer Speise. Und kaum habe ich den letzten Schluck gethan, so steht auch schon der Boy mit den Zündhölzern da (mit diesen niederträchtig schlechten japanischen Zündhölzern), weil die Chinesen bereits wissen, daß ich die in englischen Hotels unerhörte Unsitte habe, mir gleich im Speisesaal meine Cigarette anzuzünden. Währenddessen habe ich kein Wort gesprochen und nur einmal mit dem Finger auf eine Nummer der Speisekarte gezeigt.

Bei meinen Zimmer-Boys werde ich fortwährend durch Züge von Ehrlichkeit überrascht. Selbstverständlich lasse ich jeden Abend meine Uhr in der Tasche stecken, und jeden Morgen kommt der Boy und bringt sie mir, damit sie beim Ausbürsten keinen Schaden nehme, und trägt sie mit einer Vorsicht in der Hand, als fürchtete er, ihr wehzuthun. Neulich erscheint der Boy mit der Wäsche, die vom washerman zurückkommt. Ich sitze beim Arbeiten. „Please count, Master!“ sagt der Boy. Ich denke mir: „Hol' Dich der Teufel!“ und antworte ihm, daß ich keine Zeit habe. Nein, sagt er, ich müsse zählen. So zählen wir denn. Die Geschichte stimmt nicht, es fehlen zwei Stück. Der Boy schüttelt heftig den Kopf. Im „bellroom“ draußen, im chinesischen Dienstboten-Zimmer, treten die Boys zusammen und halten Kriegsrath. Schließlich meldet sich der meinige wieder bei mir und hat in der Hand ein längliches Heft aus Reis-Papier, auf dem mit schwarzer Tusche chinesische Schriftzeichen gemalt sind. Er hat sich nämlich meine Wäsche aufgeschrieben, ich nicht. Aus der Lektüre jenes Dokuments ergibt sich, daß zwei Paar Manschetten fehlen. Der chinesische „washerman“ wird ins Gebet genommen, und noch am selbigen Abend sind die zwei Paar Manschetten zur Stelle. Die Wäsche wird der Zahl nach stets redlich abgeliefert, nur bekommt man nicht immer gerade seine eigene Wäsche wieder. So saßen neulich Abend, als wir in der Villa „Luginsland“ dinirten, zwei Herren sich gegenüber, von denen Jeder die Weste des Andern trug.

Die Villa „Luginsland“ liegt oben auf dem Peak und gehört dem schon erwähnten Herrn Haupt. Man wird mit der Sänfte hinaufgetragen, in der warmen Nacht, durch die dunklen Alleen, in welche da und dort eine Tropenblume ihren schweren Duft hineinhaucht. Laut schwatzende Chinesen kommen den Berg herunter. Ein indischer Polizist steht am Wege und hält schweigend seine Wache, den Carabiner in der Hand. Die Tritte der Kulis hallen dumpf vom Boden wieder. Vorn und hinten tauchen andere Sänften aus dem Dunkel auf. Der Hausherr wartet am Thor, heißt die Gäste willkommen und führt sie auf die Veranda. Unten liegt die Rhede, und die chinesischen Dschunken haben Hunderte von Lichtern aufgesteckt, als wäre es ein Fest. Man sieht weit hinaus in diese dunkle, fremde Welt. Rechts über dem Peak kommt der

volle Mond hervor, und dünne Wolken jagen blitzschnell an ihm vorüber.

Der Eßtisch ist wahrhaft besäet mit Blumen. Der chinesische Maître d'hôtel, im schneeweißen Kittel, waltet würdig und lautlos seines Amtes. Unter seiner Leitung tragen die chinesischen Diener die Speisen auf. Zuerst wird eisgekühlter Champagner getrunken. Dann ist eine kleine Pause — eine kleine Pause, die Spannung hervorruft. Und langsam und vorsichtig wird eine Tablette voll hoher grüner Rheinwein-Kelche hereingebracht. Die Gläser werden vertheilt. Um den Tisch läuft flüsternd die große Kunde: „Rauenthaler aus dem Bremer Rathskeller!" Der Moment ist feierlich. Und der Hausherr steht auf, hebt sein Glas und sagt schlicht und warm: „Die Lieben daheim!"

VII. Auf dem Perlfluß nach Canton. — Shameen.

Canton-Shameen, 18. Mai.

(Die Dschunken. — Die Affaire Dreyfus auf dem Perlfluß. — Eine Pestleiche an Bord. — Die Strandlandschaft. — Die Mündung des Flusses. — Chinesische Pfandhäuser. — Grillenkämpfe. — Der Kommandant der Torpedo-Station. — Whampoa. — Die Stadt auf dem Strome. — Die Blumenboote. — Die europäische Niederlassung Shameen. — Der preußische Mosquito.)

Der Dampfer „Hankow" gibt das letzte Glockenzeichen vor der Abfahrt nach Canton. Einige verspätete Chinesen rennen an Bord, mit ihren kleinen Sandelholz-Koffern unter dem Arm, die wie Kindersärge aussehen. Dann wird die Landungsbrücke aufgezogen, die Dampfeife heult, und langsam gleitet der Steamer durch den Hafen von Hongkong. Es ist kaum acht Uhr Morgens, aber längst sind überall die Dschunken aus dem Schlaf erwacht und gehen an die Tagesarbeit. Die großen gelben Mattensegel, die oft allzu sehr geflickt sind, werden aufgesetzt, — diese Segel von so charakteristischer und doch kaum zu beschreibender Form, die viereckig sind und doch wieder nicht, deren eine Seitenlinie gerade ist, während die andere sich krümmt, deren obere Linie kurz und deren untere Linie lang gerathen ist, und die man wohl noch am Ehesten, wie es Ehlers gethan, mit Fledermausflügeln vergleichen kann (das stimmt aber auch nicht ganz). In anderen Booten thut die ganze Familie Schiffsdienst. Auf einer erhöhten Bank steht die Frau und zieht das große Ruder an, welches das Fahrzeug vorwärts bringt. Oft hat sich die kleine Tochter auf der Bank der Mutter gegenüber

aufgestellt und legt mit Hand an. Die Mutter schiebt das Ruder der Tochter zu, die Tochter schiebt es der Mutter zurück, und so rückt das Fahrzeug vorwärts. Hinten sitzt der Familienvater oder der alte Großpapa und führt das andere Ruder, mit dem gesteuert wird. Die Segelboote namentlich haben eine Gestalt, die an die Marinebilder aus früheren Jahrhunderten erinnert. Hier ist das Mittelalter noch lebendig und fährt in seinen malerischen Schiffen herum, am Dampfer vorüber.

Einzelne von diesen kleinen chinesischen Schiffern haben freilich den Ehrgeiz, sich modern zu geberden; ihr Boot soll auch ein Dampfer sein. Was ist die Hauptsache bei einem Dampfer? Man könnte sagen, daß es das Rad ist. So haben sie denn vorn an ihren gelben Holzbooten ein Schaufelrad angebracht, das von zehn bis zwanzig Kulis durch Treten in Bewegung gesetzt wird. Mit einem Rade ist aber das Dampfschiff noch nicht fertig; es gehört jedenfalls ein Schornstein dazu. Folglich haben sie auch einen Schornstein im Boote aufgepflanzt, und wenn sie in den Hafen einfahren, so wird unten Papier verbrannt, damit oben der Rauch zum Rohr herauskomme. Man trifft solche „chinesische Dampfschiffe" namentlich in der Nähe von Canton auf dem Flusse. Freilich muß ich gestehen, daß ich nur das Rad ge sehen habe; vom Schornstein habe ich bloß erzählen gehört. Natürlich gilt das Alles lediglich von kleinen chinesischen Schifffahrts-Unternehmern. Die großen chinesischen Kaufleute bedienen sich der Dampfschiffe nach europäischer Art und sind selbst auch Rheder von Dampferlinien. Die Steamer beispielsweise, die zwischen Canton und Hongkong verkehren, gehören zum Theil einer chinesischen Gesellschaft.

Auf viele Dschunken sind Augen gemalt. „Wer kein Auge hat, kann nicht sehen", sagt der Chinese; und es leuchtet ein, wie nöthig es unter Umständen für ein Boot ist, daß es sehen kann. Merkwürdig ist nur, daß die Dampfer diesen Brauch mitmachen. Auch die „Hankow" trägt hoch oben auf jedem ihrer mächtigen Radkasten ein weit geöffnetes Auge. Ein schönes weißes Schiff übrigens, in zwei Stockwerken gebaut, nach Art der Mississippi-Dampfer. Die Hauptladung sind Waaren und — Chinesen, und große Räume sind zur Verfügung, um das Alles unterzubringen. Die erste Klasse ist hübsch ausgestattet, aber meistens leer. Ich bin

der einzige europäische Passagier. Allein wir haben 1200 Chinesen an Bord. Nicht selten gehen 2000 mit, der alte Kapitän hat auch schon 3000 erlebt.

Ein hochgewachsener graubärtiger Mann, der Kapitän, Engländer natürlich. Seit Jahren verläuft sein Dasein in der Weise, daß er von Hongkong nach Canton fährt und von Canton wieder zurück nach Honkong. Einsam lebt er da auf dem Flusse unter Chinesen.

„Möchten Sie nicht gerne wieder einmal heim, nach England?" frage ich ihn.

„Oh ja," sagt er, „ich ginge gern nach Hause, aber ich muß eben hierbleiben."

Das spricht er ohne Bitterkeit, mit sanfter Ergebung in sein Loos. Er hat ausgekämpft, und da ihn das Schicksal nun einmal dazu bestimmt hat, zwischen Hongkong und Canton hin- und herzufahren, so fügt er sich und fährt. Auch weiß er wohl, daß es nichts nützen würde, sich nicht zu fügen. Man merkt in ihm die Abgeklärtheit Derjenigen, die vom Leben nichts mehr verlangen. Auch will er nicht, daß man ihn bemitleide.

„Es ist gar nicht so monoton hier," meint er, „und schließlich, monoton ist es überall."

Bei diesem Gedanken hat er offenbar seine Ruhe gefunden, — bei dem Gedanken, daß jedes Leben eintönig ist und einer Fahrt auf demselben Fluß zwischen denselben Orten gleicht. In seiner Abgeschiedenheit hat er vergessen, wie bunt und bewegt die Welt ist, und vermißt sie nun nicht mehr. Vielleicht hat er übrigens auch Recht, und vielleicht ist es wahr, daß auch unser Leben draußen in der Welt im Grunde monoton ist, weil sich in der Fülle der Ereignisse doch immer dieselben Ereignisse und in der Fülle der Menschen immer dieselben Menschen wiederholen. So steht er also am Steuer und macht sich seine Philosophie über den Weltlauf. Er hantirt selbst mit Steuerrad und Dampfpfeife, und wenn man seine hohe Gestalt da oben sieht, allein auf dem leeren Verdeck, so kann man die Einsamkeit fühlen, die ihn umgibt. Bei alledem ist er liebenswürdig und vornehm und ist Gentleman geblieben in all' seiner Einsamkeit. Wir sitzen beim Frühstück zusammen, und es zeigt sich, daß er hübsch französisch spricht. Bald kommt die

Rede auf Dreyfus und Zola. Der Kapitän weiß gut Bescheid, und es ist immerhin überraschend, auf dem Perlfluß, weit unten in China, in eine Diskussion über die Affaire Dreyfus verwickelt zu werden.

Der Comprador, der eingeborene Geschäftsführer, kommt mit einer Meldung. Was gibts? Oh, nichts Besonderes. Einer von den chinesischen Deck-Passagieren ist gestorben. Ueber den Tod eines Chinesen regt man sich nicht auf, und gar jetzt nicht, in diesen Pestzeiten, wo in Canton im Durchschnitt 200 Menschen täglich sterben und in Hongkong ungefähr halb so viel (wenngleich die offiziellen Berichte nur 20 bis 30 Todesfälle täglich für Hongkong zugestehen). Auch hier ist die Raschheit des Vorgangs Diagnose genug. Nur die Pest thut so sichere und prompte Arbeit. Der arme Teufel ist mit einem Blumenkorb an Bord gekommen. Er ist müde und leidend gewesen und hat noch mit einigen andern Chinesen gezankt, weil sie ihm nicht erlauben wollten, sich in ihrer Ecke niederzulassen und auszuruhen. Schließlich hat er doch noch einen Winkel gefunden und hat sich mit seinem Korbe dort hineingesetzt, matt, traurig und lautlos. Auf einmal hat er mit dem ganzen Körper zu zucken angefangen, hat ein Paar Mal laut und dann noch einige Male leise gestöhnt. Am Ende ist er ganz still geworden, der Kopf ist auf den Korb heruntergefallen, und nun haben die Chinesen den Comprador gerufen.

Der Kapitän will selbst zum Rechten sehen, und wir gehen ins Zwischendeck. Die Chinesen-Räume sind von der ersten Kajüte streng abgesondert. Ganz schmale Gänge führen hinüber, die im Nothfall leicht zu vertheidigen wären. Die Piraten hausen noch recht arg auf den chinesischen Flüssen. Im Allgemeinen wagen sie sich freilich nur an Dschunken heran. Aber es sind auch Fälle vorgekommen, wo sie sich als Deck-Passagiere auf die großen Dampfer eingeschlichen und während der Fahrt Kapitän und Passagiere umgebracht haben, um sich der Ladung zu bemächtigen. Alle Dampfer führen darum Waffen mit. Durch einen schmalen Gang also kommt man in die erste Kajüte für Chinesen. Gut gekleidete chinesische Geschäftsleute sitzen da auf Bänken und Feldstühlen. Einige lesen ihre Zeitung, ein schmales und längliches Stück Papier, das dicht mit Hieroglyphen bedruckt ist. (Den chinesischen journa-

listischen Collegen scheint es an Stoff nicht zu fehlen.) Eine Treppe führt ins Zwischendeck; es ist dicht gefüllt mit Ladung und mit Chinesen im bunten Durcheinander. Die Ladung besteht aus Früchten und Gemüsen, die in großen Körben aufgeschichtet sind, und aus Fischen, welche in großen Bottichen schwimmen, in die aus einem Hahne fortwährend frisches Wasser fließt. Die Chinesen liegen auf dem Boden umher. Sie spielen Domino mit langen schwarzen Steinen; Andere haben Karten, auf welche Domino-Steine gemalt sind. Gespielt wird mit großer Ruhe; man hört kaum einen Wortwechsel, aber kein Auge wird von den Karten verwendet, und Jeder ist vom Ernst der Sache durchdrungen. Ueberall im ganzen Schiff brennen die Flämmchen der kleinen Spiritus-Lampen, an denen das Opium vorbereitet wird, ehe es in die Pfeife kommt. Einige Raucher sind bereits im Rausch entschlafen, ihre Gesichter haben einen wollüstigen Ausdruck. Ein Ausrufer von großer Zungengeläufigkeit, etwas wie ein chinesischer Handlungsreisender, vertheilt gelbe Prospekte, die allgemeinen Absatz finden. Ein Buffet ist aufgeschlagen. Man kann da Ingwer, Zuckerrohrstücke und kleine runde Kuchen aus Mehl kaufen. Jedes Stück kostet fünf Cash, und ein Holzstück liegt da, welches das chinesische Zeichen für fünf trägt. Die Cash sind die durchlöcherten chinesischen Kupfermünzen, von denen zehn auf einen Cent gehen.

In einem Seitengange, ganz nahe bei einer kartenspielenden und vergnügt schwatzenden Gesellschaft, quer über den Weg geworfen, so daß man beinahe über ihn stolpert, liegt der Todte. Man hat ihn da hinausgeräumt wie ein Bündel Lumpen. Das Gesicht ist grau, beinahe schwarz. (Kein Zweifel, das ist die Pest.) Die Augen sind nach oben verdreht und weit geöffnet. Wer wird sich auch die Mühe nehmen, einem armen todten Chinesen die Augen zuzudrücken? Allerdings ist die Pest furchtbar ansteckend und überträgt sich durch Berührung. Der junge Herr Crawford, der Sohn einer der angesehensten Familien von Hongkong, der dieser Tage gestorben ist, soll die Krankheit dadurch bekommen haben, daß er den Sarg eines Pest-Todten angefaßt hat. Kaum sind wir mit der Inspektion des Leichnams fertig, so kommt auch schon wieder der Comprador und theilt mit, daß eine chinesische „Lady" erkrankt sei. Es stehe sehr schlimm mit ihr, aber sie werde wohl noch wenigstens bis Canton

aushalten. Die chinesischen Frauen sind in einem abgesonderten Raume untergebracht. Die Kranke liegt auf der Erde, mehrere Gevatterinnen sind um sie bemüht. Einige Männer stehen draußen und lugen neugierig durch die Cajütenfenster. Oben in der ersten Chinesen-Cajüte geht ein bezopfter Jüngling herum, in der einen Hand einen Teller, in der andern ein beschriebenes Papier, und spricht sehr viel und sehr laut. Wieder ein Prospekt? Nein, es ist eine Sammlung, um dem Todten unten einen Sarg zu kaufen. Die Silberstücke und Papiernoten regnen auf den Teller, Keiner schließt sich aus.

Auf dieser Flußfahrt wird wirklich etwas zuviel gestorben für eine Vergnügungs-Reise. Sehen wir uns lieber die Gegend an! Der Dampfer ist quer durch die Bucht von Hongkong gefahren, nach den gebirgigen Inseln hinüber. Auf schmaler Wasserstraße geht es durch die Berge. Rechts ein kleiner Zollhafen für Dschunken, — ein Dorf von chinesischen Hütten am Wasser und unter ihnen das europäische Haus des Hafenmeisters. Auf einem Hügel steht der Tempel der Göttin Ha-lien-Kau, die irgendetwas mit der Schifffahrt zu schaffen hat. Man bringt ihr gegenwärtig allenthalben Opfer dar und veranstaltet Prozessionen zu ihren Ehren, weil sie unter Anderm auch die Pest vertreiben kann; nur thut sie es nicht, und darin hat sie eigentlich Unrecht. Auch die erste Pagode wird sichtbar, glatt und schmucklos. Von fern könnte man sie für einen Obelisken halten; später kommen andere Pagoden, die wie Fabrik-Schornsteine aussehen. Stunden lang führt so die Fahrt an Inseln vorüber, durch enges und breites Wasser. Die Berge tragen dünnes Grün, mit sehr vielen braunen Steinen dazwischen.

Das Meer geht zu Ende, und wir nähern uns der Fluß-Mündung. Zur Rechten wird eine Reihe niedriger Hügel sichtbar von jener höckerigen Form, wie man sie hierzulande häufig findet. Sie tragen chinesische Befestigungen. Die Hügel werden von Wegen durchschnitten, die sich kreuz und quer darüber hinziehen. Die Wege sind offenbar dazu da, daß die Besatzung eilig auf einer Seite hinunterlaufen kann, wenn der Feind auf der anderen heraufkommt. In den Felsen sind ein paar große Löcher gehauen. Oben auf den Hügeln stehen schwarze Schuppen; und unter diesen sollen sich die Kanonen befinden, schwere Krupp- und Armstrong-Kanonen.

So wird wenigstens von Eingeweihten behauptet. Gesehen hat die Kanonen Niemand; sicher ist nur, daß eines Tages der eine oder der andere Mandarin von der Regierung das Geld bekommen hat, um sie zu kaufen. Die schwarzen Schuppen sind jedenfalls da. Davon kann sich Jeder überzeugen, der vorüberfährt. Vielleicht haben die betreffenden Mandarinen das Geld einstweilen behalten, in der Hoffnung, die schwarzen Schuppen allein würden genügen, um dem Feinde Schrecken einzuflößen. Wenn sich diese Erwartung als trügerisch erweisen sollte, kann man ja die Kanonen nachträglich anschaffen. Neben einigen der schwarzen Schuppen sind Signalstangen aufgepflanzt. Das Unbegreiflichste aber ist eine Mauer mit runden Zacken von kaum halber Manneshöhe, die wie ein Hahnenkamm auf jeden Hügel aufgesetzt ist; sie beginnt unten, läuft über den Gipfel weg und endet unten auf der anderen Seite. Es ist unmöglich, daß sich Jemand hinter dieser Mauer decken könnte. Warum hat man sie nicht wenigstens höher gemacht? Das ist vielleicht aus besonderer Schlauheit geschehen. Weil die Mauer niedrig ist, kann sie zwar Niemandem Schutz gewähren, aber die feindlichen Geschütze haben auch viel weniger Chance, eine niedrige Mauer zu treffen, als eine hohe. Nirgends ist eine Spur von einem Soldaten zu erblicken. Diese befinden sich irgendwo in der Umgegend. Denn der Aufenthalt in den Befestigungswerken ist ungesund, namentlich, wenn sie vom Feinde beschossen werden.

Die Mündung des Perlflusses wird von den Chinesen Fun-Lun genannt. Das bedeutet Tiger-Mund, und die Portugiesen haben das in Bocca Tigris übersetzt. Den englischen Matrosen scheint es unnöthig, die Mündung eines einzigen Flusses mit zwei Worten zu bezeichnen, sie sagen kurzweg Bogue. Die Wasserfläche dehnt sich weit nach allen Seiten wie ein See. Zur Linken und zur Rechten steigen Hügel- und Bergketten auf. Zur Rechten namentlich sind fünf oder sechs Gebirge hintereinander, anscheinend nur durch kleine Abstände getrennt, und ganz hinten zeigt sich noch ein letzter hoher Bergzug, der im Dunst verschwimmt.

Das Wasser, das bisher hellgrün war, beginnt in ein bräunliches Gelb überzugehen, und wir sind im Flusse, der immer gelber wird bis Canton. Diese Färbung hat wahrscheinlich den Vergleich mit dem Tiger nahegelegt. Ruhig zieht die gewaltige Wassermasse

dahin. Der Strom ist wohl doppelt so breit wie der Rhein bei Mainz. Diese Ufer sind flach, in der Ferne aber, auf beiden Seiten, den ganzen Lauf entlang, setzen sich die Berge fort, alle von mittlerer Höhe und alle kahl. Die Ufer-Niederungen jedoch sind bebaut, so weit man sehen kann. Dicht am Strome liegen die Reisfelder mit ihrem schönen, frischen und lichten Grün, in dem weiße Wasserstellen aufglänzen. Schmale Kanäle sind in den Feldern gezogen. Durch diese Kanäle, durch die weite Ebene, durch das feuchte Grün wird die Erinnerung an Holland geweckt; und wären nicht die Berge im Hintergrunde, so könnte man glauben, man fahre auf dem Moerdyk entlang. Ganze Felder sind mit hohen Bananenstauden bestanden, deren lange Blätter sich nicht rühren trotz des Windhauchs, der vom Flusse her weht. Bauern bestellen ihr Feld; sie tragen dieselben breiten tellerförmigen Strohhüte, wie die Kulis in den Städten, und haben die Zöpfe am Hinterkopf aufgewunden, wie die Chinesen oft thun, wenn sie eine schwere Handarbeit verrichten. (Mit dieser Haartracht sehen die Kulis von hinten wie alte Weiber aus.) Ueberall stehen die niedrigen Obstbäume. Hier wachsen die süßen Orangen, deren Schale so hart ist, daß man die Frucht nur entzweischneiden und aussaugen kann; von hier kommen die Mangostinen, die so groß sind, wie die Aepfel, und die in harter schwarzer Schale eine saftige weiße Frucht bergen; und vor allem die Lei-tschi (Li-chee?), deren Schale einer großen unreifen Erdbeere gleicht und in deren Innerm man gleichfalls eine weiße Frucht findet, die um einen braunen Kern gelagert ist, wohl das würzigste unter allem Tropen-Obst.

Das Land ist sehr bevölkert. Die Dörfer liegen am Flusse und weiter drüben in der Ebene. Im Innern, jenseits der Berge, soll es nach der Aussage der Missionäre Dörfer geben, die bis zu 200,000 Einwohnern zählen. Ueber die niedrigen gelben Bauernhütten ragen seltsame Bauten empor: aus grauen Ziegeln gemauerte Häuser mit flachen Dächern und kleinen Fenstern. Sie haben eine geradlinig-viereckige Form, und diese gemauerten Kasten erreichen eine thurmartige Höhe. Das sind die Pfandhäuser, die einzigen Bauten, nach Tempeln und Pagoden, denen die Chinesen eine monumentale Ausdehnung geben. Die Pfandhäuser sind oft so groß, daß man annehmen müßte, alle Bewohner des Dorfes hätten die Gewohnheit, ihre sämmt-

lichen Sachen ins Versatzamt zu thun. Das ließe auf ein fideles Leben schließen; aber es heißt, daß diese Pfandleih-Institute auch als Aufbewahrungs-Orte für allerlei nicht verpfändetes Gut und als Waarenspeicher benutzt werden. Ein Dorf ist auf Pfählen in den Strom hineingebaut; man sieht im Vorbeifahren die mit rothem Annoncen-Papier beklebten Wände und weiße Firmentafeln, die jedenfalls die Wirthshausschilder vorstellen. Ein anderes Dorf auf dem rechten Ufer hat die Specialität der Abhaltung von Grillenkämpfen. Aus Canton und weit aus der ganzen Umgegend kommen die Liebhaber dieses Sports hier heraus. Die Grillen werden unter ein Glas gesetzt, das Publikum steht ringsum und sieht mit Andacht zu, wie sie sich gegenseitig den Garaus machen. Große Wetten werden abgeschlossen, und jede Patei feuert ihren Champion durch laute Zurufe an.

Auf dem Flusse ziehen unablässig Boote vorüber, stromauf und stromab. Der Wind haucht leicht in ihre breiten Segel, und sie wiegen sich ein wenig bei ihrer Fahrt. Am Hauptmast flattert jene chinesische Flagge, die ein rothes Dreieck im weißen Felde zeigt. Rothe Wimpel wehen am Mast. Einige Schiffe sind so schwer mit Heu belastet, daß sie fast bis zum Rande einsinken. Das Heu ist für die Büffel bestimmt, die hierzulande den Pflug und den Wagen ziehen. Die Boote, die Salz führen, unterscheiden sich von den übrigen durch ihren breiteren und tieferen Bau. Sie dürfen nicht bis Canton hinein, sondern müssen vor der Stadt abladen, dort wo neben dem Zollamts-Gebäude die weiße Fahne ausgesteckt ist, die das Bureau des Salz-Commissars bezeichnet. In China hat blos die Regierung das Recht, Salz zu verkaufen, und der zur Ueberwachung dieses Monopols eingesetzte Beamte ist der dritthöchste Mandarin in der Stadt nach dem Vicekönig und dem Tataren-General. Auch ein weißes chinesisches Torpedoboot, mit der Drachenflagge am Mast, kommt unter vollem Dampf den Strom herunter. Es sieht gar nicht übel aus, aber ob es Torpedos mitführt, bleibt fraglich. Auf dem Perlflusse gibt es im Ganzen elf chinesische Torpedoboote, die in Deutschland (in Elbing) gebaut worden sind. Die Torpedo-Station ist Whampoa, und ihr Kommandant ist ein ehemaliger deutscher Seemann, der wackere alte Hummel. Jeden Montag, wenn er sein Gehalt bekommt, geht er nach Canton und

bringt es auf die europäische Bank. Dort traf ich ihn am Frühstückstisch bei einem gemeinsamen Freunde. Er saß da, strich seinen grauen Bart und verlangte, man solle ihm Witze erzählen. Einer oder der Andere nahm das Wort. Aber der Kommandant der chinesischen Torpedo-Boote schüttelte den Kopf und sagte: ein Witz müsse kräftig sein, sonst sei er kein Witz. Hierauf kam er selbst mit einigen Späßen heraus; und Niemand hätte von diesen sagen können, daß sie keine Witze seien, weil es ihnen an Kräftigkeit mangele.

Whampoa liegt am linken Ufer, zwischen dem Wasser und einigen Hügeln. Die Häuser mit den tiefabfallenden, braunen Ziegeldächern stehen in Reihe am Flusse. Ein Komplex von langgestreckten Gebäuden fällt auf. Sie liegen hinter einander, durch Höfe getrennt, und schon das deutet auf einen Yamen, ein chinesisches amtliches Bauwerk, hin. Ringsum geht eine Mauer; auf der dem Flusse zugekehrten Seite trägt sie das in grauer Farbe gemalte Drachenbild, das die Staatsgebäude kennzeichnet. Wir haben da vor uns die kaiserlich chinesische Akademie für Seefahrtskunde und ausländische Wissenschaften überhaupt. Die Blüthe dieser Universität läßt zu wünschen übrig. Sie zählt gegenwärtig im Ganzen sechs Schüler, nnd auch diese bekommen dafür bezahlt, daß sie dort studiren. Was das Lehrer-Kollegium anbelangt, so besteht es aus einem einzigen Professor der Mathematik, einem Engländer. Aus einem hohen Holzhause mit offenem Dach dringen Gong-Töne heraus; das ist das Theater. Den ganzen Tag über finden Vorstellungen statt. An der Seite ist das Thor geöffnet, und drin steht das Publikum auf den Bänken und reckt die Hälse. Die Hügel hinter Whampoa sind ganz mit den kleinen Steinen bedeckt, die von den Chinesen hierzulande auf die Gräber gelegt werden. Einige Grabstätten, in denen wohlhabende Leute beerdigt sind, haben einen steinernen Aufsatz, dessen Form an einen Bureau-Fauteuil erinnert. In Wirklichkeit soll er ein Hufeisen vorstellen, dem auch in China eine glückbringende Bedeutung zugeschrieben wird. Fraglich ist nur, wozu ein todter Mann noch irgend welches Symbol nöthig hat, das ihm Glück bringen soll? Offenbar erstreckt sich die Wirkung des chinesischen Hufeisens auch auf das Jenseits. Der Chinese läßt sich mit Vorliebe auf Bergen begraben. Denn dort kommen die bösen Geister nicht hinauf, die also anscheinend das Bergsteigen

nicht lieben, und ferner ist man da oben näher dem Himmel und hat es weniger weit zu den Göttern.

Nach kurzem Aufenthalt in Whampoa fährt der Dampfer weiter. Eine Pagode erhebt sich nahe am Flusse, die größte, die uns bisher vor Augen gekommen ist, ein zehnstöckiger runder Thurm. Aus jedem Stockwerk wuchert grünes Gewächs heraus. Pflanzensamen, den die Vögel durch die Luft gebracht haben, ist dort im Schutt und verfallenen Mauerwerk aufgegangen. Weiter stromauf sind dicht am Wasser zwei Forts gebaut, die zwei großen holländer Käsen gleichen; alte Kanonen stehen oben, denen man von Weitem ansieht, wie verrostet sie sind. Die Landschaft am Ufer wird immer grüner und fruchtbarer. Dörfer liegen neben Dörfern. Vorn auf dem Flusse sind auf einmal viele Masten. Ueber die Masten erheben sich zwei Kirchthurmspitzen. Der Dampfer verlangsamt seine Fahrt; auf den Wellen, die seine Räder hervorrufen, schaukeln sich zwei rothe Bojen mit vergoldeten Laternen. Die Boote werden immer zahlreicher, drängen sich zu Haufen und füllen fast die ganze Strombreite. Ein ganzes Volk lärmt in ihnen. Wir müssen wohl in Canton sein. Aber wo ist die Stadt? Die Stadt ist auf dem Flusse. Was von ihr auf dem Festland steht, kommt für's Erste nicht zum Vorschein. Unansehnliche niedrige Häuser sind ans Ufer gebaut, zumeist aus Fachwerk. Hinter ihnen erheben sich natürlich fünf oder sechs Pfandhäuser. Und dann ist die katholische Kathedrale da, im Vordergrunde, mit ihren weißen Mauern Alles überragend. Ihre gothischen Thürme, deren Spitzen bereits fern auf dem Flusse sichtbar werden, strecken sich stolz hinauf, zum Himmel Chinas. Das ist also der erste Eindruck von der berühmten Chinesenstadt: ein paar Pfandhäuser und eine Kathedrale.

Aber, wie gesagt, die Stadt greift auf den Strom über. Tausende wohnen in Booten. Diese Hausboote oder Sampans sind zu Straßen geordnet. Sie haben einen runden Aufsatz, gleich einer liegenden Tonne, die auf beiden Seiten offen ist. Die Tonne stellt das Familienzimmer vor, und aus dem Innern leuchten die bunten Decken und die zinnernen Geräthe des Hausaltars. Viele liegen still, und viele sind in Bewegung. Diese Leute fahren mit ihrem Hause herum und suchen nach dem täglichen Brod. Meist sind es Frauen, die die Ruder führen, kräftige Frauen, Mannweiber in Schiffer-

kleidung. Aber auch junge Mädchen sind da, schäkernde junge Mädchen; und an einigen Sampans gibt es kleine Holzbalkons, auf denen Blumentöpfe stehen. All' die Boote schießen durcheinander, und das Flußvolk umlärmt den Dampfer, dessen weißer Riesenleib sich hoch hinaushebt über das Gewimmel der kleinen gelben Schiffe.

Stille herrscht nur in den Blumenbooten. Erst bei Einbruch der Nacht füllen sie sich mit Leben. Auch sie bilden ganze Straßen. Man erkennt sie an den Schnitzereien, welche die Oeffnung des runden Bootsaufsatzes umrahmen. Einige sind wahre schwimmende Häuser mit einem und selbst zwei Stockwerken, mit bunten Glasfenstern und reichvergoldetem Schnitzwerk an den Eingängen. Von diesen Schnitzereien kommt offenbar der Name. Im chinesischen Pidjen-Englisch wird „flower" als Ausdruck für jede Dekoration gebraucht und „flower-boats" soll wahrscheinlich dekorirte Boote bedeuten. Möglich ist es wohl, daß der Name von den „Mädchenblumen" kommt, die auf diesen Booten blühen. Uebrigens sind die Blumenboote nicht das, was man gewöhnlich meint. Zunächst sind sie nur schwimmende Restaurants, Gesellschaftszimmer für Herren-Zusammenkünfte, Klub- oder Kasino-Lokalitäten. Die Mädchen machen die Tischbedienung und auch die Tischmusik. Wenn ein Chinese einen europäischen Geschäftsfreund zum Diner einlädt, so gilt die Einladung in der Regel für ein Blumenboot; und wenn der Gast am Flusse wohnt, so wird auch wohl ein Blumenboot aus der Wasserstraße, in der es steht, herausgenommen und vor sein Haus gerudert.

Die Sampans drängen sich vor der „Hankow". Jedes Boot will ein Paar von den Chinesen, die sie mitgebracht hat, ans Land führen. Der Konkurrenzkampf entbrennt heftig auf dem Wasser. Die Chinesen werden beinahe aus den Kajütenfenstern herausgerissen. Ihr Gepäck wird in die Boote geworfen, und sie fliegen nach. Selten nimmt man sich die Zeit, eine Leiter anzulegen.

Vom Dampfer wird ein Steg nach der Landungsbrücke herabgelassen, und ich kann aussteigen. Es gehört ein Entschluß dazu, sich in das Getümmel gelber Menschen da unten hineinzuwagen; und nirgends ist ein weißes Gesicht zu sehen, nirgends ein Haus, das einer europäischen Wohnstätte gliche. Da kommt Rettung.

Herr Melchers, der Vertreter der Firma Melchers & Comp. in Canton, sendet mir seine Sänfte und einen Kuli, dem ich mein Gepäck anvertrauen soll. Ich habe also nur ruhig einzusteigen. Die Träger heben die Sänfte auf ihre Schultern nnd gehen raschen Schrittes am Flusse entlang, durch eine schmutzige, von Menschen und Geräusch erfüllte Straße, dann ein wenig um die Ecke durch eine andere Straße, bis zu einem Kanal. Auch in diesem steht Sampan an Sampan. Ueber den Kanal führt eine Brücke, zu der man auf einigen Stufen hinaufsteigt. Die Brücke ist durch ein eisernes Gitterthor verschlossen. Eine kleine Seitenthür im Gitter ist immer offen, für die Chinesen. Aber wenn ein Europäer kommt, so macht der Thorwart, welcher den strohgeflochtenen chinesischen Sommer-Amtshut trägt, der einem umgekehrten Trichter gleicht, die Mittelpforte weit auf. Chinesische Soldaten haben auf der Brücke ihre Wachstube, — eine offene Holzbude, deren Bretterwände mit bunten Götterbildern beklebt sind. Die Soldaten sind barfuß und barhäuptig; ihre Uniform besteht aus einem ärmellosen Ueberwurf von blauem Tuch mit aufgenähten Arabesken von rothem Tuch, der über dem gewöhnlichen langen Chinesen-Kittel getragen wird.

Jenseits der Brücke beginnt Shameen, die europäische Niederlassung, und es ist, als sei man mit einem Schlage in eine andere Welt versetzt. Die Straßen sind breite grüne Wiesenflächen, von Baumalleen durchschnitten. Hohe und stattliche Häuser stehen an den Seiten. Die Straßen sind fast menschenleer, und Hühner spielen idyllisch im Grünen. In den Bäumen zwitschern die Vögel. Aus einem geöffneten Fenster dringen die Töne eines Klaviers. Man ist von Ruhe und Frieden umfangen, und es scheint unbegreiflich, daß dort drüben die chinesische Millionenstadt liegt, nicht weiter entfernt als eine Kanalbreite.

Der Kanal, über den die Brücke führt, ist im Jahre 1859 auf gemeinschaftliche Kosten der englischen und der französischen Regierung gegraben worden, um die Insel zu schaffen, auf der Shameen erbaut ist. Jetzt wohnen etwa 400 Kaufleute aller Nationen dort, die im besten Einvernehmen miteinander verkehren und einen gemeinschaftlichen Klub besitzen. Shameen hat seinen eigenen Gemeinderath und seine eigene Polizei. Kein Chinese, der

sich nicht ausweisen kann, daß er in Shameen geschäftlich zu thun hat, darf über die Brücke hinüber. Auch darf sich kein Chinese im europäischen Settlement ansiedeln. Am 10. September 1883 brach ein Aufstand gegen die Fremden in Canton aus. Die Bevölkerung war von den chinesischen Studenten aufgehetzt worden. Ein Pöbelhaufe drang nach Shameen hinüber und brannte sechzehn Häuser nieder. Die europäischen Kaufleute schafften Frauen und Kinder auf ein Schiff, griffen dann zu den Gewehren, stellten sich in Reih und Glied und schlugen die Aufrührer zurück. Der deutsche Konsul war damals die Seele des Widerstandes, und wenn man Theilnehmer und Augenzeugen über jene verderbendrohenden Stunden berichten hört, so geht daraus hervor, daß eigentlich die muthvolle Entschlossenheit eines einzigen Mannes ganz Canton bewältigt hat. Seitdem ist die Ruhe nicht mehr gestört worden. Die Sicherheit in Shameen ist eine absolute. „Hier lasse ich alle meine Schränke und Schubladen unverschlossen," sagte mir ein Bewohner der Insel; „das dürfte ich in mancher deutschen Stadt nicht thun."

Es ist still in Shameen, und gar zu still, wenn man auf die Dauer dort lebt. Wohl wohnen wackere Leute dort. Der bereits erwähnte Herr Melchers ist ein glänzendes Beispiel für die Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft in Shameen. Beim deutschen Konsul Dr. Knappe und seiner klugen kleinen Frau findet man eine schöne deutsche Häuslichkeit. Ein paar Tage lang ist das Leben in Shameen so angenehm, als man nur irgend wünschen kann. Aber die wenigen Europäer, die dort ansässig sind und immer nur untereinander verkehren, kennen sich bald in- und auswendig und bieten sich schließlich nichts mehr Neues. Sie laden sich gegenseitig zum Essen ein und spielen Tennis. Auch gehen sie auf dem Wege längs des Flusses, auf dem Bund, spazieren und von da um die Insel und immer wieder um die Insel. Das einzige Ereigniß des Tages ist am Morgen die Ankunft der Zeitungen mit dem Hongkong-Dampfer. Man ist weit, weit außerhalb der Welt auf dieser stillen Insel im Perlflusse.

Abends leuchten die Glühwürmer im Grase. Aber Abends kommen auch die Mosquitos heraus, und wenn sie irgendwo frisches Europäerblut wittern, so sind sie unersättlich. Stets wissen

sie Nachts eine kleine Spalte im Mosquitonetz zu finden, und kaum hat man sich zum Schlafen niedergelegt, so hört man über sich ihr helles Summen. Einige jagt man wohl noch heraus, doch bald läßt man ab, sie sind zu Viele gegen Einen; aber am Morgen, wenn sie so vollgesogen im Netz hängen, daß sie sich kaum von der Stelle rühren können, da nimmt man seine Rache. Einer der bissigsten ist der schwarz-weiße Mosquito, der in Shameen, wegen seiner Färbung, auch der preußische Mosquito genannt wird. Mit den fliegenden Ameisen bekommt man gleichfalls zu schaffen. Den Menschen beißen sie allerdings nicht, und sie wissen sich ihm nur dadurch unangenehm zu machen, daß sie ihm zu Dutzenden in die Suppe hineinfliegen. Ihre Lieblingsspeise ist Holz; sie fressen dicke Hausbalken durch, so daß diese morsch werden und zerbröckeln; und wenn sie alles ihnen zugängliche Holz verspeist haben, verschmähen sie zum Dessert auch ein wenig Eisen nicht. Die schlimmste von allen Plagen jedoch ist die Hitze. Der Winter ist freilich kühl, aber Frühling und Sommer sind arg. Die Nacht ist so warm wie der Tag und bringt keine Erfrischung; und manche von den Shameen-Bewohnern sehen leidend und müde aus, müde von dem fortwährenden Kampfe gegen die Hitze, der so vergeblich ist.

Nachmittag gegen sechs Uhr erfüllen langgezogene Posaunentöne die Luft. Den tiefen Noten folgt eine helle, und gleich hinterdrein kracht ein Schuß. Dieser kriegerische Lärm wird von den chinesischen Soldaten auf der Brücke verübt, bedeutet aber nur, daß sie jetzt darangehen werden, die Thore der Stadt zu schließen. Morgens um fünf Uhr werden die Thore wieder geöffnet, natürlich nicht ohne daß abermals geblasen und geschossen wird. . . .

Im Dunkeln sitze ich an meinem Fenster, das auf den Kanal hinausgeht. Jenseits an den Häusern brennen trüb und röthlich die Abendlichter. Das fleißige Volk ist noch bei der Arbeit, und laut schallen die Hammerschläge. Raschen Schrittes gehen drüben die Leute an den Häusern entlang. Wenn sie an einer Lampe vorbeikommen, fällt deren Schein einen Augenblick auf die fremdartigen Gestalten und Gesichter. Die Boote ruhen auf dem

schwarzen Wasser. Fortwährend knattern und prasseln die Schwärmer: Die bösen Geister sollen verscheucht werden, die zur Nachtzeit umgehen, und namentlich die Pest, die verderbenbringend durch das Dunkel schleicht. In meinen Schlaf hinein höre ich die langhallenden Gong-Schläge, durch die der chinesische Nachtwächter anzeigt, daß er wachsam ist; und halb schlummernd, halb bewußt, denke ich mir, daß ich da doch einen recht wunderlichen Traum träume.

VIII. Canton.

Canton, 23. Mai.

(Die Stadt ohne Sonne. — Straßen-Eindrücke. — Geschäftsleben. — Seide und Stickereien. — Allerlei Gewerbe. — Straßenthore und Straßenlärm. — Ah-Kum, der Sohn. — Ein Regentag. — Der Tempel der Himmelskönigin. — Confucius. — Andere Tempel. — Marco Polo als Gott. — Buddhistische Priester. — Frankfurt und Canton. — Der Wahrsager. — In der Examenhalle. — Die Wasser-Uhr. — Der Namen des Vicekönigs. — Auf dem Richtplatz. — Auf der Blumen-Pagode. — In der Tartarenstadt. — Eine Gerichtsverhandlung.)

In Canton herrscht ewiges Halbdunkel. Die Straßen sind enger als in irgend einer anderen Stadt der Welt. Wenn zwei Sänften an einander vorüber wollen, so wird das eine lange und schwierige Geschichte; und wenn sich zwei Kulis mit ihren breiten Tellerhüten begegnen, so muß der eine seinen Hut abnehmen, um Platz zu machen. Die Straßenseiten sind nahe an einander gerückt, damit die Gluth des Tages nicht in die Stadt eindringe; und in den meisten Straßen sind über die Häuser außerdem noch Sonnendächer aus durchbrochenem Rohrgeflecht gespannt. So wird die Hitze abgehalten, aber auch das Licht. Man überschreitet die Brücke, die von Shameen nach Canton führt, und kommt aus dem Tage in die Dämmerung. Während all' der Jahrhunderte, seit die Stadt steht, hat niemals die Sonne in ihr geschienen, und Geschlechter auf Geschlechter haben dort im Düstern gelebt.

Die Häuser sind niedrig, höchstens einstöckig, viele haben nur ein Erdgeschoß, aber sie sind breit und sehr tief. Wo eine Mauer zum Vorschein kommt, ist sie aus grauen Ziegeln, mit weißen Mörtelstrichen dazwischen. Jedoch Mauern erblickt man nicht häufig.

Laden ist an Laden, Werkstatt an Werkstatt, und vor Läden und Werkstätten sieht man die Wände der Häuser nicht. Wird in dieser Stadt auch gewohnt oder wird nur in ihr gearbeitet? Vor jedem Geschäft ist ein Schild ausgesteckt. Da aber die Straßen zu eng sind, hängen alle Schilder in der Mitte der Straße. Auf diese Weise entsteht ein wahrer Wald von langen chinesischen Firmentafeln; sie tragen glänzende goldene Buchstaben und sind in allen Farben gemalt, blau und schwarz und roth und grün. Das ist ein buntes Bild, und die Farbenfreude des Südens ist darin lebendig. In der Nähe von Shameen finden sich einige, sehr wenige Schilder mit englischen Aufschriften. Die geschäftslosen Straßen sind selten. Hier erscheinen die grauen Mauern. Das sind Privathäuser. Die Thore stehen offen; aber gleich dahinter ist eine Art Wandschirm aufgestellt, der den weiteren Einblick verhindert; oft ist der Schirm aus Schwarzholz mit prächtigen Schnitzereien und läßt reich ausgestattete Gemächer vermuthen; doch das orientalische Haus hütet sein Inneres wie ein Geheimniß und zeigt außen nur glatte Mauern und ein Thor.

Aber weit nach der Straße geöffnet sind die Läden. Man soll nur hereinkommen und kaufen. Ladenthüren gibt es nicht, meist fehlt die ganze Vorderwand. Die großen Geschäfte sind in hohen Räumen untergebracht, und ganze Straßen sind voll großer Geschäfte. Die Einrichtung ist manchmal wahrhaft vornehm. In der Mitte geht ein Rahmen aus vergoldeter Holzschnitzerei (Thier- oder Blumen-Guirlanden in zopfigen Barock-Windungen und Verschlingungen) über die Decke und an den Wänden entlang bis zur Erde. Hoch oben thront der Hausaltar, überladen mit Schnitzwerk und glänzenden Gefäßen. Eine reichdekorirte Treppe führt hinten ins obere Stockwerk. Wo solche luxuriöse Ausstattung fehlt, sieht es jedenfalls stets sauber und freundlich aus. Unter einem Glaskasten, nahe der Straße, sind besonders feine Stücke ausgelegt. Hinter dem seitlich stehenden großen Ladentisch sitzt der Prinzipal mit seinen Kommis. Ich trete ein, und Alle begrüßen mich lächelnd und liebenswürdig. Man erfährt, daß ich müde bin, und bringt mir einen Sessel. „Wollen Sie Thee?“ Ehe ich Ja sage, ist schon der Diener mit der kleinen Tasse da. Ich soll erzählen, woher ich komme. Man freut sich mit mir, weil ich von etwas rundlicher

Gestalt bin. Ein dicker Mann ist nach chinesischen Begriffen unbedingt ein reicher Mann. Und nun beginnen sie, ihre Schätze herauszuholen, und werden nicht müde, mir Alles zu zeigen, was mir nur irgend gefallen kann. Manchmal auch werde ich hinten die Treppe hinaufgeführt, ins Oberzimmer, wo in den Glasschränken das Allerbeste aufbewahrt wird. Auch mit dem Preise kommen sie entgegen, soweit sie irgend können. Es ist unmöglich, zu widerstehen. Manchmal aber gehe ich doch weg, ohne gekauft zu haben, und keine Miene wird verzogen, kein unhöfliches Wort gesprochen; der Abschied ist auch da genau so freundlich, wie die Begrüßung; mit demselben liebenswürdigen Lächeln legt der Geschäftsinhaber die Hand an sein rundes seidenes Käppchen, und alle Kommis lächeln in der Runde.

Seide ist der Hauptartikel des Canton-Handels, namentlich gestickte Seide, und die Seiden-Läden sind auch die elegantesten. Die Stoffe liegen in Holzfächern aufgeschichtet, mit den daran befestigten Papier-Etiquetten. Die Stickereien werden in Pappcartons aufbewahrt. Die Stoffe sind nicht allzu billig. Man muß einen ganzen Coupon von 24 Yard kaufen, und das beginnt gleich bei 30 Dollars (60 Mk.). Zum Staunen niedrig sind die Preise der Stickereien. Moderne Stickereien sind aber merkwürdigerweise theurer als alte. Das erklärt sich allerdings in den meisten Fällen dadurch, daß die sogenannten „alten Stickereien" keine Antiquitäten sind, sondern abgetragene oder sonst eingeschnutzte Stücke neueren Datums. Im Uebrigen bringen die Seiden-Sticker von Canton wahre Herrlichkeiten hervor. Die Farben sind von leuchtender Pracht. Oft erscheint ein Blau von stählernem Glanz, an dem man sich nicht sattsehen kann. Die Blumenmuster sind mit Feinheit, Anmuth und trefflicher Naturbeobachtung ausgeführt. Namentlich wird die Bambusblüthe verwendet mit ihren spitzblättrigen Blumen, die an den Klee erinnern, und ihren dünnen, vielverzweigten Stengeln. Von den Thiermustern hat höchstens einmal ein Vogel lebendige und wahre Gestalt. Die Schmetterlinge sind unwahrscheinlich bunt, machen chinesische Augen und lasten schwer auf den Blumen. Die Fische schwimmen mit abscheulicher Manierirtheit. Immer aber kommt der Drache wieder, der unerträgliche konventionelle Drache, der von einer chinesischen Akademie der bildenden

Künste erfunden sein muß. Beim Kaufmann kauft man die Seide, und wenige Häuser weit davon kann man den Weber sehen, der sie verarbeitet. In einem kleinen Erdgeschoß sind mehrere Webstühle aufgestellt, neben- und übereinander. Vor jedem sitzt ein halbnackter Mann und wirft das Schiffchen durch die glänzenden Fäden. Er ist Künstler und Handwerker zugleich, wie ja überhaupt in China die Kunst sich noch nicht als eine Besonderheit losgelöst hat und nur ein Handwerk ist, welches nach schönen Formen strebt. Das ist ein Hauptgrund für alles Große, das die chinesische Kunst bisher geleistet hat. Um eines von diesen köstlichen Seidenmustern zu Stande zu bringen, ist nichts nöthig, als solch' ein armer Arbeiter und sein schwerfälliger hölzerner Webstuhl, der vor Alter stöhnt und knarrt.

Wenn in einem Hause Webstühle stehen, so stehen sie sicher auch in den Nachbarhäusern. Die Gewerke und die Geschäfte der gleichen Art liegen möglichst beieinander, und fast jede Straße hat ihre Spezialität. In einer Gasse sitzen die Schuhmacher, die einen großen Schuh als Geschäftszeichen zum Laden heraushängen, in einer andern die Schneider, und die Damen-Schneider haben sogar noch eine besondere Gasse für sich. In einer Straße liegt in sämmtlichen Läden Kattun zum Verkauf, der aus Deutschland kommt. Die Uhrmacher haben ihre Straße ebenso wie die Lampenhändler. Medizin ist in China ein Geschäft wie jedes andere, und es muß ein gutes Geschäft sein, denn mehrere Straßen bestehen nur aus Medizinläden, wo in großen Holzschachteln und Blechbüchsen Arzneimittel aufgespeichert sind, die natürlich um so sicherer helfen, je höher ihr Preis ist. Der Doktor ist in China zugleich Apotheker. Es gibt arme Teufel von Medizinern, Aerzte mit schlechter Praxis offenbar, die sich keinen Laden halten können und die unter einem Verkaufsstande an der Straßenecke ihre Heilkunst feilhalten, Zahnärzte namentlich, die ihre Buden mit Ketten von ausgezogenen Zähnen schmücken. Aber auch Aerzte für allgemeine äußere und innere Medizin müssen das Gewerbe im Umherziehen betreiben. Sie haben in ihrer Bude Pflaster ausgelegt, und ein großer eiserner Frosch daneben zeigt an, daß es Frosch-Pflaster sind. Denn es ist bekannt, daß Frosch-Pflaster alle Krankheiten heilen; nur darf man sie nicht in einem allzu vorgeschrittenem Stadium anwenden.

Lautes Leben, das auf einen blühenden Geschäftsbetrieb schließen läßt, herrscht in den Gassen mit den Sarg-Magazinen. Da ist alle Welt fröhlich bei der Arbeit. Die Pest sorgt für gute Kundschaft. Die Hämmer klopfen, die Sägen knirschen, und durchdringender Firnißgeruch erfüllt die Luft. Der chinesische Sarg, wie er in Canton zur Verwendung kommt, ist nicht viel mehr als ein langer, ausgehöhlter Baumstamm, dem durch Hobeln eine bestimmte geschweifte Form gegeben und der dunkel lackirt wird. Ganze Straßen handeln mit kleinen hölzernen Inschriftentafeln, die von der Familie in den Häusern aufgestellt werden, wo Jemand gestorben ist. Da man aber von Leichenbegräbnissen allein nicht existiren kann, beziehen sie auch die Hochzeit in ihren Betrieb ein und halten die auf Papier gemalten und auf Seide gestickten Glückwunschbilder feil, die zu Vermählungen geschenkt werden. Auf diesen Bildern sind glückliche Familien zu sehen; und wenn man sie dem Freunde überbringt, der den Ehebund schließen will, so bedeutet dies: „Du mögest alt werden, wie der Greis hier auf dem Bilde; Deine Frau möge schön sein, wie diejenige, die Du hier gemalt siehst; und die Anzahl Deiner Kinder möge der hier vorgezeichneten gleichkommen!“ Die Ideal-Familien auf diesen Hochzeits-Gemälden haben nämlich einen ganz unwahrscheinlichen Kinderreichthum; der Platz reicht gerade knapp aus, um alle die Nachkommenschaft aufzumalen, durch deren hohe Kopfzahl der Maler den Gipfel des Familienglücks darstellen will.

Dieses Canton ist eine Handelsstadt, die aus Allem Geld macht. Wer nicht von den Menschen leben kann, der lebt von den Göttern. Nicht wenig Kaufleute arbeiten in der Branche des Seelenheils; sie haben ein reich assortirtes Lager von Allem, was Denen im Himmel angenehm ist. Es gibt Weihrauch-Geschäfte, Läden mit Räucherstäbchen und dem Joßpapier, das zu Ehren der Götter verbrannt wird, und Handelshäuser, welche die Schwärmer und Feuerwerkskörper vertreiben, die man losbrennt, um die bösen Geister zu verscheuchen.

In den Papierhandlungen liegt das chinesische Reispapier in Ballen und Bündeln bis an die Decke aufgehäuft. Anderswo sind die schwarzen chinesischen Farben zu haben, die in einem Napf zu Brei aufgelöst werden und als Tinte dienen. In

den Ladengewölben einer Straße sitzen die Künstler beisammen, die Bilder auf Reispapier herstellen. Die Arbeit ist sehr weise getheilt. Einer malt die Kleider, ein Anderer die Gesichter und die Hände. So lassen sich viele Bilder an einem Tage produciren. Mit Vorliebe werden die Strafen und Foltern der chinesischen Justiz dargestellt. Solch' eine Serie von Bildern wird zu hübschen Albums gebunden, die gleich an Ort und Stelle zu haben sind. Diese Maler sind behäbige Handwerker, denen es gut geht, und daher kommt es wohl, daß auf den Gerichtsbildern die Gefolterten Alle so zufriedene Gesichter machen; höchstens, daß Einer, der in der Mitte entzweigeschnitten wird, etwas überrascht dreinschaut.

In den Thee-Handlungen hat man eine reiche Auswahl aller Sorten der duftigen Blüthe. Der Thee steht in großen blechernen Büchsen, wie bei uns, oder vielmehr haben unsere Kaufleute die Blechbüchsen von den Chinesen übernommen. Die Theehäuser mangeln in keiner Straße. Von einem Theehaus herrschen bei uns ganz eigenthümliche Vorstellungen. Es ist ganz einfach ein Kaffeehaus ohne jegliche Damenbedienung, in dem Thee statt des Kaffees getrunken wird. Die beliebte Theehausstunde ist zwölf Uhr Mittags. Da kommt man zusammen, wie in Paris um fünf Uhr Nachmittags beim Absynth, und ißt Süßigkeiten.

Geldgeklimper und hell klingende Hammerschläge: Das ist die Straße der Banken. Hier gibt es auf einmal Ladenthüren. Vorsicht kann niemals schaden. Um einen runden Tisch sitzt der Bankier mit seinen Buchhaltern. Ganze Haufen Silberdollars sind vor ihnen aufgeschüttet. Mit einem Hämmerchen werden die Münzen auf ihren Gehalt geprüft. Auch eine kleine Waage wird häufig in Gang gesetzt, und unaufhörlich klappern die Kugeln der Rechenmaschinen. Mit dem Kopfrechnen steht es anscheinend schwach in China. Jeder chinesische Kaufmann hat seine Rechenmaschine und holt sie unter dem Ladentisch hervor, sobald es Additionen zu machen gibt, die über das einfachste Maß hinausgehen. Freilich werden auf dem Instrument auch die complicirtesten Aufgaben (Multiplicationen fünfstelliger Zahlen) mit Blitzesschnelle ausgerechnet. Aus China ist die Rechenmaschine wahrscheinlich zu uns herüber gekommen.

In der Black-wood-Straße wird eifrig gefirnißt und polirt. Das Schwarzholz ist im Naturzustande nämlich roth und muß erst durch Beizen und Lackiren seine schwarze Farbe bekommen. Aus dem fertigen schwarzen Holze schnitzen andere Arbeiter mit großen und kleinen Messern allerlei Untersätze und Gestelle und vor Allem Möbelstücke. Ueberall in China sieht man die breiten viereckigen Black-wood-Stühle; sie stehen in einer Reihe an der Wand, ähnlich den Chorstühlen in der Kirche, und zwischen je zwei Stühlen ist ein kleiner Tisch, der aber eigentlich nur ein Stuhl mit aufgelegter Platte ist. Die Schwarzholz-Verarbeitung ist auch eine von Cantons Haupt-Industrien, und eine andere ist die Elfenbein-Schnitzerei. Hier gerathen gleichfalls am schönsten die Blumen. Das ist begreiflich. Auf seinem Werktisch, mitten unter seinen Geräthen, hat der Schnitzer einen Strauß frischer weißer Blumen aufgesteckt, und während er das Messer führt, sieht er immer hinüber nach den lebendigen Blüthen und erbittet sich Rath von der Natur, wie er es machen soll. Nur bei Menschen ist es anders. Diese wackeren Leute empfinden in ihrer Unbewußtheit so richtig, daß die Kunst unaufhörlich beim Leben in die Schule gehen muß; und doch scheint es keinem von ihnen jemals in den Sinn gekommen zu sein, daß man auch Menschen nach der Natur darstellen kann. Die Menschen-Figuren sind gekünstelt und verschroben; die verzerrende chinesische Phantasie spielt da hinein, oder vielleicht liegen Muster vor, bestimmte Stellungen und Gesichtsausdrücke, deren Nachbildung seit Jahrhunderten die Tradition verlangt. Blumen-Ornamente werden auf den Deckeln kleiner Schachteln angebracht, auf Photographie- und Handspiegel-Rahmen u. s. w. Ein beliebtes Kunststück sind die vier oder fünf durchlöcherten Kugeln, die alle ineinander stecken. Aus rothem und weißem Elfenbein sind die Schachspiele geschnitzt, die wir von unseren Kunstgewerbe-Museen her kennen.

Der Straße der Elfenbein-Schnitzer benachbart ist diejenige der Silberschmiede. Von ihren Erzeugnissen war bereits bei einer andern Gelegenheit die Rede. In China kommt ein Vogel vor, der auf englisch der King-fisher heißt. Seine blauen Federn werden in winzige Theilchen zerschnitten und mittelst eines Klebstoffes in silberne Schmucksachen eingelegt. Das sieht wie Stein-

mosaik aus. Aber all' diese King-fisher-Objekte, die in Canton zahlreich hergestellt werden, sind recht gewöhnlich; auch fallen beim Tragen die Federchen bald heraus. Ganz uninteressant sind die Porzellangeschäfte; sie enthalten nichts als Dutzendwaare.

Jede Straße hat ihr eigenes Thor, und jede Straße wird am Abend besonders abgesperrt. Es sind viereckige, aus Stein gemauerte Thore, nicht höher als die Häuser und mitten in sie hineingesetzt, gleichsam mit ihnen verwachsen. Ihre grauen und verwitterten Steine geben Kunde von dem Alter der Stadt. Aus ihrem oberen Theil, den man nicht Thorbogen nennen kann, weil er geradlinig verläuft, sind oft bunte Hoch-Reliefs herausgemeißelt, ganze Szenen aus der Götter- und Helden-Geschichte. Zuweilen wuchert oben Moos und Unkraut, und es kommt vor, daß aus dem Grün eine Kanonen-Mündung herausragt, ohne daß man begreifen kann, auf wen sie jemals von da oben schießen will. Neben dem Thor hat der Gott der Straße seinen Sitz. Denn jede Straße hat auch ihren eigenen Gott. Ein drolliges Volk, diese Straßengötter! Sie haben ein verwahrlostes verbummeltes Aussehen, wie das ganz natürlich ist, wenn man sich viele hundert Jahre auf der Gasse herumtreibt. Manchmal stehen sie zu zwei nebeneinander, gleich alten Kneipbrüdern. Ihr Standort ist eine Art Herd, auf dem Erde aufgeschüttet ist; darin stecken glimmende Räucherstäbchen. Für ein Regendach ist nicht vorgesorgt. Wind und Wetter fegen über sie hin; es scheint, daß sie keinen Schutz gegen Regen wünschen, und daß sie sich nirgends wohler fühlen, als unter einer strömenden Dachtraufe.

Die Straßen sind mit länglichen Granit-Quadern gepflastert; sie sind schmutzig; aber da man in einer chinesischen Stadt bodenlosen Unrath erwartet, ist man eigentlich erstaunt, sie nicht noch unsauberer zu finden, und in der That gilt Canton als eine der saubersten chinesischen Städte. Da und dort ist ein Berg von Scherben und sonstigen Dingen, die aus den Häusern geworfen werden. Die Straßenreinigung besteht jedenfalls darin, daß diese Abfälle zu einem Berge zusammengeschaufelt werden. Schlimm sind nur die Stellen, wo Lebensmittel verkauft werden. Man könnte meinen, daß der Chinese den größten Schmutz dort anhäuft, wohin er zum Essen geht. In diesen Verkaufsständen hängen Stücke rohen

Fleisches, unter ihnen abgezogene und appetitlich zugerichtete Hunde- und Katzen-Leiber. Unbeschreibliche Gerüche gehen von diesen Leckerbissen aus, und dampfenden Töpfen entsteigen alle die Düfte der chinesischen Küche, die keine Phantasie sich auszudenken vermag: man muß sie selbst gerochen haben. Sogar die Chinesen der besseren Stände halten sich die Nase zu, wenn sie in ihrer Sänfte da vorübergetragen werden. Mit den Fischen könnte man sich eher befreunden, als mit dem Fleisch; sie werden lebend aufbewahrt in Bottichen, in die Wasser hineinfließt.

In den engen Straßen ist ein Drängen und Schieben. Viele Leute sind unterwegs und haben es eilig. Wagen gibt es natürlich nicht, und der Straßenlärm von Canton wird fast ausschließlich von Menschenstimmen gemacht. Unaufhörlich hallen die Rufe. Die Kulis schleppen Lasten an dicken Bambus-Stangen und schreien ihr kurzes und scharfes „Habt Acht!" Auch singen sie sich selbst den Rhythmus zu ihrer Bewegung. Es sind Lieder aus zwei Tönen; der Kuli vorn hat die erste Note und der Kuli hinten die zweite: „Hi — ha, Hi — ha!" Je schwerer sie belastet sind, umso rascher laufen sie; sie bringen aus der Münze Geldkisten von Centnergewicht und fliegen nur so vorüber. Und es schreien die Sänftenträger: „Habt Acht, habt Acht!" Wenn sie einen vornehmen Mann auf den Schultern haben, einen Mandarin in blauer Sänfte, so können sie nicht Platz genug bekommen. Alle die Lastenträger sind jedoch vorsichtig bei ihrer Eile, und man wird kaum jemals angestoßen; höchstens, daß man einmal etwas von dem Inhalt eines Wassereimers auf den weißen Anzug bekommt, und auch das ist nur unangenehm, wenn das Wasser schmutzig ist. Ueberhaupt kann sich der Fremde ruhig in die dunklen Gassen hineinwagen. Die Bevölkerung ist gutmüthig und freundlich (obwohl sie im Rufe der Feindseligkeit gegen Fremde steht). Pöbel gibt es überall, und manchmal wird Einem etwas nachgerufen. Das kann schmeichelhaft gemeint sein oder nicht; aber es bleibt sich gleich, da es chinesisch und doch nicht zu verstehen ist. Auch trifft man stellenweise einen Citoyen, der etwas geräuschvoll ausspuckt; doch wird es niemals klar, ob das einfache Kautabak-Entleerung oder aber eine Gefühlsäußerung ist. Lästig sind nur die Bettler und namentlich die bettelnden Lepra-Kranken; sie lassen nicht von Einem ab und strecken

ihre schrecklich abgemagerten Skelett-Arme aus. Die Blinden betteln nicht; Niemand führt sie, und sie tasten sich mit einem langen dünnen Stab an den Häusern entlang. Man begegnet auch wohl einem ganzen Zug, von denen Jeder die Hand auf die Schulter des Vordermannes gelegt hat, ganz so, wie es auf dem Bilde von Breughel im Louvre zu sehen ist, das die Blinden der biblischen Parabel darstellt. Wenn man in einen Laden eintritt, so stehen die Liebhaber von Sehenswürdigkeiten draußen und gaffen. In den Tempeln hat man ein Gefolge von fünfzig bis hundert Mann hinter sich. Es ist natürlich empfehlenswerth, ihnen die Uhr oder das gefüllte Portemonnaie nicht gerade unter die Nase zu halten. Sonst aber betrachte ich mir die Leute, und die Leute betrachten mich. Das geht in aller Ruhe vor sich, und wir finden uns gegenseitig sehr interessant. Ich freilich komme ihnen eher komisch vor. „So ein Kerl ohne Zopf, so eine Mißgeburt ohne Schlitzaugen!“ denken sie sich und lachen. Ich denke mir: „Wenn Ihr vielleicht glaubt, daß Ihr schön seid, dann irrt Ihr Euch!“ und lache wieder. So verkehren wir im besten Einvernehmen; und ich lasse ihnen auch das Vergnügen, daß sie meinen Rock anfühlen, um den seltsamen Stoff zu begutachten, in den sich der „rothe Teufel“ kleidet. Wenn ich an einem Hause vorbeigehe, kommt es vor, daß ein kleiner Junge draußen sitzt und großen Lärm schlägt: „Vater, sieh' doch den Chinesen!“ Ich meine nämlich, daß ich für den kleinen chinesischen Jungen das bin, was für den kleinen deutschen Jungen der Chinese ist, der draußen auf der Straße sichtbar wird. Im Allgemeinen aber ist es sicher, daß ein Europäer viel ruhiger und unbelästigter durch Canton gehen kann, als ein Chinese durch die Straßen einer volkreichen deutschen Vorstadt.

Aus den Häusern dringt das Hämmern und Klopfen all' der vielen Handwerke. Die Seidenwalk-Maschinen donnern und stampfen. Ein alter Mann geht durch die Straßen, klappert mit zwei Holzstücken und fordert zur Betheiligung an einer Lotterie auf. Ein Obst-Verkäufer schreit seine Bananen aus, die er in Körben einherschleppt. Auf einer näselnden Holzflöte bläst ein Wahrsager, und wer wissen will, was in den kommenden Jahren geschehen wird, braucht ihn nur herbeizurufen. Ein fliegender Buchhändler fordert die Vorübergehenden zur Besichtigung der kleinen rothen

Broschüren auf, die er auf dem Pflaster ausgebreitet hat; es sind Liederhefte, und man kann Noten und Text haben, Alles zusammen für sehr wenig Geld. Ein Graveur stellt seinen Kram auf und ist rasch bereit, jedes Monogramm in Holz zu schneiden, für Visiten- und Geschäftskarten. Still und verschüchtert sitzt ein kleines Mädchen an der Ecke, das gestickte Geldtaschen feilhält, wie sie die Chinesen unter dem Gewand sich um den Leib zu schnallen pflegen. Geheimpolizei bringt einen Verbrecher daher. Dem Häftling sind beide Hände auf den Rücken gebunden, ein Häscher geht hinten und hält seinen Zopf, und der Delinquent wird rasch vorwärtsgeschoben. Die vier Mann der Eskorte tragen kein äußeres Abzeichen. Die Schutzmann-Uniform gleicht sonst derjenigen der Soldaten und besteht aus einer ärmellosen Jacke von rothem Tuch, auf die Verzierungen von blauem Tuch aufgenäht sind. Diese Schutzleute liegen auf Holzbänken in den Straßen oder lungern in den Werkstätten herum oder waschen sich in einer Regentonne ihre nackten Füße.

Ah-Kum heißt der Führer, der mich durch Canton begleitet. Es ist unmöglich, sich in dem Labyrinth der kreuz und quer gehenden Gassen allein zurechtzufinden, zumal man die Sprache nicht versteht, um nach seinem Wege zu fragen. Ah-Kum, der Vater, ist ein Führer von Ruf. Ich habe Ah-Kum, den Sohn. Er trägt ein feines graues Gewand und ist ein sehr braver Mann. Sobald er sich daran gewöhnt haben wird, die Hand vor den Mund zu halten, wenn es ihm aufstößt, wird er ein vollendeter Gentleman sein.

Es ist ein Regentag, und in den Straßen wird es allmählich beinahe Nacht. Das Wasser stürzt von den Dächern, prasselt auf die Tellerhüte meiner Sänftenträger und spritzt mir von diesen in's Gesicht. Die Kulis haben sich in Regenmäntel gehüllt, die aus langen gelben Strohhalmen geflochten sind, und sehen darin aus, wie wilde Waldmenschen. Ueber das Pflaster rieseln fröhlich Bäche und Bächlein; sie münden in schöne breite Seeen, die ihrerseits wieder in Cascaden abfließen. (Und gerade heute bekommt mein Regenschirm, der aus der Belle Jardinière in Paris stammt, seine Launen und widersetzt sich standhaft, aber entschieden allen Anstrengungen, ihn aufzuspannen!)

Wir halten; es scheint, daß wir in einem Straßen-Durchgang sind. Nein, es ist ein Tempel, und zwar derjenige der Himmels-

königin (Tien-hau). Aber das muß Einem gesagt werden; sonst glaubt man, daß hier auch Verkaufsauslagen sind, mit etwas geschmackloseren Gegenständen, als bisher. Die Straße wird einen Augenblick Tempel und geht dann wieder als Straße weiter. Ueberhaupt liegen die Tempel von Canton selten seitab, in weihevoller Abgeschlossenheit. Sie sind zumeist mitten auf dem Wege, und es scheint, als hätten da und dort in der Reihe der anderen Firmen auch die Götter ihr Geschäft. Im Tempel der Tien-hau hängt ein Lustre von Petroleumlampen mit bunten Glasglocken von oben herab; man wird dadurch an eine Jahrmarktsbude erinnert, die sich aufputzen will. Zur Linken darf man durch eine Glasscheibe in einen Raum sehen, wo große rituelle Gefäße stehen. „Silber!" sagt Ah-Kum andächtig; ich könnte aber darauf schwören, daß es Zinn ist. Kasten sind an der Decke befestigt, in denen aus bemaltem Thon Theaterscenen dargestellt sind. Bei uns werden die Photographien der beliebten Schauspieler in den Schaufenstern aufgehängt; hier aber geht die Verehrung für sie so weit, daß man mit ihren Bildnissen die Tempel schmückt. Das ist übrigens wohl nicht die richtige Auffassung, und man sollte eher davon betroffen sein, auch in China den Zusammenhang zwischen Gottesdienst und Schauspielkunst zu finden, der bei allen europäischen Völkern wenigstens in früheren Zeiten bestanden hat.

Der große Tempel des Confucius liegt auf einem freien Platze, oder wenigstens muß man etwas freien Raum durchschreiten, ehe man zu seiner Pforte kommt. Ueber dem Thor sind Ornamente aus Porzellan, sehr bunt, sehr verworren und sehr chinesisch. Der Eingang ist klein, und klein ist auch der Tempel, der zu Unrecht der große genannt wird. Er erhebt sich nicht höher, als die Häuser in seiner Nachbarschaft, in die er gleichsam eingeklebt ist. Im Innern herrscht Halbdunkel, nein mehr: Dreiviertelduukel. Das Erste, was man sieht, ist ein Ladentisch, wo Opferstäbchen und alles zum Gottesdienst nöthige Papier verkauft werden, eine heilige Papierhandlung also. Ganz tief im Dunklen, so daß man sich mit den Händen hintasten muß, ist ein Altar. Götterbilder gibt es hier nicht. Confucius (Kung-fu-tse) wollte nur Lehrer sein und wünschte nicht, daß sein Bild als Gott verehrt werde. (Er hat manchen merkwürdigen Gedanken gehabt, beispielsweise: „Ich

schreibe nicht vor, daß Ihr Eure Feinde lieben sollt; denn was bliebe dann für die Freunde übrig?"). Auf dem Altar stehen also nur drei Holztafeln mit goldenen Buchstaben: eine rothe enthält den Namen des Confucius und alle seine Titel; zwei grüne verzeichnen die Namen und Titel seiner beiden Sekretäre. Man kann aber in diesem Raume zu allen möglichen chinesischen Göttern beten. Man ruft den Gott an, dem man sein Anliegen vorbringen will. Da er aber vielleicht schlafen oder sonstwie zerstreut sein könnte, so trommelt man auf einer Pauke und schlägt auf ein Gong. Wenn der Gott das hört, so erhebt er sich, wie es sich für Jemanden schickt, zu dem man spricht. Pauke und Gong hängen in der Nähe des Ladentisches. Eine Frau kommt herein, eine von diesen häßlichen chinesischen Frauen in Kittel und weiten Männerhosen aus jenem schwarzen Stoff, der wie Wachsleinwand aussieht und den alle Cantonesinnen tragen. Sie kniet auf einem Strohdeckel nieder, berührt mit dem Haupt die Erde, ergreift dann einen Behälter mit Holzstäbchen, der auf einem Tische steht, und schüttelt ihn, daß die Hölzer klappern. Dann ergreift sie eines davon und geht zum Ladentisch, wo ihr ein Papier ausgehändigt wird. Die Stäbchen tragen nämlich Nummern, die auf Papiere verweisen, welche Zukunfts-Prophezeihungen enthalten. Und so eine kleine Chinesin bringt es fertig, zu glauben, daß der Himmel über ihr von einem höheren Wesen bewohnt ist, das gar nichts Angelegentlicheres zu thun hat, als sich für ihre kleine chinesische Zukunft zu interessiren!

Rechts ist ein enger offener Hof. An den Wänden sind Steinschnitzereien und Porzellan-Reliefs angebracht. Eines von den letzteren stellt das Leben einer reichen Familie dar; ein anderes zeigt einen kleinen Hirsch, der gern aus dem Bilde hinausmöchte, weil ein böser grüner Drache sich über ihm schlängelt; andere enthalten wieder Schauspielscenen. Ueber die niedrige Hofmauer ragt eine Seitenwand des Dachgiebels empor; sie ist mit Porzellan-Ornamenten bedeckt; und einige hübsche kleine Porzellanfrauen stecken ihre Köpfe vor und sehen neugierig in den Hof herunter. In einem Seitengemach sitzen längs der Wand viele kleine rothe Götter. Es sind die Jahresgötter; jedes Lebensalter hat seinen Schutzpatron. Ich lasse mir den zeigen, der ein gewisses Jahr zwischen Dreißig

und Vierzig vertritt, weil er mich etwas näher angeht. Er trägt einen langen schwarzen Bart, hat ein Bein über das andere geschlagen, und sein Wesen scheint mir des rechten Ernstes zu ermangeln. Ich zünde ihm kein Weihrauchstäbchen an, wie ich anfänglich beabsichtigt habe. Denn wie kann man sich dem Schutze Jemandes anvertrauen, eines Menschen oder eines Gottes, der über die Dreißig hinaus ist und noch immer keinen soliden Eindruck macht? . . . . Priester sind in diesen chinesischen Tempeln nirgends zu sehen; wohl aber ist ein Pförtner da, der eifrig die Hand nach dem Trinkgelde ausstreckt.

Der Tempel der fünfhundert Genien ist buddhistisch. Die Götter sind aus goldfarbener Bronze und sitzen in langen Reihen an den Wänden entlang. Man kann sie nachzählen, es sind genau fünfhundert. Es fällt schwer, den Gedanken loszuwerden, daß man sich in einem Bronze-Panoptikum befindet, in einem Panoptikum für die Provinz, mit schlechten Figuren. Die Götter haben pausbackige Kindergesichter und lächeln blöd. Einer hat noch links und rechts ein zweites und drittes Gesicht aufgesetzt; das ist der Gott der Gaukler. Ein Anderer trägt einen Matrosenhut und soll den Marco Polo vorstellen. Auf welche Weise aus dem berühmten venezianischen Seefahrer ein buddhistischer Gott geworden ist, läßt sich schwer erklären. Jedenfalls ist das ein in der Marine einzig dastehendes Avancement. Nach einer zweiten Ueberlieferung ist der Genius mit dem Matrosenhut nicht Marco Polo, sondern ein anderer Europäer. Im Mittelalter bestanden in Canton Faktoreien der Indischen Compagnie. Eines Tages zerstörte aufrührerischer Pöbel diese Handels-Niederlassungen und ermordete die fremden Kaufleute sammt ihren Frauen und Kindern. Ein einziger Knabe wurde von treuen chinesischen Dienern aus dem Gemetzel gerettet. Auf dem Lande bei Canton wuchs er heran, kam dann wieder in die Stadt, konnte aber von den chinesischen Behörden nicht die Erlaubniß zur Rückkehr nach Europa erwirken. Vom Heimweh verzehrt starb er in jungen Jahren. Die Chinesen faßten dieses Ende als ein so rührendes Beispiel der Liebe zur Heimath auf, daß sie das Bedürfniß fühlten, den Verstorbenen unter die Götter zu versetzen, wobei sie in keiner Weise durch die Thatsache gestört wurden, daß sie ihn doch selbst zu Tode gequält hatten.

Dieser Jüngling, welcher an der Sehnsucht nach der Heimath sich verblutete, soll nun verkörpert sein in dem Genius mit dem Matrosenhut.

Einige von den fünfhundert Genien sitzen still, Andere gestikuliren mit den Armen, Andere zeigen sich äußerst aufgeregt und nehmen für ihr Geberdenspiel sogar die Beine zu Hilfe.

Wir gehen durch eine Hinterthür, um den Priestern in ihrer Privatwohnung einen Besuch abzustatten. Das sind feine, liebenswürdige Herren. Sie begrüßen uns nach chinesischer Art, indem sie ihre beiden Hände vor der Brust zusammenballen und auf und nieder bewegen. Sie lächeln unablässig und sagen, daß es ihnen eine große Ehre ist. Die buddhistische Ordensregel schreibt kurzgeschnittenes Haar vor. Die Priester haben daher keinen Zopf. Schon dadurch erscheinen sie europäischen Augen weniger fremd, und man fühlt sich mehr zu Hause bei ihnen, als bei anderen Chinesen. Mit Würde tragen sie ihr grauseidenes Priesterkleid. Thee wird gebracht, und die Unterhaltung entspinnt sich. Nach und nach kommen auch die Priester-Schüler zum Vorschein. Die jungen Leute stellen sich in angemessener Entfernung auf und hören neugierig zu. Das Fragen nach dem Woher und Wohin beginnt, das mit aller Gastfreundschaft verknüpft ist (wie schon Homer uns lehrt). Ich theile mit, daß ich aus Frankfurt komme. Diese Antwort ruft Erstaunen hervor. Der Führer hatte nämlich gesagt, ich sei ein Deutscher. Man gibt mir das zu bedenken, und ich kläre auf, daß Frankfurt in Deutschland liegt, wie Canton in China. Ob Frankfurt schöner sei als Canton? Das kommt auf den Geschmack an, erwidere ich. Wenn ich Chinese wäre, möchte ich vielleicht lieber in Canton leben; so aber bin ich nun schon einmal von Jugend auf an Städte wie Frankfurt gewöhnt. Ob Frankfurt auch an einem Flusse liegt? Oh ja, am Main, daher der Name Frankfurt am Main. Ob der Fluß ins Meer fließt, wie der Perlfluß? Nein, nicht direkt; der Main fließt in den Rhein. Ich bedauere, das zugestehen zu müssen; denn wie ich trotz aller Höflichkeit merken kann, thut es in den Augen der Priester dem Prestige von Frankfurt einigen Abbruch, daß sein Fluß erst noch die Vermittlung eines andern Flusses nöthig hat, um ins Meer zu fließen. Das Frage- und Antwortspiel dauert eine gute

halbe Stunde. Man sinnt darauf, wie man mir eine besondere Aufmerksamkeit erweisen könne. Einer der frommen Männer hat es gefunden. Er verschwindet geheimnißvoll und kommt nach einiger Zeit zurück. In der Hand hält er eine Cigarre, die einzige Cigarre des Tempels der fünfhundert Genien. Ich muß dankend ablehnen. Meine Weigerung betrübt ihn. Aber er weiß sich zu trösten, steckt die Cigarre in den eigenen Mund, beißt kunstgerecht die Spitze ab, spuckt sie in der Richtung des Hausaltars aus und setzt die Cigarre in Brand, an der heiligen Lampe.

Im Tempel der Schrecken (Sing-wong-mu) kann man die Strafen sehen, die den Sünder in der buddhistischen Hölle erwarten. In kleinen Verschlägen, rund um einen Hofraum, stehen fast lebensgroße bemalte Holzfiguren auf der Erde und stellen die Schreckensszenen dar. Hinten am Tisch sitzt immer der Richter. Grüne Teufel vollstrecken das Urtheil. Ein Verdammter wird in einem Kessel voll glühenden Oels gesotten, ein Anderer ist zwischen zwei Bretter gebunden und wird mit diesen zersägt, ein Dritter kniet unter einer Glocke und wird von zwei höllischen Henkerknechten, die wuchtige Hämmer schwingen, zu Tode geläutet; ein Vierter liegt auf der Erde und bekommt ganz einfach Prügel; zwei arme Sünder kauern nebeneinander, und ein Scharfrichter schwingt sein Schwert, um mit einem Schlage beide Häupter zu fällen; in der Erwartung des tödtlichen Streiches ist dem Einen vor Schrecken der Mund schief geworden und steht nach oben. Wie in fast allen Tempeln, so ist auch hier eine besondere Stelle dem Gotte der Medizin eingeräumt. Die Wände seines Bretterverschlags sind mit Papierstreifen beklebt, welche die Danksagungen Derjenigen enthalten, die er geheilt hat.

Im Vorhof des Schreckens-Tempels sitzen an vielen Tischen die Wahrsager. Ich möchte doch gern auch meine Zukunft wissen und lasse mich an einem der Tische auf dem Bänkchen nieder, das für die Kunden bestimmt ist. Ringsum sammelt sich das Volk zu Hauf. Der Wahrsager holt bei Ah-Kum einige Daten über meine Persönlichkeit ein, setzt dann seine Brille auf und beginnt. Er sagt mir sehr viel Schmeichelhaftes, beschränkt sich aber vorsichtig darauf, statt der Zukunft nur die Gegenwart zu prophezeien auf Grund der Angaben von Ah-Kum. Was meine Zukunft anbelangt, so

erfahre ich schließlich nur, daß ich dazu bestimmt bin, ein großer business-Mann oder ein großer Mandarin zu werden. Das wäre sehr schön, und ich könnte die besten Hoffnungen hegen, hätte derselbe Wahrsager mir nicht gleichzeitig erklärt, ich sei zweifellos ein reicher Mann. Dies zeigt mir, daß seine Kunde der verborgenen Dinge auch Irrthümern unterworfen ist. . . . .

Auf dem Platze vor der Examenhalle weiden friedlich die Schweine. Es gibt mehrere Beispiele, aus denen zu ersehen ist, daß das Schwein von einem dunklen Hang zur Gelehrsamkeit beseelt ist. Durch ein breites Thor mit hölzernen Flügeln tritt man in einen Vorhof. Ohne zwei oder drei Höfe geht es bei amtlichen Gebäuden nun einmal nicht ab. Auf einer Seitenwand ist der graue Drache gemalt, der in Wolken spielt. Dieses Bild zeigt an, daß wir uns auf staatlichem Grund und Boden befinden. Ein großer zweiter Hof ist von grünem Unkraut bewachsen. Mittendurch führt ein mit Trottoirsteinen bepflasterter Weg. Links und rechts, die Front dem Thor-Eingang zugewendet, stehen lange schmale Hallen, eine hinter der anderen, vielleicht dreißig auf jeder Seite. Sie sind gemauert und mit braunen Ziegeldächern gedeckt. Auf die Seitenwände, die man von der Mitte des Hofes aus sehen kann, sind chinesische Zeichen eingeschrieben, die Zahlen bedeuten. Mit anderen Worten: die Hallen sind numerirt. Jede einzelne enthält zahlreiche kleine Abtheilnngen, im Ganzen sollen es fünftausend sein. Das sind jedoch nicht die Ställe für die Schweine, die draußen weiden, wie man glauben könnte mit Rücksicht auf den Schmutz, der in den Räumen herrscht, sondern die Zellen für die Prüflinge. Sie sind fensterlos, haben aber keine Vorderwand. In solch' einer Zelle ist gerade Platz genug für einen Tisch, und zur Noth kann noch Jemand davorsitzen, wenn er sich sehr klein macht. Daß ein Mensch darin liegen könnte, scheint unmöglich, und doch verbringt der Kandidat darin Tage und Nächte. Sobald das Examen beginnt, wird er eingeschlossen. Der Eingang der Zelle wird durch Gitterstäbe versperrt. Jetzt sitzt der unglückliche Studiosus im Käfig und muß seine Kenntniß der chinesischen Klassiker erweisen. Er ist genöthigt, in der Zelle zu essen und zu schlafen, und wird nicht eher herausgelassen, als bis er mit den Aufgaben fertig ist. Wenn er das Examen besteht, darf er die Staats-Carrière einschlagen und eine Anstellung als Beamter beanspruchen.

Eigentlich ist es sehr schön ausgedacht, daß die Beamten unter Denjenigen zu wählen sind, welche die Dichter und die Weisheitsschriften am Besten kennen, und daß die Gebildetsten das Volk regieren sollen. In Wirklichkeit sind die Examina Formelkram und Pedanterie geworden (wie anderswo auch). Sie schaffen ferner ein Gelehrten-Proletariat, das oft lange Jahre auf die Versorgung warten muß und ein unruhiges Element im Staate bildet. Wenn China jemals unter europäische Herrschaft kommen sollte, würde die Abfindung dieser Staatsanwärter das schwierigste Problem bilden. Die großen chinesischen Kaufleute möchten lieber heute als morgen unter einer europäischen Regierung stehen, die ihnen Verkehrssicherheit und ruhigen Besitz des Erworbenen gewährleistet. Patrioten sind sie nicht. Warum sollen sie auch ein Vaterland lieben, das niemals etwas für sie gethan hat? Die Prüfungs-Kommission wird in Peking ernannt. Lange Zeit waren diese Kommissionen berühmt wegen ihrer Strenge und Gerechtigkeit. Von einem chinesischen Kaiser wird erzählt, er habe sich überzeugen wollen, ob es ehrlich bei den Prüfungen zugehe. Darum habe er sich als Kandidat verkleidet, sich in eine Zelle einschließen lassen und ein ganzes Examen mitgemacht. Er habe dieses mit Auszeichnung bestanden, ohne daß die Kommission gewußt habe, wer er sei. (Sollten die Herren im Ausschuß nicht doch wenigstens eine leise Ahnung besessen haben? Die „Auszeichnung" namentlich ist verdächtig.) Jetzt sind die Examina im Verfall, wie alles Andere. Wohl müssen die Kandidaten ohne jedes Buch in die Zelle eintreten, und sie werden vorher einer Leibes-Durchsuchung unterworfen, damit sie diesem Verbot nicht zuwiderhandeln können; wohl geht ein Schutzmann in dem Gange vor jeder Halle auf und ab, um die Kandidaten zu verhindern, mit einander in Verkehr zu treten. Mit den Prüfungen also wird es sehr streng genommen, nur leider nicht mit dem Resultat. Familienverbindungen und sonstige Protektion geben den Ausschlag. Auch thut merkwürdigerweise der Ausfall der Examina jedesmal dar, daß die reichen Leute die Klassiker besser kennen, als die armen. . . .

Straßauf, straßab, dann plötzlich über eine Treppe empor in einen hochgelegenen Schuppen. Man sieht auf die Stadt herunter, auf die Häuserhaufen, zwischen denen, wenn man sie von oben be-

trachtet, kaum irgendwelcher Raum zu sein scheint, der auf Straßen deuten könnte. An fast allen Dächern sind Schirmwände aus Bambusgeflecht aufgesetzt, die den Wind fangen sollen. In dem Schuppen näht ein Schuster seine Schuhe und hütet zugleich die Wasser-Uhr. Sie ist viele hundert Jahre alt. Auf Stufen stehen vier eiserne Eimer, einer über dem andern, und einer mit dem andern durch Röhren verbunden. Morgens um sechs Uhr wird der oberste Eimer gefüllt. Das Wasser tropft in genau bemessenen Zeiträumen durch alle vier Eimer durch. Nach Ablauf jeder Stunde steht im untersten Eimer das Wasser um ein bestimmtes Maß höher, und ein senkrechter Messingstab, der auf einer leichten Holzunterlage in diesem Eimer schwimmt, ragt demgemäß jede Stunde um einen Strich mehr aus dem Deckel des Eimers hervor. Der zuletzt zum Vorschein gekommene Strich des Messingstabes zeigt die Stunde an.

Und wieder nach einigen Straßen thut sich zwischen den Häusern eine Lücke auf. Wir biegen ein und sind auf einem länglichen Streifen unbebauten Terrains, zwischen kahlen Häusermauern. Der Boden ist vom Regen durchweicht, wir waten tief im gelben Koth. Irdene Geschirre stehen umher, hinten sieht man die Töpfer an der Arbeit. Auch sitzen da zwei junge Frauen unter einer Hausthür, die uns mit lautem Lachen begrüßen und Scherzworte herüberrufen. Allerlei Gerümpel ist an einer der Längsmauern aufgeschichtet; ferner lehnen an ihr drei Kreuze aus Holz, schwarz von Schmutz und Regen. Drei Kreuze? Jawohl, drei Kreuze zum Gebrauch für den Scharfrichter. Hier ist das Kreuz noch nichts Anderes als ein Hinrichtungs-Werkzeug. Der Henker pflanzt es in die Erde, in diesen gelben Koth, bindet den Verurtheilten daran fest und reißt ihm mit einem kleinen Messer die Haut vom Leibe. Die Kreuze kommen freilich nur in besonderen Fällen zur Anwendung. Die Arbeit ist zu zeitraubend, und ein chinesischer Scharfrichter hat viel zu thun. Erst vor zwei Tagen haben da, wo wir stehen, 21 Hinrichtungen stattgefunden. Wir sind auf der Richtstätte von Canton, der Henker wohnt gleich daneben. Die beiden jungen Frauen in der Hausthür drüben gehören zu seiner Familie. Sie rufen ihn her, und er läßt sich nicht lange bitten. Er kommt tänzelnden Ganges über den Platz, ein

langer, hagerer Kuli mit dem üblichen Tellerhut aus Stroh. Auch bringt er gleich sein Richtschwert mit, ein kurzes, breites Schlachtmesser mit hölzernem Griff, das in einer Leinwandhülle steckt. Der Scharfrichter stellt sich neben uns, löst das Schwert aus der Hülle und zeigt uns, wie er es macht. Das Geberdenspiel läßt an Deutlichkeit des Ausdrucks nicht zu wünschen übrig. „Da vor mir kniet der Mann — ich nehme seinen Zopf — und dann schlage ich zu, einmal nach unten — so — und dann — so — querüber!" Dabei schielt er zu uns hin, ob wir Angst haben. Ein arger Poseur, der Scharfrichter von Canton! . . . .

Wir treten aus der Stadt heraus und klettern an einem grünen Hügel empor auf einem Wege, der schmal am Abhange hinläuft, wie ein Alpenpfad. Es geht ziemlich steil hinauf, durch das regenfeuchte Gras. Oben steht die Fünfstöckige Pagode (Ng-chun-nau), kein Thurm, sondern ein breites rothes Haus, mit dem geschweiften chinesischen Dach und andern geschweiften Balken-Enden in allen Etagen. Früher war sie ein Tempel, jetzt wird sie gelegentlich als Kaserne verwendet. Wir klettern über die Holztreppen. Die Stufen sind so hoch, daß man Gefahr läuft, sich die Beine auszurenken. Aber Ah-Kum ist unerbittlich und macht nicht eher Halt, als bis wir den fünften Stock erklommen haben. Das ganze Haus ist leer. Nur fünf Treppen hoch hausen vier bunt bemalte Götter. Sie stehen paarweise einander gegenüber, als tanzten sie eine Quadrillen-Figur. Der Pagoden-Wärter kommt mit seinen Söhnen zum Vorschein. Draußen auf dem Holzbalkon, der an jedem Stockwerk entlangläuft, wird ein Tisch gedeckt. Das Tischtuch ist wahrscheinlich seit Confucius' Zeit nicht mehr gewaschen worden, zeigt aber doch noch einige Spuren der früheren Weiße. Thee wird gebracht, und Ah-Kum holt das Frühstücksbündel hervor, das der vorsorgliche Gastfreund aus Shameen uns mit auf den Weg nach Canton gegeben hat. Eine Flasche Moselwein steckt vielversprechend ihr grüngesiegeltes Haupt daraus hervor. Bei der Oeffnung des Bündels kommen einige Flaschen Sodawasser zum Vorschein, die dem Moselwein als Escorte beigesellt sind. Ah-Kum erklärt, Sodawasser sei das beste Schutzmittel gegen die Pest, und stellt den Moselwein zu sich hinüber. Der Pagoden-Wärter und seine Söhne sammeln sich an der Balkonthür, um uns essen zu sehen.

Unter uns liegt Canton, die Riesenstadt. Zur Rechten läßt sich ihr Ende gar nicht absehen. Der Nebel beginnt, ehe die Stadt aufhört. Im Halbrund zieht sie sich durch die weite Ebene und fügt sich in den Bogenlauf des Stromes ein, der ihre Grenze bildet. Dicht drängen sich die unzähligen Häuser. Sonst aber ist es von hier oben aus eine Stadt wie jede andere, eine Stadt mit braunen Ziegeldächern, die durchaus nicht chinesisch zu sein brauchten.

Gleich hinter der Pagode geht die Mauer vorbei, die ganz Canton umgibt, eine niedrige Mauer aus altersgrauem Stein, mit gerundeten Zinnen. Ueber die Mauer hinaus blickt man auf grüne Hügel, die voll von Gräbern sind. An einem der Hänge schaufeln zwei Todtengräber Erde aus, und ein Sarg steht daneben. Die Leidtragenden, die den Verstorbenen begleitet haben, ziehen unten im Thale nach Hause; man hört den schrillen Klang des Streich-Instruments, das ihnen zum Heimweg aufspielt. Sie haben es für überflüssig gehalten, bis zum Ende dazubleiben, und denken sich wohl, daß der Todte den Weg in die Grube nicht mehr verfehlen kann.

Wir klettern vom Pagoden-Berg herunter und kommen durch die Tatarenstadt wieder nach Canton hinein. Die niedrigen Tatarenhäuser stehen in schnurgeraden Straßen; sie sind alle aus Stein und alle gleichmäßig gebaut. Man merkt die militärische Disziplin. Sämmtliche Häuser sind schwarzweiß gefärbt; im Bedarfsfall ließen sie sich also als königlich preußische Schilderhäuser verwenden. Der Typus der Bewohner der Tatarenstadt ist auffällig verschieden von dem der übrigen Canton-Bevölkerung, und man sieht, daß Mongolisch nicht dasselbe ist wie Chinesisch.

Zum Schluß soll ich noch eine Gerichts-Verhandlung sehen. Das Justizgebäude ist ein Yamen wie jeder andere. Draußen lehnen rothe Holztafeln, auf die mit Goldbuchstaben die Namen und sämmtliche Titel der Mandarine eingeschrieben sind, welche im Innern das Richteramt ausüben. Wieder muß man Höfe durchschreiten und um Gebäude herumgehen. Die Höfe sind schmutzig. Buden und Verkaufsstände stehen darin, und Handwerker versehen dort ihr Tagewerk. Niemand fragt, wohin wir gehen, Niemand wehrt den Zutritt. Auf einmal sind wir hinten in der offenen

Halle, wo das Gericht tagt. Vorn stehen die grünen Sänften auf der Erde, in denen die Richter gekommen sind. Und bei den Sänften, gleich am Eingang, hängt Einer. Das will heißen, daß sein Prozeß verhandelt wird. Die chinesische Justiz fängt mit der Bestrafung an; wenn sich hinterher herausstellt, daß der Angeklagte unschuldig ist, so ist die Ueberraschung für diesen umso freudiger. Einer also ist mit Stricken und Ketten zu einem Bündel zusammengeschnürt. Die Füße sind so gebunden, daß die Knie fast bis ans Kinn reichen. Unter den Knien ist eine dicke Bambusstange durchgesteckt, eine zweite Bambusstange ist über die Füße geschoben, die Enden der beiden Stangen liegen auf zwei Holzblöcken, und der Angeklagte hängt in der Mitte. Die Verzerrung der Gliedmaßen und der Druck des harten Bambus auf die Körperstellen, die an ihn angepreßt sind, muß furchtbare Schmerzen verursachen. Der Gehängte, dem der Schweiß in dicken Tropfen über das Gesicht rinnt, wiegt sich an seinen Stangen auf und nieder und sucht vergeblich eine Stellung, die erträglich für ihn wäre. Er heult und jammert, streckt die zusammengebundenen Hände aus, soweit er kann, und bittet flehentlich, man solle ihn loslassen. Im Hintergrund, an einem mit rothem Tuch behangenen Tisch, sitzt der Richter. Er bewegt langsam seinen Fächer, und sein glattes Gesicht kommt nicht aus der Ruhe. (Es ist leicht, ruhig zu bleiben, wenn man nicht zwischen zwei Bambusstangen hängt.) Gemächlich schiebt er die mächtige Brille auf die Nase und liest in den Akten. Der Gefolterte schreit, man solle ihn lieber todtschlagen. Der Richter fragt mit seiner wohlgepflegten Stimme: ob der Angeklagte seine Spießgesellen nennen wolle? Ein Gerichtsbeamter mit einer dicken rothen Knollen-Nase geht immer zwischen dem Richtertisch und dem Angeklagten hin und her und wiederholt diesem die Fragen des Verhörs, indem er sich eifrig Kühlung zufächelt. „Ich werde alle Namen nennen!“ brüllt der Gehängte. Der Richter befiehlt: „Laßt ihn los, er will gestehen!“ Die Gerichtsdiener eilen herbei. Es sind verdächtige Kerle in gelben Gewändern und Trichterhüten mit dünnen rothen Büscheln. Sie ziehen die Bambusstangen heraus, tragen den Mann nach dem Hintergrund und setzen ihn dort auf die Erde nieder. Er ist noch ganz betäubt vor Schmerz und kann anscheinend seinen Rücken nicht mehr gerade machen.

In der gleichen Halle verhandelt ein zweiter Richter. Er verhört erst die Zeugen, die knieend, das Haupt zur Erde gebeugt, ihre Aussagen abgeben. Dann wird der Angeklagte aufgerufen. Er kommt aus dem Gefängniß nebenan und sieht schrecklich verhungert aus. Die Gefangenen bekommen nichts zu essen, wenn sie kein Geld haben, und sind zumeist bis auf die Knochen abgemagert. Um den Hals trägt der Angeklagte eine verrostete Kette, an der ihn ein Gerichtsdiener hereinführt. Er kniet nieder und versichert, er sei unschuldig. Man wird ihn lehren, unschuldig zu sein. Die Richter sind nicht da, um freizusprechen. Auf ein Wort des Mandarins fallen die Schergen über den Gefesselten her und ziehen ihm die Jacke aus. Zwei packen ihn an den Armen, ein Dritter nimmt ihn am Zopfe, der Vierte steht hinten und läßt seinen gespaltenen Bambusstock auf die dürren Schultern niederfallen. Aus den getroffenen Stellen tritt sofort das Blut hervor, und der Geschlagene wimmert leise. Jeder Hieb wird laut gezählt; bei zehn gebietet der Richter Einhalt. Aber der Angeklagte bleibt dabei, er sei ein guter Mann und habe nicht gestohlen. Der Richter verfügt eine zweite Portion. Der Büttel schlägt sorgfältig auf die bereits blutigen Stellen los, und der Getroffene stöhnt nun schon bedeutend lauter. In dieser Weise geht das Verhör fort; und wenn der Bambusstock den Angeklagten nicht zum Geständniß bringt, so hängen noch andere Prügel-Instrumente an der Wand: Lederstücke, die auf den Mund geschlagen werden, scharfkantige Holzklötze zur Bearbeitung der Handflächen und Fußsohlen u. s. w. Ah-Kum holt sie alle herunter, um sie mir zu zeigen; sie hängen da zur Volksbelustigung, Jeder darf sie anfassen. Das Gefängniß ist im selben Hause, und auch hier geht man ein und aus, wie man will. Es ist unbegreiflich, daß die Gefangenen nicht ausreißen. Sie scheinen sich übrigens gar nicht unbehaglich zu fühlen, laufen im Gefängnißhofe herum, und wenn sie mit ihren Ketten rasseln, so bedeutet das nur, daß sie Trinkgeld haben wollen.

Die Richter sitzen nicht ohne Würde hinter ihren Tischen, wie überhaupt der vornehme Chinese Gemessenheit und guten Anstand in seinem äußeren Auftreten besitzt. Man möchte sie gern für gerecht halten, um sich wenigstens etwas von den quälenden Eindrücken zu befreien, die man aus der Gerichtshalle mitnimmt. Aber

es heißt, daß auch diese würdigen Richter mit sich reden lassen, und daß Derjenige, der den Preis nicht scheut, Mittel finden kann, um ihre Unbeugsamkeit zu beugen.

Im Justizgebäude zeigt sich deutlich, daß der Chinese ein Barbar ist. Sonst aber lernt man in Canton ein Volk kennen, das in vielen Beziehungen zur Achtung nöthigt, ein fleißiges Volk von geschickten Handwerkern und tüchtigen Kaufleuten. Die Europäer, die geschäftlichen Verkehr mit Chinesen unterhalten, rühmen einstimmig die Ehrlichkeit und Verläßlichkeit des chinesischen Kaufmanns, namentlich im Gegensatz zum japanischen. Wenn man das Alles sieht und hört, muß man sich am Ende doch entschließen (und der Entschluß ist nicht leicht für einen Europäer aus Europa), die Chinesen ernst zu nehmen.

IX. Ein Empfang beim Tao-tai Wang, dem Sekretär des Vizekönigs von Canton.

Canton, 14. Mai.

Der Vizekönig von Canton selbst ist ein alter Herr, der sehr gebrechlich und seiner geistigen Fähigkeiten auch nicht mehr immer ganz mächtig ist. Wenn er den Konsuln in der europäischen Niederlassung Shameen einen amtlichen Besuch macht (begleitet von seinen 150 Leibgarden, die mit Hellebarden — aus Holz bewaffnet sind und bei ihrer Ankunft das stille Shameen mit einem furchtbaren Lärm erfüllen), so überrascht ihn manchmal eine plötzliche Vergeßlichkeit, und mitten in der Unterredung hält er inne und fragt, wo er sich eigentlich befindet? Es war keine Kleinigkeit für den deutschen Konsul, Dr. Knappe, mit diesem hinfälligen Greis die große Staatsaktion eines Besuches des Prinzen Heinrich im vizeköniglichen Namen so zu vereinbaren, daß alles nach Wunsch und nach Gebühr verlief. Als bereits sämmtliche Einzelheiten der Ceremonie in langwierigen Verhandlungen festgesetzt worden waren, schickte der Vizekönig plötzlich, am Tage vor dem Besuche, einen seiner Beamten zum deutschen Konsul, um ihm zu erklären, er wolle beim Empfange des Prinzen nicht seine gestickten Unterkleider anziehen. Der Konsul ließ sich nichts abhandeln, in der richtigen Anschauung, daß der Bruder des deutschen Kaisers von dem chinesischen Machthaber mit keinen geringeren Formalitäten empfangen werden dürfe, als ein Mitglied des chinesischen Kaiserhauses, und der gute Vizekönig mußte in seine gestickten Unterkleider hinein. Der Besuch verlief denn auch in ganz vorzüglicher Weise. Prinz Heinrich stieg

in die gelbseidene Sänfte, welche allein dem Kaiser und den kaiserlichen Prinzen zusteht (die hohen Beamten bis zum Range eines Tao-tai haben die blaue und vom Range des Tao-tai aufwärts die grüne Sänfte). Von der Brücke an, welche die Grenze zwischen Shameen und Canton bildet, bis zur Residenz des Vizekönigs waren Soldaten aufgestellt; hinter ihnen, in den so unbeschreiblich engen Gassen, drängte sich das Volk zu Tausenden und war so voll Ehrfurcht vor der gelben Sänfte, daß es keinen Laut von sich zu geben wagte und daß der Zug auf der langen Strecke bis zum vizeköniglichen Yamen in einer wahren Grabesstille dahinging.

Immerhin weiß in Canton alle Welt, daß der Vizekönig von seinem Amte nicht viel mehr als den Namen hat, daß er nicht fähig ist zur Führung der Regierungs-Geschäfte seines weiten Wirkungskreises und daß der eigentliche Chef der Verwaltung und der eigentliche Leiter jeder, namentlich der auswärtigen Politik der Tao-tai Wang ist. Wang, dessen Tao-tai-Rang ungefähr dem eines Oberpräsidenten nach unseren Begriffen entspricht, ist Sekretär des Vizekönigs, ferner Chef der unter dem Namen Li-Kin zusammen gefaßten einheimischen Steuer-Verwaltung. Neben den auf dem Vertrage von Tientsin beruhenden Seezöllen, die von Sir Robert Hart und seinem ausgezeichneten europäischen Beamten-Personal verwaltet und an die Central-Regierung in Peking abgeführt werden, hat sich allmählich und eigentlich entgegen den Verträgen ein zweiter chinesischer Zoll herausgebildet, welcher Li-Kin heißt und von den Provinz-Behörden erhoben wird. Eigentlich soll das Li-Kin von den importirten Waaren, die den Seezoll bereits entrichtet haben, nur dann eingefordert werden, wenn sie vom Hafen aus weiter in's Innere transportirt werden. In Canton aber beispielsweise funktionirt ein Li-Kin-Bureau neben dem Seezoll-Bureau, und wenn die Waare ankommt und ihren Seezoll entrichtet hat, kommt auch gleich der Li-Kin-Beamte und verlangt die Abgabe im Namen der Provinz. Das Li-Kin gibt infolgedessen zu unaufhörlichen Streitigkeiten und Konflikten zwischen den europäischen Mächten und der chinesischen Regierung Anlaß, und gerade gegenwärtig schweben wieder einmal Verhandlungen über die Li-Kin-Frage zwischen China und Deutschland, wobei die deutsche Regierung sehr energisch ihren Standpunkt wahrt.

Tao-tai Wang ist also Chef dieses wichtigen Li-Kin-Dienstes, außerdem noch Sekretär des vizeköniglichen auswärtigen Amtes. Er gilt als einer der einflußreichsten und klügsten chinesischen Beamten. Im Laufe seiner achtjährigen Amtsführung ist er natürlich ein sehr reicher Mann geworden. Bei den Ausländern ist er recht verhaßt, weil man eben nicht leicht mit ihm fertig werden kann, und namentlich den Franzosen bereitet er in ihrer südchinesischen Expansions-Politik große Schwierigkeiten. Der deutsche Konsul, Dr. Knappe, der eine besondere Kunst in der Behandlung der eingeborenen Behörden besitzt, steht mit ihm auf dem besten Fuße. Ueberhaupt gilt, im Vorbeigehen gesagt, dieser unser Konsul in Canton für einen der vorzüglichsten Beamten des deutschen auswärtigen Dienstes in Ostasien. Er ist einer der gründlichsten Kenner chinesischer Verhältnisse, und in deutschen Kreisen in Süd-China ist man der Ansicht, daß nirgends ein besserer Gouverneur für Kiautschou hätte gefunden werden können, als der Dr. Knappe.*) Einen anderen vortrefflichen China-Kenner besitzt das deutsche Konsulat von Canton in der Person seines Dolmetschers Lange. Herr Lange war früher Offizier, mußte seinen Abschied nehmen wegen einer Knieverletzung und trat als Artillerie-Instruktor in chinesische Dienste. Jahre lang hat er in Canton gelebt, und zwar nicht im europäischen Settlement, sondern in der Stadt selbst, mitten unter den Chinesen. Er spricht fließend chinesisch, und mit Erstaunen hört man zu, wie dieser Mann sich glatt, leicht und lächelnd in der unmöglichsten aller Sprachen ausdrückt, auf deren Erlernung selbst die europäischen Kaufleute verzichten, die seit Jahrzehnten im Lande wohnen.

Gestern Vormittag ließ der Konsul dem Tao-tai Wang mittheilen, ein gelehrter Mann sei hier, der ein Werk von vielen Bänden über China schreiben wolle und den Wunsch habe, sich einmal mit einem hohen chinesischen Beamten zu unterhalten; der Tao-tai möge sagen, ob er ihn empfangen wolle. Unverzüglich kam die Antwort, daß der Tao-tai am nächsten Morgen um halb zwölf den Fremden im Li-Kin-Bureau erwarten werde. Kurz vor

*) Dr. Knappe ist vor einigen Monaten zum General-Konsul ernannt und nach Shanghai versetzt worden, als Nachfolger des Legationsraths Dr. Stuebel, der bisher das dortige General-Konsulat geleitet hat.

halb zwölf begaben wir uns also zur Audienz. Der Aufzug war imposant. Voran ging der chinesische Amtsdiener des Konsulats in seiner weißen Amtstracht mit dem Hute, welcher einem umgestülpten Trichter gleicht und über welchen ein dünner rother Busch herabfällt. Dann kam Herr Lange, der Konsulats-Dolmetscher, in seiner blauen Beamten-Sänfte, die auf den Schultern von vier Kulis ruhte, welche gleichfalls in schneeweißen Kitteln steckten, die auf dem Rücken in chinesischen Gold-Buchstaben die Inschrift „Kaiserlich Deutsches Konsulat" trugen und deren Köpfe mit Trichter-Hüten und dünnen rothen Büscheln, gleich denen des Amtsdieners, geziert waren. Hierauf folgte ich selbst in der grünen Privat-Sänfte auf dem Rücken dreier Kulis. Den Beschluß machte eine grüne Sänfte mit dem chinesischen Sekretär des Konsulats.

Der Zug ging über die Brücke, die Shameen mit Canton verbindet. Die zehn schmutzigen chinesischen Soldaten, welche darauf Wache halten und am Abend einen gräßlichen Lärm mit ihren Posaunen vollführen, um die Schließung der Thore anzuzeigen, traten in Reih und Glied, und der kommandirende Wachtmeister legte salutirend die Hand an das bloße Haupt, um der blauen Sänfte Ehre zu erweisen. Dasselbe that der Thorwärter, nachdem er das Gitterthor aufgeschlossen hatte.

Der Li-Kin-Yamen liegt nicht weit von der Brücke entfernt. Er gleicht allen anderen Amtslokalen, äußerlich wie innerlich. Von der Straße aus ist er an den zwei großen Holz-Thorflügeln kenntlich, auf welche die üblichen überlebensgroßen Heldengestalten gemalt sind. Die Thorflügel stehen weit offen, und dahinter liegen zwei oder drei nicht eben saubere Höfe, in denen sich allerlei Leute herumtreiben, welche nicht das Mindeste mit Amt und Obrigkeit zu thun haben. Auch kann man Handwerker darin finden, die dort ihr Geschäft ausüben, einen Friseur, der seine Kunden in Ermangelung eines eigenen Geschäftslokals an der Schwelle des Yamen versorgt ꝛc. Nachdem man die Höfe durchschritten hat und um alle Gebäude herumgegangen ist, welche jeden einzelnen im Hintergrunde abschließen, kommt man ganz hinten erst in das eigentliche Bureau, eine Halle oder, besser gesagt, ein offenes Zimmer, das im Erdgeschoß liegt, nach dem letzten Hofe zu weit offen ist und scheinbar gar keine Thüren besitzt.

Da dieses Amtslokal vollkommen unverschließbar ist und da ungefähr Jeder, der gerade Lust hat, von der Straße aus in den Yamen eintreten kann, so sammelt sich während aller nur einigermaßen interessanter Vorgänge zahlreiches Publikum in dem letzten Hofe an und hört zu, was der Mandarin in seinem Bureau redet und treibt. Die wichtigsten Verhandlungen werden in dieser Weise bei offenen Thüren geführt. Die Folge davon ist, daß die verborgenen Pläne der chinesischen Regierung auf der Gasse bekannt werden eine halbe Stunde, nachdem sie ausgeheckt worden sind, und daß die chinesischen Staatsgeheimnisse ein Jeder in Erfahrung bringen kann, der die Kosten nicht scheut, um einen Horcher in diesem oder jenem Yamen zu zahlen. Nur in Peking schließen die Behörden sich hinter mehrfachen Mauern vor indiskreten Lauschern ab. Das hat aber nur den Effekt, daß in Peking die Ausspionirung der Staats-Geheimnisse etwas mehr Geld kostet, als in anderen chinesischen Städten. Die Leute, welche aus Neugier in die Yamen hineinlaufen und die unvermeidliche Gallerie bei allen Staatsaktionen bilden, haben von den Europäern die Bezeichnung der „Yamen-runners“ erhalten. Solche Yamen-Läufer, Beamten, Schreiber und Kulis durcheinander, hatten sich auch zahlreich eingefunden, während der Tao-tai Wang mit uns sprach. Sie füllten den Hof, standen an allen Thüren, sahen selbst aus den Fenstern heraus, hörten mit andächtigem Schweigen zu und verloren kein Wort von der Unterredung.

Das Bureau des Li-Kin-Verwalters, diese letzte offene Halle im letzten Hofe, ist einfach und schmucklos. In der Mitte steht ein runder Tisch aus braun polirtem Holz; um den Tisch ein paar Stühle. An der Hinterwand ist natürlich der Hausaltar für die Ahnen, der in keiner chinesischen Wohnung, in keinem Geschäft, in keinem Amtszimmer fehlt. Auf rothem Grund ist mit Goldbuchstaben ein heiliger Spruch eingeschrieben. Vor der Inschrift stehen die erforderlichen vier zinnernen Gefäße (sehr hohe stattliche Gefäße, da der Tao-tai ein Mann von Rang ist), zwei in der Mitte für Räucher-Werk und zur Linken und zur Rechten je eine Vase für Blumen. Sonst ist im Zimmer kein Mobiliar. An einer Seitenwand ist der große runde Regulator angebracht. Von diesem Element europäischer Cultur wird man nicht überrascht, ebensowenig wie von der Petroleum-Lampe, die von der Decke herabhängt. Die Verblüffung beginnt

erst, wenn man entdeckt, daß am unteren Ende der Lampe eine kleine Glasbirne befestigt ist, welche den Draht für das Glühlicht enthält. Es ist unglaublich, aber wahr: im Yamen des Li-Kin-Verwalters von Canton wird bei elektrischem Licht gearbeitet. In Canton besteht eine chinesische Gesellschaft für elektrische Beleuchtung, und Glühlicht wie Bogenlicht werden auch sonst vielfach in den Läden und industriellen Betrieben dieser Stadt verwendet. Am Tage aber herrscht Halbdunkel im Amtszimmer des Tao-tai, da dasselbe keine Fenster besitzt und nur die eine Oeffnung nach dem engen, düsteren Hofe hat.

Wir kommen vor dem Thore des Yamen an, unter einigem Zulauf von Volk. Die Visitkarten werden hineingeschickt (man hat mir zu diesem Besuch eigens chinesische Visitkarten anfertigen lassen), und bis die Antwort herauskommt, ob der Besuch angenommen ist, bleiben die Sänften auf den Schultern der Kulis unter dem Thorbogen. Nach einigen Augenblicken erscheint der Amtsdiener des Yamen und fordert zum Eintritt auf. Der Tao-tai ist noch nicht da, muß aber jeden Augenblick eintreffen. Die blaue Beamten-Sänfte des Dolmetschers darf bis in den zweiten Hof hineingetragen werden, die grünen Sänften müssen bereits im ersten Hofe niedergelassen werden. Kaum sind wir ausgestiegen, so kommt auch schon hinter uns der Tao-tai in seiner blauen Sänfte an. Vorstellung und Begrüßung. Der Tao-tai grüßt auf chinesische Art, indem er nicht seinem Besuche, sondern sich selbst die Hand drückt und die beiden verschlungenen Hände mehrmals auf und nieder bewegt. (Die Geste erinnert ein wenig an die Bewegung eines Pudels, der schön macht und bittet.) Mit einer großen Armbewegung lädt uns der Tao-tai zum Eintritt in sein Büreau ein. Wir ersuchen ihn voranzugehen. Das will er unter keinen Umständen. Im Büreau abermalige Begrüßung. Dann setzen wir uns um den runden Tisch, der Tao-tai mit dem Rücken zum Eingang, ihm zur Rechten ich, ihm zur Linken der chinesische Sekretär des Konsulats, ihm gegenüber der Dolmetscher. Kaum haben wir uns niedergelassen, so werden auch schon Theetassen hereingebracht. Angesichts dieser Tassen erheben wir uns abermals von unseren Stühlen und begrüßen uns von Neuem. Dann sitzen wir endlich ruhig. Der Tao-tai holt eine ungeheure Hornbrille aus der Tasche, setzt sie sich auf die Nase

(offenbar um zu sehen, was er spricht), und die Unterhaltung kann beginnen.

Der Tao-tai Wang ist ein sehr hochgewachsener Mann. Er hält sich stolz und aufrecht, hat jene abgerundeten eleganten Bewegungen, die man bei vornehmen Chinesen nicht selten findet, und ist entschieden eine imposante Erscheinung. Seine Gesichtszüge sind kräftig ausgeprägt, namentlich besitzt er eine stark vorspringende Nase, was man sonst selten bei Chinesen-Gesichtern sieht, die meist weich und verschwommen sind. Er hat eine hohe starkknochige Stirn, einen breiten Mund (mit Zahnlücken und schlechten Zähnen) und kluge, scharfe Augen. Alles in seinem Wesen deutet auf Energie. Er spricht laut, fast überlaut, mit dröhnender Baßstimme und im Tone eines Mannes, der zu befehlen gewohnt ist. Beim Reden kommt er leicht in den Eifer hinein, und dann entfaltet er eine echt südländische Lebhaftigkeit, schwatzt rasch und viel und begleitet seine Worte mit ausdrucksvollen Bewegungen der Hände. Der Tao-tai hält einen runden Strohfächer, auf welchem sich eine kleine Seidenstickerei befindet, in der Hand, und der Fächer bleibt während der ganzen Unterhaltung in fortwährender Bewegung. Am Daumen der linken Hand trägt er einen riesigen, aus wunderschönem, tiefgrünem Jade-Stein geschnitzten Ring, der fast den ganzen Finger bedeckt. Gekleidet ist er in ein langes Gewand aus lichtblauem Damast, in welches mit blaßblauen Fäden kleine Blumen-Muster aufs Feinste eingewebt sind. Er ist voll Liebenswürdigkeit, verbeugt sich lächelnd, wenn man ihm eine kleine Schmeichelei sagt, richtet gelegentlich auch immer wieder das Wort an mich, aus Artigkeit, obwohl er weiß, daß ich ihn nicht verstehe, bricht in schallendes Gelächter über jede heitere Bemerkung aus, die der Dolmetscher einstreut (welcher es sogar fertig bringt, auf Chinesisch Witze zu machen!) und verfaßt auch selbst gern ein kleines Mot, das er dann natürlich ganz besonders laut belacht und mit Selbstzufriedenheit und Behagen wiederholt.

Zunächst lasse ich meinen Dank für die bewilligte Audienz aussprechen und gebe meine Freude darüber kund, daß es mir vergönnt war, die Bekanntschaft des Tao-tai-Wang zu machen.

Verbeugung, Lächeln. „Ganz auf meiner Seite."

Und nun möchte ich wissen, wie sich eigentlich jetzt das Verhältniß der europäischen Mächte zu China gestaltet?

Der Tao-tai will noch nicht recht mit der Sprache herausrücken und antwortet vorsichtig: „Das wissen Sie ja in Europa besser als wir."

Ich bestehe auf meiner Frage. Wir in Europa, sage ich, haben darüber eben unsere europäischen Anschauungen; aber ich möchte nun auch einmal die chinesische Anschauung kennen lernen. Es ist für uns in Europa gerade interessant, zu wissen, was ein gebildeter Chinese, und noch dazu ein so ganz besonders gebildeter Chinese, wie der Tao-tai-Wang (abwehrende Handbewegung, geschmeicheltes Lächeln, Verbeugung), über die Vorgänge denkt, die sich jetzt in seinem Vaterlande abspielen.

Der Tao-tai gefällt sich offenbar in der Rolle eines Wortführers des gebildeten China und entschließt sich zum Reden. „Alle die Vorgänge der letzten Zeit," sagt er, „sind in Europa ganz gewaltig übertrieben worden. Man faßt die den europäischen Mächten gemachten Konzessionen als eine Niederlage Chinas auf. Aber von einer solchen Niederlage ist keine Rede. China hat zunächst einmal kein Gebiet abgetreten, sondern nur vermiethet. Die Landestheile, welche jetzt im Besitz der europäischen Mächte sind, bleiben chinesisches Eigenthum, und die europäischen Mächte sind lediglich bei China zu Gaste. Eigentlich handelt es sich nur um ein paar neue Fremden-Konzessionen, gleich dem europäischen Settlement Shameen bei Canton. Und dann ist China so groß, und es kommt absolut nicht in Betracht, ob auf ein paar kleinen Strecken eines so ungeheuren Reiches Europäer sitzen oder nicht."

„Wie aber, wenn die Europäer sich auszudehnen beginnen und immer größere Strecken chinesischen Landes in Besitz nehmen?"

Der Tao-tai macht ein verschmitztes Gesicht. „Wir haben die Forderungen aller europäischen Mächte bewilligt," antwortet er, „und, offen gestanden, es ist uns sehr recht, daß jede europäische Macht etwas gefordert hat. Auf diese Weise sitzt jede Macht neben der anderen, keine kann sich ausdehnen, ohne auf die andere zu stoßen, und die beste Vertheidigung Chinas gegen die europäischen Ausdehnungs-Gelüste ist die, daß jede Macht eifersüchtig die andere überwachen und sie verhindern wird, in ihr eigenes Gebiet überzugreifen." Der Tao-tai wird sehr lebendig und beginnt an unseren Theetassen zu demonstriren. Er zeigt auf eine Theetasse: „Das

ist Rußland", die zweite Tasse ist England, die dritte Deutschland, die vierte Frankreich. „So sitzen die Mächte um China herum, wie die Theetassen um diesen Tisch gereiht sind. Dem Tisch ist es ganz gleichgiltig, ob ein paar kleine Tassen auf ihm stehen. Wenn aber die Tassen selbst sich regen wollen, so müssen sie unvermeidlich aneinander anstoßen." Und der Tao-tai schiebt die Theetasse England vor, wobei sich thatsächlich herausstellt, daß diese beim Vorrücken in gerader Linie die Theetasse Rußland berührt. Seine Excellenz lacht darüber, daß die Wände dröhnen, und sieht uns durch seine mächtigen Brillengläser der Reihe nach an, um den Erfolg seines guten Einfalls auf unseren Gesichtern zu lesen.

Ich lasse den Tao-tai bitten, noch etwas näher auf Frankreich einzugehen, da ich von mancherlei Schwierigkeiten gehört hätte, die zwischen Frankreich und der Canton-Regierung bestünden.

Man sieht, daß dies das Lieblings-Thema des guten Wang ist, und er beeilt sich, sein Herz auszuschütten. „Frankreich", sagt er, „ist sehr ehrgeizig und will im Süden Chinas immer mehr um sich greifen. Hauptsächlich thut es dies wohl aus Eifersucht gegen England. In letzter Zeit ist bekanntlich auch ein Theil der französischen Ansprüche bewilligt worden. Das mußte geschehen, weil der Befehl dazu vom Tsung-li-yamen aus Peking kam. Wenn es von der süd-chinesischen Regierung in Canton abgehangen hätte, so hätte Frankreich nicht das Mindeste bekommen; und in Zukunft kann es auch auf nicht mehr rechnen, als auf genau das, was ihm kürzlich von der chinesischen Central-Regierung gewährt worden ist. Die Provinzial-Regierung in Canton denkt nicht daran, zum Ausbau dieser neuen Erwerbungen Frankreichs durch Bergwerks-Konzessionen oder sonstige Zugeständnisse, deren Gewährung in ihr Ressort fällt, beizutragen."

Der Tao-tai beginnt dann über die französischen Missionare zu klagen, deren Verhalten ein ganz eigenthümliches sei, obwohl er nicht gerade behaupten wolle, daß die französische Regierung dahinter stecke. Die chinesische Bevölkerung sei durch das Auftreten der französischen Missionare aufs Höchste gereizt, und der Beweis für die erbitterte Stimmung werde dadurch geliefert, daß erst vor vierzehn Tagen hier in der Kwangtung-Provinz einer von diesen Missionaren ermordet worden sei.

Der Tao-tai sagte hier nicht Alles, was er auf dem Herzen hatte. In der That gibt es (wie ich von anderer Seite gehört habe) hier fortwährende Konflikte wegen der Missionare zwischen der französischen und der Canton-Regierung. Bei solchen Streitfällen antwortet die chinesische Provinzial-Behörde in der gröbsten Weise auf die Beschwerden des französischen Vertreters. Neulich erst bekam dieser einen vom Vizekönig unterzeichneten und offenbar vom Tao-tai Wang stylisirten Brief, worin es hieß: „Wenn sich Ihr Bischof nicht ruhig verhält, so werden wir dafür sorgen, daß er nach Paris zurückbefördert wird." Die Berliner protestantische Mission verhält sich ruhiger, als die französisch-katholische. Aber im Allgemeinen sind auch die Europäer in Canton nicht gerade begeistert über die Wirksamkeit der Missionare. Wenn der Chinese Christ wird, so thut er dies in der Regel nicht aus religiösen Beweggründen, sondern um einen materiellen Vortheil zu erlangen. Das geht so weit, daß die Europäer in China einem zum Christenthum bekehrten Chinesen von vornherein mit einem gewissen Mißtrauen entgegenkommen. In der Regel ist der Grund zum Uebertritt folgender: Infolge der in China herrschenden Rechtsunsicherheit sind die chinesischen Geschäftsleute oft bestrebt, bei größeren Unternehmungen sich mit einem Europäer zu associiren oder ihn einfach als Strohmann vorzuschieben, weil ihnen dies den Schutz der europäischen diplomatischen Vertreter verbürgt. Wenn es gar nicht anders gehen will, treten sie auch zum Christenthum über. Dann nehmen die Missionare sich ihrer Angelegenheiten an und fordern vom Konsul Schutz für ihr Taufkind. Die europäischen Konsuln müssen Alles aufbieten, um sich solche Angelegenheiten vom Leibe zu halten, die von den Missionaren angeschleppt werden, in dem guten Glauben, daß es sich um Unterstützung neubekehrter Christen handelt, und die im Grunde nur Geschäfts-Spekulationen sind, welche schlaue Chinesen mit europäischer Unterstützung durchführen wollen. Es ist auch vorgekommen, daß in einem Dorfe aus irgend welcher privater Ursache ein Zwist ausbricht. Die eine Partei wird, um Förderung ihrer Interessen durch die Missionare und den hinter diesen stehenden Konsul zu erlangen, plötzlich katholisch. Daraufhin tritt die andere Hälfte allsogleich zum Protestantismus über. Hiernach fahren sie fort, sich gewissenhaft die Köpfe ein-

zuschlagen. Jetzt gehen die katholischen Missionare zum französischen Konsul und beklagen sich über Christen-Verfolgungen; die protestantischen Missionare thun das Gleiche beim deutschen Konsul. Der Dorf-Zwist wächst sich zu einer diplomatischen Affaire zwischen dem französischen und dem deutschen Konsul heraus; und wenn die beiden Beamten, in richtiger Erkenntniß der Sachlage, sich weigern, darauf einzugehen, so berichten die französischen Missionare nach Hause, daß der französische Konsul sich der französischen Unterthanen gar nicht annehmen wolle, während der deutsche Konsul stets eifrig bemüht sei, die Interessen der deutschen Unterthanen zu vertheidigen; die deutschen Missionare aber beschweren sich daheim über den deutschen Konsul und führen wieder den französischen als leuchtendes Beispiel an.

Ueber das Kapitel der Missionare ließe sich noch Vieles sagen. Man sieht nicht recht die Nothwendigkeit ein, mit aller Gewalt ein Volk zum Christenthum zu bekehren, in welchem die sehr verwandten Lehren des Buddha und des Confucius verbreitet sind. Jemand erzählte mir in Canton, daß er einmal einer Unterhaltung eines gelehrten Chinesen mit einem Missionar beigewohnt habe. „Was wollt Ihr eigentlich hier?“ sagte der Chinese zu dem Missionar. „Ich kenne Eure Bibel, und das, was sie enthält, kommt in der Hauptsache auf das heraus, was unser Confucius uns gelehrt hat. Eure Religion, wie die unsrige, schreibt uns vor, daß wir gute Menschen werden sollen; nur hat unser Confucius fünfhundert Jahre früher gelebt, als der Begründer Eurer christlichen Lehre.“ ....

Aber wir wollen zum Tao-tai zurückkehren. Ich lasse ihn, nach seinem Erguß über Frankreich, fragen, was es denn mit Deutschland für eine Bewandtniß habe? Er antwortet kurz: Die Beziehungen zwischen Deutschland und China seien ausgezeichnete. Deutschland habe sein Theil in China bekommen und könne darauf rechnen, daß es immer in derselben Weise Berücksichtigung seiner Ansprüche finden werde, wie die übrigen Mächte.

„Und was ist mit Japan? Wird sich China die Niederlage so ruhig gefallen lassen? Denkt es an eine Revanche?“

Der Tao-tai sieht etwas verlegen aus. Er sinnt einen Augenblick nach, dann sagt er offen: „Gegenwärtig ist es mit Chinas Militär-Macht schlecht bestellt, und wir können nicht an einen Re-

vanche-Krieg gegen Japan denken. Aber warten wir noch zwanzig oder dreißig Jahre, und dann wollen wir weiter sehen."

„Eine letzte Frage noch. Ich weiß jetzt, wie ein hoher chinesischer Beamter über Chinas Verhältniß zu den Europäern denkt, und ich freue mich, so viel Originelles und Geistreiches gehört zu haben. (Lächeln, Verbeugung). Aber ich möchte nun doch auch einmal etwas davon erfahren, wie das chinesische Volk dieses Verhältniß auffaßt?"

Der Tao-tai blickt höchst erstaunt drein, begreift nicht und läßt sich meine Frage vom Dolmetscher wiederholen. Dann grübelt er lange und antwortet schließlich: „Das chinesische Volk weiß wenig von den letzten Vorgängen. Das Zeitungswesen ist in China nicht sehr ausgebildet, und das Volk hat nicht viel Gelegenheit, sich Ansichten über die Fragen des öffentlichen Lebens zu bilden. Im Uebrigen ist es auch vollständig überflüssig, daß das Volk sich Ansichten bildet. Es genügt, daß die Beamten Ansichten haben. Die Beamten verfügen, und das Volk hat zu gehorchen."

Nachdem ich diese letzte werthvolle Belehrung in der Kunst, Staaten zu regieren, empfangen hatte, bat ich, die Sitzung aufzuheben. Das Zeichen, daß der Besuch beendet ist, wird dadurch gegeben, daß der Besucher die Theetasse anfaßt, welche er von Beginn der Unterredung an unberührt vor sich stehen läßt. Wir ergreifen also unsere Theetassen, beeilen uns, sie auszutrinken, und draußen gibt auch sofort der Amtsdiener den Befehl, unsere Sänften herbeizubringen. Der Thee wird in Porzellan-Schalen servirt, welche auf einer metallenen Untertasse stehen. Jede Schale ist mit einer umgekehrten Porzellan-Untertasse zugedeckt. Infolgedessen bleibt der Thee warm bis zum Schlusse des Gesprächs. Er enthält natürlich weder Milch noch Zucker, ist auf die grünen Kräuter aufgegossen, die auf dem Grunde der Tasse liegen, ist ganz hell und hat einen frischen und würzigen, wenngleich etwas bitteren Geschmack. Man rückt die Untertasse, welche die Schale zudeckt, nur ein wenig von der Stelle und schlürft den Thee durch den Spalt, damit Einem die Kräuter nicht in den Mund kommen.

Wir setzen Alle gleichzeitig die Tasse an, trinken Alle gleichzeitig aus und erheben uns Alle gleichzeitig von unseren Sitzen.

Die Abschieds-Begrüßung beginnt mit Verbeugungen, Lächeln und chinesischem Druck der eigenen Hände. Der Tao-tai läßt es sich nicht nehmen, uns bis zum Thor zu begleiten. Wir besteigen unsere Sänften. Der Tao-tai neigt sich nach jeder Sänfte und bewegt seine gefalteten Hände auf sie zu. Dann steht er hoch aufgerichtet mitten im Hofe unter allem Volk. Er folgt unseren Sänften bis ans Straßenthor. Wir kehren uns nicht mehr um, aber es ist sicher, daß er auch dort noch steht und uns mit seinen in einander geschlossenen Händen nachwinkt.

X. Von Hongkong nach Shanghai.

1. Juni, an Bord der „Lyemoon".

(Abschied mit Kanonendonner. — Die „Lyemoon." — Conjunktur für „Kameliendamen"! — China unter europäischer Herrschaft. — Die Gesellschaft im Salon. — Furcht vor dem Nebel. — Im Yang-tse-kiang. — Wusung und sein Bahnhof. — Die demolirte Eisenbahn. — Der englische Quarantäne-Doktor. — Die drei Verdächtigen. — Ein trauriger Abend. — Meuterei an Bord. — Im „Astor-House" von Shanghai.)

Langsam fahren wir aus dem Hafen von Hongkong heraus, und sämmtliche auf der Rhede liegenden Kriegsschiffe feuern ihre Kanonen ab. Das geschieht aber nicht unserthalben, sondern wegen der Königin Victoria, die ihren Geburtstag hat. Ein schöner grauer japanischer Kreuzer liegt auch da vor Anker und kann sich mit Schießen gar nicht genug thun. Unablässig speit er rothe Feuerstrahlen aus und donnert mit all seinen Kanonen in die Welt hinein, daß er auch dazu gehört, daß er auch den Geburtstag der Königin von England mitfeiert und daß die kleinen gelben Japaner auch Europäer sind. Währenddessen hat sich über dem Peak ein Gewitter zusammengezogen, und am Ende fährt noch der Himmel mit einem lauten Krach darein.

Die „Lyemoon" steuerte schräg durch die Bucht und biegt in die Wasserstraße ein, die zwischen Bergen und Inseln ins offene Meer führt. Einen Theil dieser Straße nennen die Chinesen das Fischthor, Lei-mun. Danach ist das Schiff benannt; nur schreibt es seinen Namen englisch, in der Landessprache der Nicht-Chinesen. Die „Lyemoon" ist einer von den chinesischen Küstendampfern des Hamburger Hauses Siemssen & Comp. Chef der Firma in

Hongkong ist der prächtige alte Herr Siebs. Vor langen, langen Jahren ist er nach China gekommen, mit einem Segelschiff, nach einer Fahrt von acht Monaten. Seitdem ist er draußen geblieben; und wenn er jetzt nach Europa zurückkehrt, kann er sich nicht mehr recht in die Verhältnisse finden und hat Heimweh nach China.

Die „Lyemoon" ist ein schönes Schiff von mittlerer Größe, in Newcastle gebaut. Die Amerikaner hätten es gern während des Krieges als Depeschenboot gehabt für den Verkehr zwischen Manila und Hongkong, den nunmehr der „Mac Culloch" besorgt. Aber die Firma Siemssen hat es nicht verkaufen wollen. Der Kapitän heißt Heuermann und ist ein gemütlicher Holsteiner; er führt sein Schiff ruhig und sicher zwischen Shanghai, Hongkong und Canton hin und her, geht mitten durch die Inseln an der chinesischen Küste und kennt das gefährliche Fahrwasser so genau, daß er niemals einen Lootsen an Bord nimmt. Ein tüchtiger Seemann ist auch der erste Steuermann. Der erste Maschinist stammt aus Hanau und will demgemäß von mir die neuesten Nachrichten aus Frankfurt und Umgegend wissen.

Die Kabinen der ersten Klasse sind nicht sehr besetzt. Ein Subalternbeamter von der chinesischen Seezoll-Verwaltung ist da, ein alter Mann, in Dresden geboren; das ist aber so lange her, daß er es selbst kaum mehr glaubt, und deutsch versteht er kein Wort. Er ist mit einer Chinesin verheirathet. Die Frau ist auch auf dem Schiffe, in ihrer chinesischen Tracht, im schwarzen Kittel und in schwarzen Männerhosen, mit den unumgänglichen grünen Jade-Ringen in den Ohren. Sie hält sich taktvoll zurück, kommt nicht zum gemeinsamen Mittagstisch der Passagiere und Offiziere und ißt mit den Kindern in der Kabine. Die Kinder sind zwei junge Mädchen, sehr gelb, sehr rundlich und ganz unendlich schüchtern und verlegen. Auch eine Amerikanerin ist an Bord; sie kommt aber nicht unmittelbar aus Amerika, sondern geht nur von Hongkong nach Shanghai. Wer in Ostasien war, weiß, ohne weitere Erklärung, was er sich unter einer alleinreisenden Amerikanerin zu denken hat, die von Hongkong nach Shanghai geht. Die „Kameliendamen" fehlen auch hier drüben nicht; nur sind sie fast insgesammt aus Amerika. Merkwürdig ist, daß kaum jemals eine Europäerin erscheint, um den Amerikanerinnen ihr

Monopol streitig zu machen. Das Unternehmen würde der Mühe verlohnen. In Paris namentlich gibt es so viele strebsame junge Damen. Nicht jede kann es zur Emilienne d'Alençon oder zur Liane de Pougy bringen; hier draußen aber würde sie rasch Carrière machen. Die amerikanische Konkurrenz ist leicht zu schlagen. Sie setzt Schönheiten in Betrieb, deren Blüthe in längst vergangene Lenze fällt; mit den Chinesinnen freilich können sie es immer noch aufnehmen. Jedoch es wäre mit ihrer Herrlichkeit rasch zu Ende, wenn eines Tages ein Schiff voll Pariserinnen in Hongkong oder Shanghai landen würde. An diesem und an den nächsten Tagen würden wahrscheinlich die Comptoirs leer stehen, und der europäische Handelsverkehr mit China dürfte eine kurze Unterbrechung erleiden.

Im Uebrigen ist das Schiff voll von Chinesen. Die ganze Mannschaft ist chinesisch, unter dem Kommando von vier europäischen Offizieren. Die chinesischen Matrosen haben ihre Zöpfe um den Kopf gewunden und tragen die schwarzen Schirmmützen, die man auf vielen Kauffahrteischiffen sieht. Es sind ernste und stille Leute, unbedingt verläßlich. Den ganzen Tag waschen und putzen sie an dem Schiffe herum, das vor Sauberkeit blinkt. Wenn das Segel gebraucht wird, ist es blitzschnell entfaltet, Jeder steht an seinem Platze, Jeder greift an der richtigen Stelle zu, ohne Durcheinander, ohne Geräusch, mit einer maschinenartigen Präzision. Man kann sich keine besseren Seefahrer denken; sie sind voll Eifer und haben offenbar die rechte Liebe zum Handwerk. Einige sind jedenfalls früher auf Piratenschiffen gefahren. Es scheint, daß dies eine ausgezeichnete Vorschule ist, um ein guter Seemann zu werden.

Der chinesische Steuermann hat seinen Platz auf der Kommandobrücke. Er hat die Mütze in den Nacken geschoben, und ruhig blicken die klugen Augen in dem wettergebräunten Gesicht. Kein anderes Wort wird laut, als die kurzen englischen Befehle, mit denen der Kapitäu den Kurs vorschreibt. Der Chinese steht da, wie am Schiffsboden festgewachsen, dreht das Rad dahin und dorthin und scheint selbst ein Theil des Steuers zu sein. Der Kapitän steuert mit dem Chinesen, und der Chinese steuert mit dem Rade. So gibt hier in China überall der Europäer den leitenden Gedanken und der Chinese die mechanische Kraft, um den Gedanken in That umzusetzen. Nur ist diese chinesische Kraft zugleich geschickt und

intelligent, wenn sie sich auch der höheren europäischen Einsicht unterordnet. Was ihre Verwendbarkeit anlangt, so scheint diese unbegrenzt. Der Chinese kann einfach Alles, wenn man sich die Mühe nimmt, ihn dazu anzuweisen; und sogar ohne Anweisung sucht er durch Nachahmung sich selbst zu lehren. Das Merkwürdige aber ist eben jene Unterordnung. Der Chinese begnügt sich damit, ausführende Kraft zu sein, und hat fast niemals den Ehrgeiz, auch leitender Gedanke zu werden, welchen Ehrgeiz beispielsweise der Japaner besitzt. Der Chinese verlangt nichts Besseres, als dem Europäer sich zu fügen und ihm zu dienen; das Selbständigkeitsbedürfniß fehlt ihm vollkommen. Darum ist es Chinas unaufhaltsame Bestimmung, unter europäische Herrschaft zu kommen; und darum ist nicht abzusehen, wie weit die Entwicklung eines von Europäern geleiteten China gehen wird. . . . .

Die „Lyemoon" nimmt 120 chinesische Passagiere mit nach Shanghai. Den ganzen Tag sitzen sie in dem Raum zwischen erster und zweiter Kajüte um runde Tische und spielen Domino. Freilich gibt es auch einige Freunde der Literatur. die auf dem Boden liegen, in rothe Decken gewickelt, mit einem Kissen aus Porzellan unter dem Kopf, und in Bücher vertieft sind. Sie vergessen ganz, was um sie vorgeht, woraus man sich einen Begriff davon machen kann, wie spannend die Liebes- und Räubergeschichten in diesen Büchern sein müssen. Diejenigen Chinesen, die in der Lektüre keine bloße Zerstreuung suchen und deren Geist ernsteren Bestrebungen zugewandt ist, lesen keine Romane, sondern Briefsteller. Großer Respekt wird von den chinesischen Passagieren einem Koreaner bezeugt. Er geht sehr würdig in seinem Gewande aus lichtblauer Seide einher, hat das Haar nicht zum Zopf geflochten, sondern zu einer Art Toupet auf den Scheitel aufgekämmt und trägt den breitkrämpigen Hut aus durchsichtiger schwarzer Gaze, der aber nur auf dem oberen Rande des Hauptes aufsitzt über einer Kappe, die eng an den Kopf anschließt. Zur Essenszeit kommt der alte chinesische Koch mit eifrigen Schritten angetrippelt. Die Spieler müssen aufstehen und ihre Tische hergeben. Dann werden die Couverts aufgelegt. Jeder hat ein Paar schwarze, mit Silber gefaßte Eßstäbchen und einen Porzellanlöffel zum Einschöpfen der Flüssigkeit. Teller sind nicht vorhanden. Das heißt, es gibt zwei oder drei Schüsseln,

in denen das Essen aufgetragen wird und in denen Alle gemeinschaftlich mit ihren Eßstäbchen und ihren Porzellanlöffeln herumarbeiten. Dann bekommt noch Jeder einen Napf voll Reis. Der Napf wird vor den Mund gehalten, und der Reis wird mit den Eßstäbchen eingeschaufelt. Das geht so rasch, daß man Mühe hat, mit den Augen allen Einzelheiten der Operation zu folgen . . .

Wir aber finden uns zum Nachtmahl in dem kleinen Salon zusammen. Es ist eine stille Gesellschaft. Ein chinesischer Zollbeamter, ein deutscher Journalist und eine amerikanische Cocotte, — das gibt keine rechte Harmonie. Wie nahe wir hier beieinander sitzen und wie unendlich fern von dem andern jedes dieser drei Leben geht! Draußen sinkt trübe der Abend herein, eine graue Dämmerung, wie daheim im November. Das Gespräch schleicht mühsam hin, macht noch zwei oder drei Sprünge, dann geht ihm ganz der Athem aus und es bleibt liegen. Aus dem grauen Meer steigt die Sorge auf, kommt durch die offene Thür herein, setzt sich zur Tafel und hält mit Jedem Zwiegespräch. Alle schauen trübe darein. „Lustig!" sagt der Kapitän und befiehlt Tischmusik. Der Boy zieht die Spieluhr auf, die vor dem Spiegel steht. Sie rasselt ein wenig — es klingt wie ein Räuspern — und dann stimmt sie den „wunderschönen Rhein" an. Außerdem kann sie noch „Hip, hip, Hurrah!"; nur muß man ihr durch einen Schraubendruck ein wenig hinüberhelfen. Sie spielt den „wunderschönen Rhein" fertig und wartet einen Augenblick. Da aber Niemand zugreift, so beginnt sie das Stück von Neuem. Draußen ist es dunkel geworden, dunkel und ganz still; und in dieses nächtliche Schweigen des chinesischen Meeres will sich nur die Spieluhr nicht fügen, die den „wunderschönen Rhein" spielt . . . .

Man sieht nicht viel mehr als Himmel und Wasser während der drei Tage zwischen Hongkong und Shanghai. Ein schmaler Strich Küste kommt manchmal auf der Linken heraus, manchmal erblickt man auch ein Paar Bergspitzen, die ganz aus Dunst zu bestehen scheinen. Am Abend blinkt hier nnd da ein Leuchtthurm auf. Die schwere Hongkong-Hitze hält nicht über den ersten Tag der Reise vor, und am zweiten Tage bereits weht die Luft kühl und erfrischend. Nur ist jetzt der Nebel zu fürchten, der sich leicht auf der Grenzscheide zwischen Warm und Kalt bildet. Drei Tage lang

ist der ständige Spruch des Kapitäns und der Offiziere: „Wenn wir nur keinen Nebel bekommen!“ Und richtig, am dritten Tage bekommen wir ihn. Er ist auf einmal da, mitten im klarsten Wetter und im hellsten Sonnenschein. Rechts über der Insel fängt es ein wenig an, zu dampfen und zu brauen. Eine Regenwolke scheint auf den Gipfel des Inselberges herabgesunken zu sein. Bald ist aber auch der Berg nicht mehr sichtbar; nur seine dunklen Ränder treten aus der grauen Hülle hervor; vorn und zur Linken steht bereits der Nebel auf dem Meere, und von den Wogen gehoben und gesenkt wallt sein Rand auf und nieder, wie ein Vorhang. Dabei bleibt es vollkommen hell; auch der Nebel ist licht, mehr weiß als grau. Man kann weit in ihn hineinsehen. Das Schlimme ist nur, daß Alles, was in seinen Bereich kommt, verlöscht und selbst zu Nebel wird. Der weiße Dunst, den man vor Augen hat, kann Dunst sein, oder auch ein Felsen, oder ein anderes Schiff. Es ist unmöglich, weiterzufahren. Der kurze Glockenton erklingt, der jedes Signal nach dem Maschinenraum begleitet. Diesmal heißt es: „Dampf abstellen!“ Das Wasser hinten um die Schraube schäumt noch einige Male auf, dann wird es ganz ruhig. Vorn rasselt der Anker herunter. Die Schiffsglocke wird geläutet, und die Dampfpfeife heult und gibt rundum im Nebel bekannt, man möge freundlichst berücksichtigen, daß da ein Schiff liegt.

Oft dauert das einen Tag, auch zwei oder drei. Dieser leichte Dunst hängt schwer in der Luft, und wenn nicht ein kräftiger Wind ihn fortbläst, so steht er auf dem Meere und rührt sich nicht. Wir kommen mit einer Stunde davon. Nach Ablauf dieser Frist tritt zur Linken ein Stück Küste heraus. Der Kapitän reibt sich die Hände. „Wenn ich nur einen Schatten von Land sehe, will ich mich schon nach Shanghai hineintasten.“ Die Glocke im Maschinenraum schlägt an, das Wasser um die Schraube beginnt zu kochen und zu brausen, und wir gehen.

Es wäre auch gar zu arg gewesen, im Nebel liegen zu bleiben, unmittelbar vor der Mündung des Yang-tse-kiang. Einen Augenblick noch, und wir sind im Flusse. Aeußerlich macht das freilich keinen Unterschied: das Wasser, das gestern grau war, ist heute nur auf einmal gelb („wie Erbsensuppe“, sagt der Kapitän), die Fläche aber bleibt weit und unbegrenzt, und es ist

einfach eine Laune der geographischen Karte, das Meer hier „Fluß" zu nennen.

Zahllose Fischer-Dschunken sind draußen. Ihre Segel haben nicht die seltsame Form derjenigen auf dem Perlfluß, sie sind ganz geradlinig und viereckig, ferner haben sie meistens graue und nicht gelbe Farbe, wie die Segel im Süden. Die Boote weisen vorn einen rothen Flecken auf, der wohl irgendwelchen Bezug auf die Götter des Meeres hat und irgend ein „Joß" bedeuten soll; auch sonst sind sie oft reich bemalt; keinem fehlen vorn die beiden Augen, die das Schiff nach chinesischer Anschauung braucht, um seinen Weg zu finden, und manchmal sind es große Glotzaugen, die weit geöffnet ins Meer stieren, als könnten sie nicht Anstrengung genug aufwenden, um etwas zu sehen. Auf allen Masten flattern bunte Signalwimpel. Viele Dschunken liegen vor Anker; bis weit hinaus sieht man sie als schwarze Punkte, die das Meer bedecken. Das Netz ist ausgespannt; zwei Bambusstäbe halten es fest, die hinter jedem Boot aus dem Wasser aufragen. Mit größter Vorsicht muß der Dampfer seinen Weg zwischen allen diesen Booten hindurchsuchen. Wenn eine Dschunke unter Segel geht, fällt es ihr nicht im mindesten ein, dem großen Schiffe auszuweichen; sie steuert quer durch dessen Fahrwasser hindurch und behält ruhig ihren Kurs bei, mag die Dampfpfeife auch noch so zornig schelten. Der chinesische Schiffer ist überzeugt, daß es Glück bedeute, einem Dampfer vorbeizufahren. Der Kapitän zieht einmal über das anderemal die Schnur der Dampfpfeife und ergeht sich in kurzen, aber ausdrucksvollen Redewendungen, die jeglichen Wohlwollens für die chinesische Schifffahrt baar sind.

Schmale grüne Striche tauchen hüben und drüben in großen Abständen am Rande des Wassers auf. Langsam rücken sie näher; verstreute Bäume werden sichtbar. Dann breitet sich noch einmal ein mächtiger See aus. Rechts sieht man weit über das gelbe Wasser, das in der Ferne immer leuchtender wird, bis sein Glanz mit den Strahlen der Abendsonne zusammenfließt. Dort, wo nur Licht und Wasser ist, kommt der Yang-tse-kiang aus dem Lande heraus. Zur Linken fließt der Whangpo daher, der letzte Nebenfluß des Yang-tse-kiang, bevor dieser ins Meer mündet. Auch der Nebenfluß, an dem Shanghai liegt, ist ein gewaltiger Strom, aber er hat doch wenigstens Ufer. Beide bilden in ihrer Vereinigung

einen See, in den Wusung sich als äußerster Küstenzipfel hineinstreckt. Es ist ein grünes Stück Land; von Grün bedeckt sind auch die Böschungen und Erdwälle der chinesischen Befestigungen. Die Festungsanlagen haben ihre Zeit abgedient; seit zwei Monaten ist Wusung dem europäischen Handel eröffnet, und sie sollen geschleift werden. Ein rothes Gebäude erhebt sich am Ufer, ein kleines freundliches Haus. Es steht bescheiden da, und man sieht an ihm vorüber, wenn es Einem nicht besonders gezeigt wird. Das rothe Haus ist der Bahnhof von Wusung. Bald werden hier die Züge am Ufer entlang laufen; unter den Pfiffen der Lokomotiven wird Wusung aus seinem tausendjährigen Schlafe erwachen; und mit schnaubenden Dampfrossen wird die neue Zeit an der Mündung des Yang-tse-kiang vorfahren.

Uebrigens ist die Bahn von Shanghai nach Wusung schon einmal ganz fertig gewesen, wie sie heute ist. Damals, gegen Ende der siebziger Jahre, kaufte sie die chinesische Regierung von den Unternehmern. Kaum war der Vertrag abgeschlossen, so erschienen Tausende von Kulis an der Strecke, rissen die Schienen heraus und luden sie sammt den Waggons und dem übrigen Bahnmaterial auf Schiffe, die vor Wusung bereit standen. Die Schiffe dampften nach Formosa hinüber, und hier wurde die ganze Ladung an einer öden Stelle auf den Strand geworfen. Nichts Merkwürdigeres läßt sich denken, als dieser Kampf zwischen China und einer Eisenbahn. China läßt die Verhaßte auf einer wüsten Insel aussetzen. Armes, bethörtes China, das da glaubt, man könne eine Eisenbahn todtmachen! Kaum ist sie gemordet, so erwacht sie zu neuem Leben. Es ist sicher, daß sie drüben auf der Insel liegt, und doch ist sie wieder da. Und nun braust sie heran, und China fühlt sich selbst hinter seinen Wällen und Mauern nicht mehr sicher, schleift seine Befestigungen und flieht von dannen . . .

Schon jetzt halten die großen Post-Dampfer vor Wusung; eine Dampf-Barkasse holt Passagiere und Ladung dort ab, um sie den Strom hinaufzuführen. Wusung wird in Zukunft wahrscheinlich der Hafen von Shanghai sein und zu ihm in einem ähnlichen Verhältniß stehen, wie Cuxhaven zu Hamburg. Die „Lyemoon“ hat geringeren Tiefgang und lenkt in den Whangpo ein, um nach Shanghai hinaufzufahren. Cuxhaven und Hamburg! Der Fluß

erinnert wirklich an die Elbe. Die Ufer sind grün, nur fehlen die Anhöhen, gleich denen von Blankenese. Wenn man später sieht, wie die Häuser von Shanghai um den zum Becken ausgebreiteten Whangpo herumliegen, so kann man auch an das Alster-Bassin denken. Allein, wie gesagt: später. Wir sind noch nicht in Shanghai, und es ist nicht so leicht, hineinzukommen. Aber man braucht doch nur den Fluß hinaufzufahren? Gewiß, das mit dem Hinauffahren ist richtig. Wie jedoch, wenn es auf dem Flusse ein Hinderniß gäbe?

Die Ufer sind grün, — grün und ländlich. Wiesen und Felder wechseln ab, und in gelben Halmen steht die Saat. Die langgehörnten Büffel grasen auf der Weide nach vollbrachter Tagesarbeit. Ein kühler nördlicher Abendwind streicht über den Fluß und weht frischen Grasduft herüber. Ueberall im Lande erheben sich kleine grüne Rasenhügel. Das sind chinesische Gräber. Die Todten werden aus der Stadt herausgeschafft und eingescharrt, wo es sich gerade trifft, wenn sie überhaupt eingescharrt werden. Nicht selten bleiben die Särge auf freiem Felde stehen. Im Allgemeinen scheint es, als ließe der Chinese sich gern mitten im Acker begraben. Hofft er, auch wieder aus den Erde herauszublühen zugleich mit der Saat, die der Bauer in die Furchen wirft?

Fabrikschlote qualmen am Horizont. Das sind alte, gute Freunde. So qualmen sie bei Frankfurt, bei München, bei Wien; sie stehen da und zeigen an, daß eine liebe Stadt in der Nähe ist; und darum ruft auch ihr Anblick hier, weit draußen in Asien, ein Heimathsgefühl hervor. Wenn das Alles so ist, wie es sich anläßt, so wird man in Shanghai wieder einmal ein wenig zu Hause sein. Jedenfalls liegen dort die Briefe auf der Post, die langersehnten ersten Briefe seit der Abfahrt. Also rasch hinein in die Stadt, so lange das Tageslicht noch die Einfahrt erlaubt! Da hält das Schiff. Am Ufer sind zwei gedeckte Boote verankert, auf denen mehrere schmutzige Fahnen wehen. Diese abgetakelten Fahrzeuge bilden die Quarantäne-Station. Die „Lyemoon“ hißt die gelbe Flagge und wartet auf den Doktor.

Wegen der Pest im Süden Chinas muß jedes Schiff, das von Hongkong nach Shanghai heraufkommt, ärztlich untersucht werden. Bei uns ist Niemand krank, und wir sind ruhig. Welcher Doktor nur kommen wird? Es gibt einen englischen und einen

französischen. Der französische soll weniger Umstände machen. Da keucht auch schon von Shanghai her die kleine Dampf-Launch heran, die den Arzt bringt. Der Kapitän legt die Hand über die Augen und sieht nach der Launch hin. „Er hat einen breiten Filzhut, es ist der englische!"

Ohne Zweifel wäre es besser gewesen, wenn wir den französischen Doktor bekommen hätten, der keine Umstände macht. Denn der englische m a c h t welche. Er kriecht eine volle Stunde in allen Räumen des Schiffes herum und sucht nach Pest-Bacillen. Nur in den Schornstein kann er nicht hinein, und das thut ihm offenbar leid. Dann muß das Gepäck der Chinesen aus dem Raum heraufgeholt werden. Einer hat als Handgepäck einige Eimer voll Kartoffeln mit.

„Woher stammt das Zeug?"

„Aus Canton."

„Well," sagt der Doktor, und die Kartoffeln fliegen in den Fluß.

Der Chinese erträgt das mit chinesischem Gleichmuth. Diese Leute kommen nie aus ihrer Ruhe. Er sieht seine Erdäpfel unten schwimmen und äußert keine Silbe. Oder doch, vielleicht hat er „Maski" gesagt. Das ist ein unübersetzbares Wort, das aus dem Portugiesischen stammen soll (Andere führen es auf das Hindostanische zurück). Ohne Murren findet sich der Chinese in Alles, in jeden Befehl und in jede Schickung. Es gibt wohl auf der Erde kein fügsameres Volk. Nun kommt es aber manchmal doch etwas stark. Mag es kommen! So Schweres und Bitteres er auch erfährt, der Chinese läßt sich nie in einen Streit mit dem Schicksal ein. Wozu auch? Als ob das jemals etwas genutzt hätte! Was zu ertragen ist, das erträgt er; und wenn es nicht mehr zu ertragen ist, so zuckt er die Achseln, sagt „Maski!" und erträgt es auch noch. Die Europäer in Ostasien gebrauchen das „Maski" wie die Chinesen. Vielleicht haben sie es erst von den Chinesen gelernt, vielleicht auch haben es diese von ihnen; darüber läßt sich schwer etwas Sicheres feststellen. Jedenfalls ist es ein wohlthuendes Wort, das mithilft bei der harten Aufgabe, sich mit dem Leben abzufinden. Wenn etwas am Herzen nagen will, so sagt man „Maski!" und schüttelt es ab. Und wenn man sich lange genug mit etwas gequält hat, so ruft man „Maski!", und es ist, als wenn man einen Deckel daraufthäte....

Einem anderen Chinesen werden seine Bananen weggenommen. Diese Leute haben Mundvorrath mit, als hätten sie gefürchtet, unterwegs zwischen Hongkong und Shanghai könne eine Hungersnoth ausbrechen. Alles Obst und Gemüse wandert ins Wasser oder in des Doktors Launch, um später verbrannt zu werden. Dann kommt die große Chinesen-Parade. Der Arzt stellt sich in dem freien Raum zwischen erster und zweiter Kajüte auf, und alle Chinesen müssen an ihm vorbeidefiliren, Einer nach dem Andern, im Gänsemarsch. Einige schreiten mit Würde vorüber und wackeln nur ein wenig, aus Verlegenheit. Andere kommen rasch und bezeugen keine besondere Lust, sich lange in der Gegend des Doktors aufzuhalten. Ein Vater führt sein Kind an der Hand. Viele können sich von ihren Tabakspfeifen nicht trennen, deren metallener Kopf einen ganzen komplizirten Apparat bildet, und bringen sie mit, als „angefaßtes Gewehr". Der Koreaner kommt ganz zuletzt, weht sich Kühlung zu mit einem runden schwarzen Fächer, auf dem fliegende Vögel gemalt sind, und hat eine riesige Hornbrille aufgesetzt.

Der Doktor sieht Allen scharf in die Augen. Die Meisten müssen die Arme hochheben, und dann fühlt er ihnen in die Achselhöhlen, wo die Pestbeulen sich zuerst bilden. Drei greift er sich heraus, stellt sie abseits und steckt ihnen einen kleinen Glasthermometer in den Mund, an dem sie sofort eifrig zu kauen beginnen, wie an einer Cigarre. Die Messung ergibt, daß die Drei Fieber haben. Es ist selbstverständlich, daß sich unter 120 Chinesen immer mindestens drei mit Fiebertemperatur finden werden. Aber der Doktor macht ein wichtiges Gesicht und läßt sich die Zunge zeigen. Zwei von den drei Zungen sind belegt. Nun ist es klar, wir haben zwei Chinesen mit belegten Zungen an Bord, wir sind ein verseuchtes Schiff! Der Doktor trifft die umfassendsten Anordnungen. Von einer Einfahrt in Shanghai ist zunächst einmal keine Rede. Er wird am nächsten Morgen wiederkommen, und bis dahin sind die Verdächtigen in einem besonderen Raum einzusperren. Niemand darf an Land. Die Sanitätswache zieht auf und hängt ihr Boot an das Schiff, — zehn Mann mit geladenen Gewehren, die den Befehl haben, auf Jeden von uns, der ans Ufer schwimmen will, zu schießen. Wir schwimmen also lieber nicht.

Das ist eine schöne Bescheerung. Der Kapitän sieht der Doktors-Launch nach, die sich in der Richtung von Shanghai entfernt, mit vielem Pusten und Dampfen, als thäte sie sich etwas zugute darauf, daß ein großes Schiff, wie die „Lyemoon", ihr, der kleinen Launch, gehorchen muß. Der Kapitän also sieht dem Doktor nach und sinnt einige Zeit lang über einen der Gelegenheit entsprechenden Fluch. Er findet aber keinen, der kräftig genug wäre, sagt darum lieber „Maski!" und macht sich daran, einen Cocktail zu bereiten.

Wenn es gut geht, müssen wir als „verdächtig" drei Tage hier im Flusse liegen; wenn aber einer von den drei ausgesuchten Chinesen wirklich krank wird, so kommen wir nicht unter zehn Tagen fort. Die drei Chinesen werden hinten in der Kabine der Boys eingeschlossen, und zu größerer Vorsicht wird auch noch eine Latte vor die Thür gekeilt. Glücklicherweise kann man die Pest nicht aus Angst bekommen. Sonst würden die Anordnungen des Arztes ihre Wirkung sicher nicht verfehlen. Einer sitzt bereits drin auf einem Koffer und fühlt sich fortwährend den Puls.

Wir jedoch schreiten auf unserm Oberdeck hin und her, und es wird ein ganz besonders trauriger Abend. Jetzt, wo wir hier bleiben müssen, ist das Schiff auf einmal ein Gefängniß, und wir wollen hinaus, um jeden Preis hinaus! Aber wir können nur immer gerade bis zur Brüstung gehen und hinabsehen nach der Richtung, wo die Fabrikschornsteine von Shanghai rauchen. Das ist unerträglich, und das Blut pocht in den Schläfen. Walte der Himmel, daß der Engländer nicht morgen auch uns untersucht. Denn morgen werden auch wir Fieber haben.

Die Amerikanerin versichert, sie möchte den Doktor in einen Glaskasten setzen. Da man aber in der Regel ein Objekt in einen Glaskasten zu dem Zwecke setzt, um es vor Beschädigung zu behüten, so findet dieser Wunsch bei der übrigen Schiffsgesellschaft wenig Anklang. Aus den Luken sendet die Ladung lästige Gerüche empor. Die Kabine ist zu eng geworden, und in dem kleinen Bett glaubt man zu ersticken. An Schlafen ist nicht zu denken. Sowie die Augenlider müde herabsinken, schreit eine teuflische Stimme vor den Ohren: „Zehn Tage! Zehn Tage!", und hochklopfenden Herzens fährt man auf. Nein, es wäre unmöglich, diesen Zustand zehn Tage auszuhalten! Ob die drei Chinesen in der Kabine der Boys hohes

Fieber haben? Davon hängt die Frage ab, wann wir morgen weiter dürfen. Eigentlich ist es aber doch ein recht seltsames Abenteuer, daß man schlaflos da liegt und sich Sorgen macht über das Fieber von drei Chinesen. Vor dem Kajütenfenster gleiten Dschunken vorbei, die zum nächtlichen Fischfang ausziehen, schattenhafte Gespensterschiffe mit schwarzen Segeln. Oder ein großer Dampfer rauscht vorüber. Die Frösche quaken im Wasser. Vielmehr, sie quaken nicht, sie plärren und knarren, und es ist, als würde unablässig eine große Uhr aufgezogen. Endlich, endlich scheint der erste graue Morgenschimmer zum Fenster herein.

Der Doktor läßt auf sich warten; eilig haben wir es ja nur, nicht er. Um elf Uhr kommt er, und man holt ihm seine drei Chinesen heraus. Jetzt, infolge der Aufregung und der Gefangenschaft, haben sie natürlich erst recht Fieber, und oh Schrecken! auch die Zunge des Dritten ist belegt. Der Doktor zieht die Stirn in finstere Falten und sagt, wir müßten mit Schwefel ausgeräuchert werden. Hierauf fährt er nach Shanghai zurück, und wir bleiben stehen.

Einige Stunden später erscheint ein Sanitätsdiener mit den Räucherpfannen und dem Schwefel. Alle Chinesen müssen aus ihren Kajüten heraus und erhalten Befehl, den ganzen Tag im Freien auf Deck zu bleiben. Dann werden die Pfannen angezündet. Der Schwefel will nicht brennen, aber er läßt es sich nicht nehmen, doch wenigstens zu duften. Der Schwefeldunst durchzieht das ganze Schiff. Jetzt stinkt es im Zwischendeck, jetzt greift der Gestank auf den Eß-Salon über, und jetzt beginnt es auch auf dem Oberdeck zu stinken. Man kann dieses Fortschreiten mit der Uhr in der Hand verfolgen. In der Quarantäne zerstreut man sich eben, wie man kann. Aber der Tag will kein Ende nehmen. Wenn es hier schön wäre, würden die Stunden fliegen, und man würde sie nicht halten können. Da es aber trostlos ist, so schleichen die Minuten dahin, schwer und zögernd, als wüßten sie nicht recht, ob sie gehen oder bleiben sollen. Selbst die Chinesen beginnen ärgerliche Gesichter zu zeigen.

Am Nachmittag wird es schlimm. Der Kapitän sitzt auf dem Oberdeck und liest Zeitung. Es ist nur eine einzige Nummer einer einzigen Zeitung auf dem Schiff, ein englisches Sportblatt. Der Kapitän hat sie während der drei Tage der Fahrt ausgelesen

bis auf die Annoncen, und da man sich in der Quarantäne durch nichts besser die Zeit vertreiben kann, als durch Lektüre, so beginnt er sie wieder von vorn. Er ist übrigens der ruhigste von uns Allen.

Vom hinteren Theil des Schiffes dringt Geschrei herüber. Dann folgen dumpfe Schläge. Der zweite Steuermann kommt aufgeregt: „Kapitän, Kapitän, die Chinesen brechen die Thüren auf!"

Der Kapitän legt seine Cigarre fort, rückt die Mütze in die Stirn, pfeift dem guten Bacchus, seiner Dogge, und geht nach dem Hinterdeck.

Wir haben einige Ningpo-Leute an Bord. Sie nennen sich Matrosen und sind wahrscheinlich Seeräuber. Es ist wildes Volk, in schwarzen Kleidern und mit fast schwarzen Gesichtern, schwarz mit einem Wort wie die Freibeuter in den Romanen. Unter den drei vom Doktor ausgewählten Chinesen befindet sich einer der Ihrigen. Seitdem haben sie die Köpfe zusammengesteckt, und nun sind sie losgebrochen.

Der Kapitän steht hinten mit untergeschlagenen Armen, umtobt von dem wüthenden Schwarm, und Bacchus ist neben ihm aufgepflanzt und fletscht die Zähne.

„Wir wollen in die Kajüten hinein!" schreien die Ningpo-Kerle. Der chinesische Comprador dolmetscht und sucht zu vermitteln. Er kleidet sich in feine Seide, der Comprador, und macht den Eindruck, als ließe er sich täglich ausbügeln. In diesem Augenblick aber sieht er etwas zerknittert aus, und seine Lippen sind blaß.

„Wir wollen Essen haben!" brüllen die Verschwörer.

„Gib' ihnen Reis!" befiehlt der Kapitän dem Comprador, und dieser übersetzt.

„Wir wollen keinen Reis, wir wollen Geflügel!" antwortet der Haufen.

„Einstweilen eßt nur Reis!" beschwichtigt der Kapitän. „Geflügel bekommt Ihr in einer Stunde."

Die Bande ist's zufrieden und zieht ab unter Führung des Comprador.

„Ich will Euch schon Geflügel geben!" sagt der Kapitän, winkt zwei seiner chinesischen Matrosen heran und spricht leise mit ihnen. Die Matrosen erscheinen bald danach auf dem Oberdeck und beginnen mehrere bunte Flaggen an ein Tau zu knüpfen. Sie

machen pfiffige Gesichter dazu, und das, was sie thun, scheint sie zu amüsiren. Der Kapitän kommt wieder, zündet die weggelegte Cigarre an, die inzwischen ausgegangen ist, und zieht die Uhr.

„Eine Stunde kann ich die Lumpenhunde noch halten. Das ist die äußerste Frist. Dann muß ich das Signal aufziehen lassen."

„Welches Signal?"

Der Kapitän zeigt auf die beiden Matrosen, die gemächlich die Flagge festbinden: „Meuterei an Bord!"

Diese Stunde vergeht rasch. Niemand spricht ein Wort. Der Kapitän hat die Sport-Zeitung wieder vorgenommen. Es ist ganz still auf dem Schiff geworden, — die Ruhe vor dem Sturm. Der Zollbeamte hat ein uraltes Fernglas hervorgeholt, durch das man jeden Gegenstand doppelt sieht, und hält Ausguck gegen Shanghai hin. Die beiden Matrosen sind mit dem Knüpfen fertig und halten sich bereit.

„Jetzt wird es bald Zeit sein," sagt der Kapitän.

Da setzt der Zollbeamte sein Fernglas ab, putzt die Gläser mit dem Taschentuch, führt es wieder vor die Augen und verkündet, nunmehr seiner Sache sicher: „The doctors launch!"

Der Arzt steigt die Schiffstreppe hinauf.

„Doktor," sagt der Kapitän, „die Ningpo-Kerle meutern; wenn wir heute Abend nicht an Land können, bürge ich für nichts."

„Hm!" macht der Andere und geht in die Schiffsräume riechen, ob geräuchert worden ist. Er kriegt die Nase so voll von Schwefel, daß ihm die Thränen in die Augen treten, und ist befriedigt. Dann müssen die Chinesen wieder defiliren, und einige bekommen abermals das Glas-Thermometer zu kauen. Dann läßt er die drei eingesperrten Chinesen auf sein Boot schaffen, um sie nach der Quarantaine-Station hinüberzuführen, zur weiteren Beobachtung. Dann setzt er sich eine halbe Stunde lang hin und schreibt den Gesundheitsrapport. Und dann dürfen wir gehen.

„Dampf aufmachen!" schreit über das ganze Schiff hin seelenvergnügt der erste Maschinist, den seine Frau in Shanghai erwartet. Die Chinesen drängen sich Alle an der Brüstung zusammen und winken mit Händen und Tüchern Abschiedsgrüße den drei Genossen zu, die von der Launch des Doktors entführt werden. Eine chinesische Frau zündet zwei Weihrauchstäbe an, tritt an den Rand des

Schiffes und betet lange ins Wasser hinein. Der Kapitän steigt auf die Kommandobrücke. Die Maschine beginnt zu arbeiten, aber das Schiff will sich nicht drehen. Der Kapitän ruft ein Donnerwetter nach dem andern an. Auf diese Weise geht es am Ende doch. Man ahnt nicht, wie nützlich ein Paar Flüche sind, um ein widerspenstiges Schiff umzuwenden.

Und nun gleiten wir langsam den Strom hinauf. Es ist dunkel geworden, und das Licht strahlt aus allen Fenstern der Fabriken am Ufer. Zwischen vielen Schiffen ist eine schmale Straße frei. Man muß Seemannsaugen haben, die im Finstern sehen können, um dort ohne Unfall hindurchzukommen. Nun stehen in dunkler Masse Häuser am Rand des Wassers, ein weit sich dehnender Halbkreis von hohen Häusern, eine große Stadt. Von einem Thürmchen leuchten zwei Uhren freundlich in die Nacht hinaus. Unten blitzen Bogenlampen zwischen Bäumen hindurch. Noch eine Umdrehung, eine schwere Umdrehung, und das Schiff liegt an der Werft von Shanghai.

„Adieu, Kapitän!"

„Nicht so rasch, erst zahle ich Champagner, wir haben ihn uns redlich verdient!"

Die Gläser klingen. „Hurrah for the captain!"

Und jetzt schleunigst ans Land. Das nimmt sich hier wirklich gut aus: kühle Luft, breite Straßen und in den Straßen Wagen mit Pferden, mit wirklichen Pferden. Wie wohl das thut, dieses Kulturgeräusch wieder zu hören, dieses Traben und Räderrollen!

Im „Astor House" wird gerade das Diner aufgetragen. Im hell erleuchteten Speisesaal sitzen die blonden Engländerinnen in dekolletirten Soiréekleidern. Auf den weißen Schultern funkeln die Brillanten. Ein leichter Duft von Poudre de riz schwebt in dem Raum. Die Gespräche schwirren, und an den Tischen ist kaum ein Platz frei. Neben dem Teller liegt die Einladung eines Prestidigitateurs, der heute Abend im Theater eine Dame verschwinden lassen wird, in einer Weise, die man noch nie gesehen hat. („Strubaika oder das Wunder der Welt!") Schneeweiß glänzen die Hemdbrüste, und der Frack des Herrn am Nebentisch — nein, es ist keine Sinnestäuschung — trägt im Knopfloch eine vielfarbige Ordensrosette. Kein Zweifel, man ist endlich wieder in Europa!

XI. Shanghai.

Shanghai, 14. Juni.

(Robert Schumann in China. — Jung-England. — Der Verlobungsbaum. — Jung-Deutschland. — Der „Bund". — Das Klima und die Architektur. — Die asiatische Hoch-Finanz. — Sir Henry S. Parkes. — Der Schiebkarren als Droschke. — Chinesische Radfahrer. — Zeitungen. — Die Conditorei von Shanghai. — Die Währungsverhältnisse. — Das Settlement von Shanghai. — Die Polizei. — Die Muster-Republik. — Die „Prinz Heinrichs-Compagnie". — Die Engländer als Kolonisatoren. — Bei den Franzosen. — Ein Salon. — Der deutsche General-Konsul. — Bei den Amerikanern. — Chinesische Holzschnitzer. — Sport und Heimweh. — Die Art der Haushaltung. — Das Chicago Asiens.)

Im Public Garden spielt Nachmittags die Stadtkapelle, die town-band. Die Spielleute stammen von den Philippinen, wo die Bevölkerung so musikalisch ist, wie sonst nirgends in Asien, und wo es kaum Einen gibt, der nicht mit einem Instrument Bescheid weiß. Die Stadtmusikanten von Shanghai sind also Malayen oder Mischlinge und haben drollige gelbe Affengesichter. Der, der die Baßtuba bläst, trägt zudem noch eine Brille, und es ist staunenswerth, daß ein so kleiner Mann mit einer so großen Trompete fertig wird. Die weißen Mützen von spanischem Schnitt sind etwas schmutzig, und der blaue Uniformrock mit den aufgenähten schwarzen Arabesken schlottert um die Glieder. Aber die Leute spielen gar nicht schlecht. Das Programm, das jeden Morgen in den „North China Daily News" veröffentlicht wird, enthält zumeist französische und italienische Nummern; an Wagner trauen sie sich offenbar nicht recht heran; doch bis zu Schumann schwingen sie sich schon auf. Das ist auch nicht übel, am Ufer des Whangpo spazieren zu gehen unter Klängen

aus den „Kinderscenen". Die Entwicklung von China ist kaum mehr aufzuhalten; und da man hier bereits bei den „Kinderscenen" ist, wird man es auch bis zum „Meistersinger"-Vorspiel bringen. Die Stadtkapelle sitzt auf dem Rasen, da der hübsche gußeiserne Musik-Pavillon frisch gestrichen wird. Ein Deutscher hat sie angelernt; aber er ist gegenwärtig abwesend. Darum führt einer von den Leuten den Taktstock; und wenn eine recht schwierige Stelle kommt, so beschränkt sich der Kapellmeister nicht mehr auf das bloße Dirigiren, sondern sucht durch das gute Beispiel zu wirken und bläst die Flöte.

Auf den Bänken, möglichst nahe der Musik, sitzen dicht geschaart die chinesischen Kinderfrauen in ihren blauen und weißen Kitteln, führen eifrige Gespräche mit einander und geben auf die ihrer Obhut anvertrauten weißen Babys so wenig Acht, wie dies die Gepflogenheit aller Kinderfrauen ist, im Westen der Welt und im Osten. Das junge Volk spielt herum und jagt sich über den Rasen. Kleine Mädchen tragen ihre Puppen spazieren. Die chinesische „Amah" spricht natürlich nur Pidjen-Englisch, und so ist dieses die erste Sprache, welche die Kinder lernen. In einem deutschen Hause sitzt das Töchterlein mit bei Tisch und erklärt mir die Punkah, die von der Decke herabhängt: „This belong punkah, captain." Es ist selbstverständlich, daß eine Rhederstochter einen fremden Herrn als „captain" anspricht. Wenn sie nicht als Kapitäne auf Papas Schiffen fahren, was für eine Existenzberechtigung haben fremde Herren sonst?

Im Public Garden tragen die Kinder zierlichen weißen Putz. Abscheulich sind die Mosquitos, die gierig nach süßem jungem Blut die nackten Aermchen und Beinchen zerstechen. Die gelben half-caste-Kinder, die aus europäisch-chinesischen Misch-Ehen stammen (der Ehebegriff ist dabei sehr allgemein aufzufassen), sind am stattlichsten angethan; die Mädchen gehen herum wie die kleinen Damen und haben einen Strohhut mit einer weißen Straußfeder, die beinahe so groß ist, wie sie selber. Die englischen, deutschen oder französischen half-castes werden noch so halb und halb zu den Europäern gerechnet. In China muß man eben die Europäer hernehmen, wo man sie kriegen kann. Nur die Portugiesen zählen kaum mehr mit; sie vermischen sich so oft und so vollständig mit den Eingebornen, daß in der Umgangssprache

Portugiese immer Mischling bedeutet. Man muß hier draußen gewiß lange reisen, um einmal einen weißen Portugiesen zu sehen; ganz unverfälschte gibt es wahrscheinlich überhaupt nicht mehr.

Die kleinen Mädchen sind gleich zu Anfang des Konzerts zur Stelle. Die größeren Mädchen üben die Zurückhaltung, die Erwachsenen geziemt, und kommen nicht früher als nach dem ersten Stücke. Auch unter dieser reiferen Jugend von dreizehn bis sechzehn Jahren herrscht Jung-England vor, und Jung-England ist, wie gewöhnlich, entzückend: kurze Kleidchen, die die wohlgeformten, schwarzbestrumpften Füße freilassen, schlanke Figuren, liebliche, blühende Gesichter. Die jungen Mädchen entwickeln sich früh im Klima von Shanghai und welken rasch. Die Schönheit ist nur umso strahlender, weil sie nicht lange leuchten wird. Aber das ist bloß zum Ansehen da, zur Augenweide. Weise Männer versichern, daß es keine größere Dummheit gibt, als solch' eine kleine Shanghai-Engländerin zur Frau zu nehmen; und die Stimme dieser weisen Männer verdient umso mehr Gehör, als es unter ihnen solche gibt, die diese Dummheit selber gemacht haben. Die Mädchen sind unter Vergnügungen aufgewachsen, sind verwöhnt durch das leichte Leben im „ostasiatischen Paris", und da in jedem Hause die Wirthschaft durch die chinesischen Diener geführt wird, so hält das Fräulein-Tochter es nicht für nöthig, etwas davon zu lernen. Wer eine „häusliche" Frau will, darf also nicht in Shanghai heirathen. Auch Diejenigen, denen als die erste aller weiblichen Tugenden eine gute Mitgift gilt, thun gut, die Verwirklichung ihres Ideals in Europa anzustreben. In Shanghai gibt es nicht viel reiche Leute. Wer Geld genug hat, der kehrt in die Heimath zurück. Einer, der unter den jungen Mädchen von Shanghai nach guten Partien sucht, wird in der Regel nur finden, daß Jede gern eine machen möchte. Trotzdem gibt es hier von Zeit zu Zeit eine kleine Heirathsepidemie. Gegenwärtig kann man in Shanghai kaum einen Menschen ohne Husten und Schnupfen treffen. Um diese Jahreszeit blüht nämlich ein Baum, dessen Blüthenstaub in der Luft herumfliegt, sich auf die Lunge legt und katarrhalische Affektionen verursacht. So konnte man vor etwa fünf Jahren keinen jungen Mann finden, der nicht im Begriff gewesen wäre, sich zu verloben. Vielleicht war auch daran ein Baum schuld, der damals gerade blühte. Es ist aber

wohl besser, dieses botanische Räthsel nicht aufzuklären. Denn wenn es einen solchen Baum gäbe, so würden die Mütter heirathsfähiger Töchter rasch seine Anpflanzung in Europa durchsetzen.

Die deutschen jungen Mädchen werden, wie es heißt, in Shanghai mehr häuslich und wirthschaftlich erzogen, als die englischen. Auch an Liebreiz und Frische kann Jung-Deutschland es mit Jung-England aufnehmen. Im Public Garden sieht man freilich fast nur Engländerinnen. Aber jeden Freitag Nachmittag gehen die sechs Töchter der deutschen Kolonie zum Pfarrer in die Geschichtsstunde. Wenn man sie zurückkommen sehen will, so braucht man sich nur um fünf Uhr vor dem „Astor-House" aufzustellen. Es verlohnt durchaus der Mühe, diesen Aussichtspunkt zu beziehen. . . . .

Das Alles erfährt man, indem man mit den jungen Herren von Shanghai auf dem Rasen des Public Garden auf und ab geht, während die Stadtkapelle spielt. Die schönen Mädchen sitzen auf eisernen Gartenstühlen, und die Blicke fliegen hinüber und herüber. Ein Offizier von einem amerikanischen Kriegsschiff macht Staat mit seinem blauen Waffenrock. Doch die Uniform thut wenig Wirkung, und es zeigt sich, daß Shanghai eine gutbürgerliche Republik ist, wo der Civilgeist auch in den Töchtern des Landes lebt. Ein Springbrünnlein läßt seine Strahlen herniederplätschern. In der Luft aber fliegen die Krähen herum und krächzen und scheinen allerhand Einwände zu haben gegen das Leben in Shanghai, gegen das sich doch wirklich nichts einwenden läßt.

Der kleine Garten ist ganz in den Whangpo hineingebaut. Jeder Zollbreit Boden ist hier dem Wasser abgewonnen, und der Fluß umschlingt und umspült dieses Stück Land, das einstmals auch Fluß war und das er sich hat nehmen lassen müssen. In gewaltiger Breite, einem großen Binnensee gleich, liegt der Strom vor Shanghai. Das ist wohl eines der schönsten Städtebilder der Welt. Oder richtiger: ein Wasserbild. Denn überall ist Wasser, und dann steht an dem einen Ufer des Wassers auch die Stadt. Es ist unmöglich, die riesige Fläche zu umfangen, und darum beschränkt sich die Stadt darauf, im Halb- oder vielmehr Viertelkreis den einen Rand zu umgeben. Zur Linken, dort ungefähr, wo der imposante Bau des deutschen General-Konsulats sich erhebt, das eines der schönsten Gebäude von Shanghai ist, zweigt sich von dem See eine breite Flußstraße ab,

die ins Meer führt. Da kommen die großen Dampfer herauf. In voller Fahrt rauschen sie am Public Garden vorüber. Wenn man sie herandampfen sieht, glaubt man, sie müßten an den Aesten der Bäume anstreifen. In andern Städten werden auf dem Stadtteich Schwäne gehalten. Shanghai läßt auf seinem Stadtteich Ocean-Dampfer herumschwimmen.

Hinter dem Public Garden beginnt der „Bund". Das wird englisch ausgesprochen: „Bönd". Der Bund ist der Boulevard von Shanghai. Er ist noch breiter als der von Paris, und dann hat er nur eine Häuserseite. Auf der andern Seite liegt das Wasser, und durch das Grün hindurch öffnet sich der Blick in die Stromlandschaft. Ueberall längs des Flusses sind die großen Dampfer verankert. Dicht gedrängt ragen die Masten in die Luft. Zwischen Häusern und Seeschiffen hindurch geht der Bund. Die Straße hat den seltenen Reiz, daß ihre eine Seite fortwährend in Bewegung ist und wechselt. Ein schwimmendes Haus nach dem anderen heizt seine Kessel und fährt ins Meer hinaus, und bald liegt ein anderes an seiner Stelle. Am Fluß beginnt die eigentliche Straße mit grünen Rasenfläschen, dann kommt der breite asphaltirte Fußweg, der von Bäumen beschattet ist, die wachsen und ihn bald ganz überwölben werden, dann der Fahrdamm, so breit wie der Fußweg, und dann drüben an den Häusern nochmals ein Fußweg und nochmals Bäume, vier Straßen in einer Straße.

Wenn es in einer europäischen Stadt einen Bund gäbe, so würde darauf das königliche Palais stehen oder wenigstens das Amtsgebäude für den kommandirenden General. Die stolze Handelsstadt Shanghai hat sich diese Prachtstraße gebaut, um dort ihre Comptoirs hinzustellen. Die Comptoirs auf dem Bund freilich sind zumeist Paläste. Die Baumeister von Shanghai sind sichtlich von der italienischen Renaissance ausgegangen, die ja allen Baumeistern der Welt als Muster dient, wenn diese etwas Glänzendes schaffen wollen. Die Anforderungen des Klimas namentlich haben aber eine sklavische Nachahmung der italienischen Vorbilder verhindert. Das Klima ist der beste Freund der Baukunst, und wenn die Architekten sich nur von ihm berathen lassen, wird es ihnen niemals an neuen Ideen fehlen. Hier hat man beim Bauen nicht vergessen dürfen, daß es im Sommer glühend-heiß wird. Aus einer Kombination von Renaissance

und chinesischer Sommerhitze ist ein neuer Shanghai-Styl entstanden. Die Hitze verlangt luftige Räume, auch muß ein Zwischenraum zwischen den Zimmern und der sengenden Gluth draußen sein. So ergeben sich die Veranden, die hier die Ausdehnung von offenen Hallen vor den Fenstern annehmen, von Vorzimmern für die Sonne, wo diese zu antichambriren und ihre Straßenhitze abzulegen hat, ehe sie ins Innere des Hauses tritt. Um diese äußeren Hallen zu tragen, welche die Hitze verlangt, gibt die Renaissance dann wieder ihre Säulen her. So gelangen die Säulen zur ungezwungenen Verwendung. Es gibt sonst kein nichtsnutzigeres Ding als eine Säule; sie ist vornehm geworden mit der Zeit, will nicht am Ganzen mitarbeiten, steht als Ornament an der Façade herum und thut wichtig. Hier machen die Säulen sich nützlich, haben ihren Zweck und gehören zum Hause. Der graue chinesische Ziegel, aus dem die Chinesen in trostloser Einförmigkeit ihre Häuser und Mauern zusammensetzen, kommt im Monumentalbau zu ungeahnter Wirkung. Um das Grau zu beleben, wird rother Ziegel und rother Sandstein hineingemischt, auch wird in der Regel ein rothes Dach aufgesetzt. Das Grau hat einen warmen südlichen Ton, das Roth leuchtet hell in der Sonne. Mit ihrem Grau und Roth, mit ihren halb bekannten, halb exotischen Formen bringen die Häuser den besonderen Charakter von Shanghai zum Ausdruck, — die Eigenart einer großen europäischen Stadt in Asien.

Hauptsächlich besteht der Bund aus Bank-Palästen. Man sollte nicht glauben, wieviel große Bank-Institute es hier drüben im Osten gibt. Schon existirt eine ganze asiatische Hoch-Finanz. Auf dem Bund befinden sich folgende Banken: die deutsch-asiatische, die russisch-chinesische, die kaiserlich-chinesische, die indisch-australisch-chinesische, die Hongkong- Shanghai- und die Yokohama-Bank. Die Aufzählung macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Eine Börse ist nicht vorhanden. Die Kaufleute treffen sich jeden Mittag um zwölf an der Bar des englischen Shanghai-Klubs, der auch auf dem Bund liegt. Und da Kaufleute sich kaum an einer Bar zusammenfinden können, ohne von ihren Geschäften zu sprechen, so entwickelt sich ganz unmerklich die Börse aus dem Zwölf-Uhr-Cocktail im Shanghai-Klub.

Das stattlichste Bauwerk auf dem Bund ist das der chinesischen Seezoll-Verwaltung. Es ragt hoch über die andern

Handelshäuser hinaus. Der Zoll ist der Gebieter, dem der Handel sich unterzuordnen hat; und der Gebieter Zoll haust in einer rothen mittelalterlichen Burg. Oder ist es gar eine Kirche? Wenigstens ist ein Glockenthurm da, und der Zoll geberdet sich so sehr als Herr von Shanghai, daß er den Bewohnern der Stadt sogar die Zeit vorschreibt und ihnen von hohem Thurme mit weithin tönendem Glockenspiel, welches auf dieselben Töne gestimmt ist, wie das Glockenspiel der Kathedrale von Windsor, die Stunden herunter läutet. Ein weißer, säulenreicher Bau mit hoher Terrasse fällt auf: das ist die Freimaurer-Loge. Am Eingang zum Bund, gegenüber dem Public Garden, jenseits eines grünen Rasen-Plans, in vornehmer Zurückgezogenheit von der Straße, aber in beherrschender Lage, erhebt sich das englische Consulat. „Hier bin ich zu Hause." sagt England. „Das wollen wir doch sehen," antwortet Rußland, keilt mitten auf dem Bund einen riesigen Mast in die Erde, zieht daran die roth-weiß-blaue russische Fahne auf und errichtet dort, breit und vierschrötig, sein Consulat. Ueberhaupt merkt man in Shanghai zum ersten Mal die russische Hand, die sich nach China vorstreckt. Manche Spuren russischen Einflusses werden sichtbar: russisches Consulat uud russische Bank, russische Post, russische Inschriften an einigen Läden und Leute, deren weiße Mützen die russische Form haben und die oft „Nitschewo" sagen, wenn sie unter einander sprechen.

In der Mitte des Bund, drüben an der Stromseite, steht auf hohem Steinsockel die Statue des Sir Henry S. Parkes, die, wie die Inschrift besagt, die „foreign residents in China" dort aus Respekt für seinen Charakter errichtet haben; an einer Seite des Sockels ist auch eine chinesische Inschrift. Sir Henry ist mit dreizehn Jahren nach China gekommen, hat als Dolmetscher angefangen und hat es bis zum Gesandten Großbritanniens in Peking gebracht. Nun sind seine diplomatischen Bart-Coteletten gar in Bronze gegossen, auf daß die Nachwelt sich ein Beispiel nehme. Die diplomatische Laufbahn hält sich sonst in durchaus irdischen Grenzen, und selbst der Erreichung dieser Grenzen stellen sich nicht selten hindernde Gesundheits-Rücksichten in den Weg. Darum ist es jedenfalls einer besonderen Erwähnung werth, daß es in Shanghai einen unsterblichen Gesandten gibt.

Der Bund ist von Leben erfüllt, auf den macadamisirten Bürgersteigen lassen sich's die Chinesen wohl sein. Europäer sieht man selten zu Fuß. Man hat hier die Rickscha, die Einem das Gehen zu Fuß abnimmt. Man setzt sich hinein, und statt daß man selbst läuft, läuft der Kuli. Das kommt auf Eins heraus. Die Rickschas eilen also über den Bund nach allen Richtungen. Eine Fahrt kostet fünf Cents oder zehn, wenn man freigebig sein will. Das ist ein billiges Fuhrwerk, aber noch nicht das billigste. Der Rickscha-Kuli, der sich für fünf Cents die Seele aus dem Leibe rennt, kann sich immer noch als Droschke erster Klasse fühlen. Es gibt auch eine zweite Klasse. Den sparsamen Chinesen sind selbst die fünf Cents zu theuer, und die Rickscha dünkt ihnen zu vornehm. Sie denken nach, wie man noch bescheidener fahren kann. Aber nach der Rickscha bleibt wirklich nur mehr der Schiebkarren übrig. Der Schiebkarren? Glänzende Idee! Und der Chinese setzt sich in den Schiebkarren — in den ganz gemeinen Schiebkarren mit einem Rad, der bei uns beispielsweise dazu dient, die Ziegeln zum Bau zu führen. Zur rechten Seite des Rades ist der Chinese aufgepackt, zur linken sein Gepäck oder ein anderer Chinese, hinten stößt der Kuli und karrt die lebendige Last langsam durch die Stadt. Das Rad ist selten geölt und knarrt und quietscht entsetzlich. Die Schiebkarren-Tour kostet drei Stück chinesischer Kupfermünze, drei Cash, und man muß wissen, daß zehn Cash auf einen Cent gehen.

Zwischen Rickschas und Karren fahren die Equipagen, einspännig und zweispännig. Auf dem Bock sitzt unbeweglich, in tadelloser Haltung, der chinesische Kutscher, der „Mafu", in dem kleinen, mit einem Roßhaarbusch bedeckten Hut, der einem umgekehrten, etwas flachen Trichter gleicht, und in dem langen, bis auf die Knöchel herabreichenden Kittel, der die Farben des Hauses trägt, welchem das Gespann gehört. Neben ihm paradirt in gleicher Livrée, nicht minder tadellos und nicht minder unbeweglich, der chinesische Boy und hält im Arm das Zeichen seiner Würde, den an einer langen Stange steckenden Wedel aus Roßhaar, womit den Pferden die Fliegen abgewehrt werden. Lang hängen hinten die Zöpfe herunter. Im scharfen Trabe rollt das Gefährt dahin, und die aufgespannten Sonnenschirme der Damen, die im Wagen sitzen,

kommen ein wenig ins Schwanken. Es fehlt auch nicht an unternehmenden jungen Ladies, die auf eleganten gelben Kutschirwagen selbst die Zügel führen. Der chinesische Diener hat seinen Platz neben der Herrin auf der Bank und ist durchaus zufrieden mit einer Weltordnung, die es mit sich bringt, daß Chinesen von schönen europäischen Fräuleins spazierengefahren werden.

Die reichen Chinesen haben gleichfalls ihr eigenes Fuhrwerk. Meist sind es alte, weitbauchige Landauer, so etwas wie ausrangirte Hochzeitskutschen. Da hockt „John Chinaman“ tief im Grunde, mit der Brille auf der Nase, die nun einmal nach chinesischer Anschauung das unerläßliche Attribut jeder höheren Lebensstellung zu sein scheint, und sieht durch möglichst viele Spiegelscheiben in die Welt hinaus. Hinten steht der kleine bezopfte Leibjäger und hält sich an zwei Leder-Handhaben fest. So kommt das chinesische Ehepaar auch Abends ins Theater gefahren. Der Wagen rasselt in den engen Straßen mit lautem Geräusch heran. Kaum kann der Mafu die stampfenden Pferde zum Stillstand bringen. Der Leibjäger springt herbei und reißt den Schlag auf. Der Herr des Gefährtes steigt heraus unter großem Rauschen seiner seidenen Gewänder. Die Gattin oder vielmehr wohl diejenige der Gattinnen, die gerade an dem betreffenden Abend Dienst hat, folgt nach, gleichfalls in kostbare Seide gekleidet, grell roth und weiß geschminkt bis hinter die Ohren, und hat einige Mühe, mit ihren verkrüppelten Füßen auf dem Trittbrett des Wagens zu balanciren. Ebenso sind Sonntag-Nachmittags in der Stunde, wo das elegante Shanghai über Bubbling Well Road hinausfährt, die Equipagen der Chinesen fast so zahlreich beim Corso, wie die der Europäer. Und wenn man in der Umgebung von Shanghai oder auf dem Bund die Bicycle fahrenden Chinesen gesehen hat — schöne seidene Chinesen, die unerschütterlich sicher auf dem blinkenden Zweirad sitzen und manchmal die Lenkstange loslassen, um den hinten im Nacken steckenden Fächer hervorzuholen, — wenn man also die Chinesen auf dem Bicycle gesehen hat, so beginnt man zu begreifen, daß China ein Land ist, das sich vorbehält, in der Kulturgeschichte der Menschheit noch ein Wort mitzusprechen.

Der Haupttheil des Bund gehört zur englischen Niederlassung, die sich hinter ihm ausdehnt. Zur Linken der englischen Niederlassung (wenn man sich mit dem Gesicht dem Flusse zuwendet)

liegt die amerikanische, zur Rechten die französische. An das französische Settlement schließt sich noch weiter rechts die Chinesenstadt an. Aber diese ist gleichsam aus ihren Mauern herausgequollen und überall hinten an die europäischen Stadttheile angewachsen. Sämmtliche Straßen, die vom Bund stadteinwärts führen, beginnen europäisch und enden chinesisch. Diese Straßen sind alle nach den großen chinesischen Städten benannt: Peking-Road, Foochow-Road, wo sich die chinesischen Theater und Vergnügungslokale befinden, Canton-Road, in welcher der deutsche Club sein großes, ebenso behaglich als praktisch eingerichtetes Haus hat, Kiukiang-Road, die Zeitungsstraße mit den Redaktionen der „North China Daily News“ und der andern in Shanghai erscheinenden Tagesblätter, Nanking-Road u. s. w.

Die Nanking-Road ist die Hauptstraße. Hier liegen die Läden der chinesischen Juweliere neben den europäischen Geschäften. Es gibt große Magazine, nach Art des „Louvre“ (nur nicht von derselben Ausdehnung), in denen man Alles bekommt, vom Schuhknöpfer bis zum Damenhut. Tennis-Anzüge und „Rackets“ hängen in den Schaufenstern. Auch Stahlstiche sind ausgelegt, welche Heldenthaten der englischen Armee darstellen. Wenn man sich rasiren lassen will, so hat man die Wahl zwischen einem englischen „Toilet-Club“ und einem „Parisian Saloon“. Der letztere wird von einem Marseiller gehalten. Der vortreffliche Mann ist seit zwanzig Jahren in China, aber diese Zeit hat nicht hingereicht, um seinen meridionalen Accent abzuschwächen. Er ist sonst von sanfter Gemüthsart, aber sobald er auf die Politik zu sprechen kommt, wird er wild. Es ist besonders abzurathen, ihn auf dieses Thema zu bringen, wenn er Einen gerade einseift. Sonst werden die Kunden von Italienern und Japanern bedient. Alle Barbierläden mit europäischer Kundschaft in China haben Japaner zu Angestellten. Es gilt für unappetitlich, sich von einem Chinesen rasiren zu lassen. Andererseits haben die Japaner eine federleichte Hand, und das Rasirmesser in ihren Fingern wird ein Hauch. Man sitzt in China nicht beim Barbier, sondern man liegt. Man setzt sich in den Stuhl, stellt die Füße auf einen Schemel, dann dreht der Barbier an einer Kurbel, und man fällt hintenüber. Das ist zuerst etwas schreckhaft, aber die Bewegung ist gesund und stärkt den Muth.

Im „Parisian Saloon“ liegt auch das französische Blatt auf, das in Shanghai herauskommt. Es heißt „L'Echo de Chine“, hat keine Nachrichten aus Paris und beschränkt sich darauf, die der englischen Shanghai-Zeitungen nachzudrucken, die übrigens auch keine haben. Dafür aber wird in der Redaktion ein kräftiger Styl geschrieben, und was namentlich die ästhetischen Anforderungen anlangt, so versteht das „Echo de Chine“ keinen Spaß. Der japanische Kultusminister hat die Ausstellung von Nuditäten in den Schaufenstern verboten. Das „Echo de Chine“ kann diese Maßnahme durchaus nicht billigen und schreibt:

„Le nu est l'essence même de l'art. Autant le public est vite dégoûté des oeuvres d'artistes, qui cherchent renommée et profit dans d'indécentes productions, autant l'âme se sent transportée à la vue de ces superbes manifestations du génie humain cherchant dans le nu chaste et absolu l'expression de ses sentiments.“

Die Periode ist großartig, und „le nu chaste et absolu“ ist wirklich gut gesagt.

Selbstverständlich hat die Nanking-Road ihr Pianoforte-Magazin. In einem Schaufenster gegenüber liegen französische Spielwaaren aus. In der „Tabaqueria Filipina“ kann man Manila-Cigarren kaufen zu den lächerlich billigen Preisen, die hier draußen üblich sind. Dann hören allmählich die hohen Steinbauten auf. Die Häuser werden hölzern und niedrig, und vor den Ladenthüren hängen überall die langen Schilder. Die europäische Nanking-Road geht in die chinesische über. Nur verengt die Straße sich nicht nach chinesischer Art, sondern bleibt bis zu ihrem Ende so breit, wie sie am Anfang ist.

Das Beste darf nicht vergessen werden. In der Nanking-Road liegt eine Konditorei, liegt „die“ Konditorei von Shanghai. Die Kuchen müssen unter einer grünen Gaze-Decke vor den gar so gefräßigen chinesischen Fliegen geschützt werden. Dadurch werden ungeahnte Beleuchtungseffekte hervorgerufen. Es gibt nichts Erhebenderes, als Kuchen (sehr viele Kuchen), die von einem grünen, mystischen Schimmer umgeben sind. Man setzt sich in einen stillen, stimmungsvollen Winkel, und, tiefe Rührung im Herzen, feiert man seit Europa das erste Wiedersehen mit einer Chocoladetorte. Dann

erscheint der bedienende Chinese und bringt die Karte zur Auswahl einer Eissorte. Ein Anschlag besagt, daß unter keinen Umständen „chits" für Eis-Crême in Zahlung genommen werden. Natürlich, das möchte den Leuten so passen, Eis-Crême auf Kredit zu essen!

Sonst zahlt man in China freilich niemals baar (mit einziger Ausnahme eben des Eis-Crêmes). Im Hotel, im Klub, im Geschäft, im Barbierladen, sowie in gewissen Lokalen „mit Damen-Bedienung", wo in Europa die Baarzahlung die erste Vorbedingung jeder Anknüpfung ist, schreibt man „chits", das heißt Zettel mit Angabe des Betrages, mit Namen und Adresse. Die meisten Leute haben überhaupt niemals Geld bei sich. Man kann sich doch nicht die Taschen mit schweren Silberdollars vollstopfen; und was das Papiergeld anbelangt, so läßt man sich besser gar nicht damit ein. Die Währungsverhältnisse sind himmelschreiend. In Hongkong holt man sich von der Hongkong- und Shanghai-Bank eine Hundert-Dollar-Note. Man kommt in Shanghai an und geht zur Bank, zu derselben Hongkong- und Shanghai-Bank, bei der man in Hongkong Geld aufgenommen hat. Aber in Shanghai will die Bank die in Hongkong ausgegebene Hundert-Dollar-Note nur mit 95 Dollars einlösen. Es scheint, als gebe die Bank ihren eigenen Noten keinen Kredit. Das scheint jedoch nur so, der wahre Grund ist ein anderer. In der englischen Kolonie Hongkong ist der Silberdollar die offiziell eingeführte Währung. In Shanghai bedient sich der Verkehr auch des Silberdollars, aber die Währung ist chinesisch, und die Münzeinheit ist der Tael. Warum aber bedient sich der Verkehr nicht des Taels? Aus einem sehr einfachen Grunde: der Tael ist eine Münze, die es überhaupt nicht gibt. Kaum jemals hat ein Mensch einen Tael gesehen. Der Tael ist in der Regel nur ein Münzbegriff und repräsentirt als solcher einen Werth von etwa 2 Mark 80 Pfg. Die Bank rechnet nun die Dollars in Taels um und bringt so heraus (auf welche Weise, das ist ihr Geheimniß), daß 100 Dollars aus Hongkong in Shanghai nur 95 Dollars werth sind. Diese Kurs-Unterschiede bei Noten derselben Bank gehen so fort von Shanghai nach Tientsin, von Tientsin nach Peking u. s. w., sodaß Einem nichts übrig bleibt, als, wenn man weiter in China reisen will, den Koffer voll baarer Silberdollars zu packen; und auch diese müssen im Innern

erst noch in Kupfermünzen, in Cash, eingewechselt werden. In den Handelsbeziehungen zwischen Chinesen und Europäern wird natürlich auch nach Taels gerechnet, und um wenigstens etwas Greifbares in der Hand zu haben, läßt man als Fünfzig-Tael-Stück einen Klumpen ungemünzten Silbers gelten (sycee), der die Form eines Schuhes hat.

Shanghai besteht aus der englischen, der amerikanischen und der französischen Konzession; aber das bedeutet nicht, daß die Angehörigen der einzelnen Nationen in streng von einander gesonderten Gebieten leben. Jeder wohnt, wo es ihm paßt. Das deutsche Konsulat liegt in der amerikanischen Konzession, das amerikanische Konsulat in der englischen. Die Agentur der deutschen Reichs-Postdampfer des Norddeutschen Lloyd, die auch hier zu der Bremer Firma Melchers & Co. gehört, befindet sich in der französischen Konzession. (Die Chefs der Firma in Shanghai, die Herren Korff und Melchers, bestätigen die Erfahrung, daß man sicher sein darf, liebenswürdige Leute zu finden, wo man mit Vertretern dieses Welthauses zu thun hat.) Im Allgemeinen aber ist wohl die englische Konzession die eigentliche Stadt, Geschäfts- und Wohnstadt. Aus der ganzen Anlage geht hervor, daß es sich zu Anfang eben nur um eine Fremden-Niederlassung handelte, gleich anderen Niederlassungen dieser Art in China. Die chinesische Regierung hatte ein Stück Land hergegeben, und auf diesem suchten die Fremden sich häuslich einzurichten und rückten dabei so nahe als möglich zusammen, da die zur Verfügung stehende Bodenfläche nicht groß war. China wollte die Fremden loswerden und sperrte sie nach bewährter Methode in ein Settlement ein. In dem Settlement von Shanghai aber walteten eigenthümliche Kräfte. Kaum stand es da, so begann es zu treiben und zu wachsen. Der Ausdehnungsdrang, der in ihm arbeitete, war unwiderstehlich; und allmählich stellte es sich heraus, daß das Settlement von Shanghai nichts Anderes war, als der Keim zu einer europäischen Großstadt, den China unbedachterweise in seinem Boden angepflanzt hatte und der dort blühend aufging.

Zu Anfang freilich ahnten selbst die Fremden nicht, daß Shanghai so groß werden würde. Darum gleicht die englische Konzession heut noch einer Landstadt. Die Straßen sind vielfach eng und ungepflastert,

so daß der Staub in dichten Wolken aufwirbelt, wenn der Wind geht; die Häuser sind meistens niedrig, und an ihren Wänden rankt manchmal der wilde Wein. Heut jedoch verlangt die Großstadt ihr Recht, und so werden an manchen Stellen Bauten von monumentaler Ausdehnung aufgeführt, Häuser mit vier, fünf und sechs Stockwerken. Denn das Terrain ist in den letzten Jahren gewaltig im Werthe gestiegen (es wird zweifellos noch weiter steigen), und die Preise der Wohnungsmiethen haben sich verdoppelt. Man baut also jetzt mehr übereinander als nebeneinander, und ein neuer Shanghai-Styl entsteht für Privathäuser, ein Styl der vielen Stockwerke.

In der Kiukiang-Road befindet sich die Central Police Station, ein mächtiges Gebäude, das ein ganzes Straßenviertel einnimmt. Die Polizeiverwaltung ist natürlich europäisch, aber im Polizei-Gebäude sind die Gefängnisse nach chinesischer Art eingerichtet; sie liegen zu ebener Erde auf den innern Hof hinaus, der mit schönem englischen Rasen bepflanzt ist, und sind vorn durch Gitterstäbe verschlossen. In diesen Käfigen wird Haft bis zu anderthalb Jahren verbüßt. Die Gefangenen schauen stumpfsinnig durch das Gitter in den Hof oder sie kauern auf der Erde und spielen Karten. Natürlich sind die Gefangenen nur Chinesen. Wo aber ist das Europäer-Gefängniß? Das ist überhaupt nicht vorhanden. Europäer werden nicht gefangen gesetzt oder doch nur in seltenen Ausnahmefällen. Darein kann man sich am schwersten finden, wenn man aus dem lieben deutschen Vaterlande kommt. Da ist eine Stadt, und in dieser Stadt gibt es Niemanden, der die Berechtigung hat, Einen einzusperren! Man hat nicht einmal die Aussicht, von einem Schutzmann bei Gelegenheit einen Rippenstoß zu bekommen.

Es sollte nicht möglich scheinen, daß ein Gemeinwesen bei diesem System gedeihen kann. Trotzdem darf man konstatiren, daß Ordnung und Sicherheit in Shanghai musterhaft sind. Man lebt hier bei offenen Fenstern und Thüren. Schränke und Schubladen haben keine guten Schlösser, und es ist auch nicht nöthig, daß sie solche haben, da man sie niemals zuschließt. Die Polizei setzt sich zusammen aus europäischen Mannschaften, aus chinesischen Schutzleuten, die eine kleidsame Uniform von dunkelblauem Stoff und den unvermeidlichen gelben Trichterhut tragen, sowie aus den prächtigen indischen Konstablern, den Sikhs, deren Riesengestalten man an

allen Straßenecken sieht, im gelben Kakey-Drill, mit hohem rothem Turban, mit finsteren, bärtigen Gesichtern, stets unerschütterlich ernst und schweigsam. Manchmal sitzen die Sikhs auch zu Pferde, als berittene Gensdarmen, mit umgehängtem Pallasch. Als Schutzleute führen sie einen kurzen, dicken Stab, und wo sie damit hinschlagen, da wächst kein Gras mehr. Die Chinesen besitzen einen heiligen Respekt vor ihnen, und wenn sie kein ganz gutes Gewissen haben, so kommen sie ihnen lieber nicht in die Nähe. Die ganze Polizei ist nur dazu da, um die Europäer gegen die Eingeborenen zu schützen. Der Europäer ist der Herr in Shanghai, und dem Herrn hat die Polizei nichts zu sagen. Es kommt wohl vor, daß Einer einmal nach langer, feuchtfröhlicher Nachtsitzung den Klub verläßt und in den Straßen mehr Skandal macht, als man selbst in Shanghai vertragen kann. Aber so lange es sich nur um Skandal handelt, steht der Sikh ruhig an seiner Straßenecke und verzieht keine Miene. Sobald er jedoch bemerkt, daß der nächtliche Wanderer große Schwierigkeiten bei dem Versuche findet, auf seinen Beinen zu stehen, geht er an ihn heran, greift ihm schützend unter den Arm, erkundigt sich väterlich nach seiner Hausnummer, ruft dann eine Rickscha herbei, packt ihn sorgsam hinein und schreibt die Nummer des Rickscha-Kulis auf, um diesen zur Verantwortung ziehen zu können, falls der Fahrgast unterwegs aus dem Wagen herausrutschen sollte.

So leben die Europäer hier ohne Polizei. Noch schlimmer: sie leben in offener und unverhohlener Republik. Die Stadt blüht und gedeiht, und das Räthselhafte dabei ist, daß sie das fertig bringt, ohne auch nur den mindesten Admiral oder General zum Gouverneur zu haben. Nicht einmal ein Husaren-Oberst ist da zur Leitung des Postwesens. Die Bürger regieren sich selbst, und diese Selbstregierung funktionirt so vorzüglich, daß Shanghai überall im Osten das „Model settlement", die „Musterniederlassung", heißt. Die Kaufleute haben ihre Stadt organisirt wie eine große Bank. Die Aktionäre, das heißt die steuerzahlenden Bürger, wählen auf ein Jahr einen Verwaltungsrath, das heißt einen Municipal Council, und der Verwaltungsrath ernennt eines seiner Mitglieder zum Bankdirektor, das heißt zum Chairman, zum Gemeindeältesten oder Bürgermeister. Der Gemeinderath muß jedes Jahr vor den

steuerzahlenden Bürgern Bericht erstatten, wie der Verwaltungsrath vor der Plenarversammlung der Aktionäre Rechenschaft ablegen muß. Wenn anderswo die Bürger mit der Regierung unzufrieden sind, so hat dies in der Regel das einzige Resultat, daß die Regierung die unzufriedenen Bürger einstecken läßt. Wenn der Fall in Shanghai eintritt, so werfen die Bürger die Regierung hinaus und nehmen sich eine andere. Vor einigen Jahren machten die Kulis, welche die schon erwähnten Karren schieben, einen Aufstand, weil der Gemeinderath die Abgabe erhöhen wollte, die sie zu entrichten haben. Der chinesische Pöbel beging Gewaltthätigkeiten in den Vorstädten und bedrohte die europäischen Viertel. Der Gemeinderath bekam Angst und verzichtete auf die geplante Steuererhöhung. Die Bürger waren mit dieser Nachgiebigkeit durchaus nicht einverstanden, versammelten sich, setzten den Gemeinderath ab und wählten einen neuen. Zur Unterdrückung des Aufstandes aber wurde die bewaffnete Macht mobilisirt.

Die Kaufleute von Shanghai halten sich kein Militär. Wenn es noththut, so gehen sie selbst aus ihren Comptoirs heraus, greifen zur Flinte und vertheidigen sich eigenhändig. Sie bilden ein Freiwilligenkorps, zu dem die Engländer eine Schützenbrigade von fünf Kompagnien, eine Schwadron leichter Kavallerie, eine Batterie Feldartillerie und eine Genieabtheilung stellen. In den letzten Jahren hat sich auch eine deutsche Kompagnie gebildet, die der Chef einer deutschen Shanghai-Firma als Hauptmann kommandirt. Im ersten Glied stehen Diejenigen, die in Deutschland als Einjährig-Freiwillige gedient haben, im zweiten die jungen Herren ohne militärische Vorbildung. Die deutsche Kompagnie ist die Kerntruppe der kleinen Armee von Shanghai; alle militärischen Autoritäten von Shanghai gestehen ihr den Vorrang zu vor den englischen Volunteers, die es etwas weniger genau mit dem Drill und der Disziplin nehmen. Prinz Heinrich, der die deutsche Kompagnie besichtigt hat, soll ganz erstaunt gewesen sein über ihre Leistungen auf dem Exerzierplatz. Er hat ihr Achselklappen mit seinem Namenszug verliehen und ihr das Recht gegeben, sich fortan „Prinz Heinrichs-Kompagnie" zu nennen. Die deutschen Freiwilligen tragen im Winter eine Uniform aus dunklem Tuch, die mit derjenigen der Infanterie in Deutschland fast vollkommen übereinstimmt; im

Sommer sind sie in den gelben Kakey-Drill gekleidet, der im tropischen Klima die praktischste Militär-Tracht bildet. Den Oberbefehl über das gesammte Freiwilligen-Korps von Shanghai, Engländer wie Deutsche, führt ein im aktiven Dienst stehender englischer Oberst. Aber wenn das Freiwilligen-Aufgebot in der Front steht, wird das von dem Obersten gegebene englische Kommando immer noch besonders von dem deutschen Freiwilligen-Hauptmann in deutscher Sprache für seine Kompagnie wiederholt. Auch die Franzosen haben in ihrer Niederlassung ein „Corps de Volontaires" gebildet, das jedoch niemals mit den englischen und deutschen Freiwilligen zusammen manövrirt.

Die städtische Republik von Shanghai umfaßt die englische und die amerikanische Niederlassung. Das englische Element herrscht demgemäß in der Gemeinde-Verwaltung vor (im Gemeinderath sitzt ein einziger Deutscher), und Shanghai, wie es heute dasteht, diese schöne Stadt mit ihren musterhaften öffentlichen Einrichtungen, ist also auch eigentlich wieder eine Schöpfung der Engländer. Bei uns zu Hause ist es jetzt Mode geworden, die Engländer von oben herunter zu behandeln. Das „Kolonisationsgeschick" wird ihnen freilich nicht abgestritten. Nun muß man aber erst einmal in der Nähe gesehen haben, was das heißt, dieses „Kolonisationsgeschick". Wo immer der Engländer außerhalb Europas erscheint, macht er den Versuch, sich wieder jenes Europa zu schaffen, das er hat verlassen müssen. Und das „Kolonisationsgeschick" besteht darin, daß ihm dies manchmal, zumeist sogar, gelingt. Das „Kolonisationsgeschick" ist ganz einfach eine schöpferische Kraft, die scheinbar aus dem Nichts heraus das Leben weckt, Städte aus dem Boden wachsen macht, Gemeinwesen bildet, in denen die Bürger ein angenehmes Dasein führen und sich als freie Männer fühlen. Es ist recht albern, gegen England zu hetzen, wie dies jetzt manche deutsche Zeitungen thun. Statt auf die Engländer zu schimpfen, sollten wir erst noch von ihnen lernen.

Wenn man im vollen Umfange würdigen will, was die Engländer auf ihrem Gebiet in Shanghai geleistet haben, braucht man nur in der französischen Konzession zu sehen, was die Franzosen nicht gethan haben. Die französische Konzession ist zwar der englischen unmittelbar benachbart, aber politisch bildet sie ein

besonderes Gebiet, und jenseits des kleinen Kanals, der die Grenze vorstellt, beginnt eine neue Stadt, die ihren eigenen Gemeinderath und ihre eigenen Behörden hat, an deren Spitze der Konsul steht. Wenn man mit der Rickscha den Bund entlang fährt, so hält der Kuli vor der Brücke still, die nach der „french town" hinüberführt. Er darf nicht hinein, wenn er nicht eine besondere, von der französischen Verwaltung ausgefertigte Fahrbefugniß besitzt. Die Einfahrt ist da, aber ihre Benutzung ist von der „Administration" verboten. Daraus geht klar hervor, daß in diesem Stadttheile französisch-republikanisch regiert wird. Nur müßten noch, um die Sache vollständig zu machen, die Worte „Liberté, Egalité, Fraternité" auf dieser Brücke angeschrieben sein, über die man nicht fahren darf.

Jenseits der Brücke setzt sich der Bund fort, heißt aber nunmehr „Quai de France". Hier ist er ganz mit Platanen bepflanzt. Die Stangen der elektrischen Bogenlampen stehen in der Mitte des Fahrdammes auf kleinen steinernen „îlots", genau so, wie sie in der Mitte des Boulevards von Paris stehen. Die Schutzleute sind uniformirt, ähnlich den Pariser Pompiers; und wenn sie den weißen Tropenhelm tragen, so ist um diesen ein trikolorer Wulst geschlungen. An den Häusern sind da und dort weiße Schilder befestigt mit der rothen Inschrift „Bouches d'incendie", ganz wie in Paris. Die Frage, ob diese „Bouches d'incendie" im Falle eines Brandes alle funktioniren würden, ist nicht mit Sicherheit zu beantworten (ganz wie in Paris). Am Abend des 14. Juli, an welchem bekanntlich unter dem jetzigen republikanischen Regime das französische National-Fest gefeiert wird, ist der Quai de France gar herrlich illuminirt, und über der Straße hängen Guirlanden von Lampions, welche genau nach dem Muster derjenigen gefertigt sind, die auf den Pariser Boulevards während des Czaren-Besuches verwendet wurden.

Damit sind aber die Maßnahmen erschöpft, die getroffen worden sind, um hier am Whangpo ein kleines Paris zu errichten. Die Aufgabe wäre verlockend gewesen und die Lösung nicht unmöglich. Neben der schönen englischen Stadt hätte sehr gut auch eine schöne französische stehen können. Allein es gibt nur wenige stattliche Häuser hier drüben. Einige liegen am Quai, und das stattlichste ist natürlich das General-Konsulat. Denn die erste Bedingung für das Aufblühen einer Kolonie ist, daß die vorgesetzte

Behörde gut untergebracht ist. Hat erst der Konsul ein seinem Range entsprechendes Haus, so braucht nur die Stadt sich rund herum zu gruppiren, und sie weiß dann doch wenigstens, wohin sie gehört. Das Haus des Konsuls entspricht durchaus seinem Range; es ist ein vornehmes, grauweißes Gebäude mit Loggien, die während des heißen Tages sämmtlich durch Matten verschlossen sind. Ein großes goldenes R. F. glänzt vorn vom Giebel herab, und von einem Seitengiebel glänzt ein anderes goldenes R. F. nach der Seite. So steht das Konsulat und wartet auf die Stadt. Da aber die Stadt nicht kommen will, haben einstweilen die Chinesen ihren Platz eingenommen. In den Straßen, die berühmte französische Namen tragen, haben die Chinesen ihre schmutzigen und niedrigen Holzhäuser gebaut, und da sitzen sie drin und treiben ihre Geschäfte unter dem Schutze der dritten Republik. In der Rue du Consulat weiter oben findet man noch das hübsche weiße Gemeinde-Haus, wo der Conseil Municipal seine Sitzungen hält. Im Vorgarten ist eine Bronze-Statue des Admirals Protet errichtet, der in China von 1835 bis 1862 Krieg geführt hat. Das ist so ziemlich das Ganze, was von französischer Ansiedelung existirt, und im Uebrigen ist das französische Settlement eigentlich nur ein Theil der Chinesenstadt, die daran angrenzt. Aber dies Alles ist wunderschön benannt, und die elend gepflasterten Chinesengassen heißen Rue Montauban oder Rue Palikao, und es gibt mit Nummern versehene Cités, wie in Paris, und eine Passage Ricard. Sogar die Sackgassen fehlen nicht, die man aus Paris kennt, die „impasses"; und wer jemals als ausübender oder leidender Theil bei jener Operation mitgewirkt hat, die an der Seine mit dem deutungsreichen Ausdruck bezeichnet wird „poser un lapin", der wird nicht ohne innere Bewegung an der „Impasse du lapin" vorübergehen können, die in der Nähe des Kanals ihren chinesischen Thoreingang zeigt.

Die französischen Ansiedler sind nicht sehr zahlreich und — wohnen zum größten Theil in der englischen Konzession. Wer in diesen französischen Familien verkehrt, etwa bei Herrn Wehrung, einem der Direktoren der Russisch-Chinesischen Bank, oder bei dem großen Seiden-Exporteur Brunat, der wird finden, daß die französische Gastfreundschaft dort ihren ganzen Charme entfaltet. Auch lebt eine echte Pariserin in Shanghai, eine Nichte des Verlegers Ollen-

dorff, verheirathet an den Frankfurter, Herrn Adler, einen der Chefs der hochangesehenen englischen Firma Reiß & Comp. Im Salon der Frau Adler trifft man die beste Gesellschaft der Stadt; in diesem Salon wird wirklich gute Musik gemacht. Eine anmuthige junge Frau, die am Klavier sitzt und kunstvoll eine Sonate von Beethoven spielt, — das erlebt man in China nicht alle Tage. Der französische General-Konsul, Vicomte de Bezaure, rechtfertigt bei näherer Bekanntschaft den Ruf vornehmer Gesinnung, in dem er steht, und hat sicherlich ein großes Verdienst daran, daß in Shanghai alle Nationen in Frieden miteinander leben.

Wenn der französische General-Konsul genannt wird, darf der deutsche nicht unerwähnt bleiben, und es soll in Kürze festgestellt werden, daß der Legationsrath Dr. Stuebel ein charmanter Herr ist, ein Weltmann von ironisch-skeptischer Geistesrichtung, der zu plaudern weiß, wie man in Paris plaudert, und die deutschen Interessen vertritt, wie man sich dies in Berlin gewiß nicht besser wünschen kann.*)

Von der amerikanischen Konzession ist wenig zu sagen. Sie führt den Namen Hongkew, zieht sich längs der großen Werften hin und ist eigentlich das Hafenviertel von Shanghai mit Matrosenkneipen, mit Läden, die Ausrüstungs-Gegenstände für Seeleute verkaufen, und mit den Konsulaten einiger seefahrender Nationen, wie Schweden und Norwegen, Dänemark u. s. w. Die Hauptstraße heißt natürlich Broadway, breit ist sie auch, aber die Häuser sind meistens unansehnlich und ärmlich. Man geht nur hin, weil dort in kleinen Läden die chinesischen Holzschnitzer sitzen. Aus gewöhnlichem gelbem Holz schneiden sie alle möglichen chinesischen Typen und Szenen aus; sie geben wieder, was sie auf der Straße, auf dem Flusse, im Hause, im Gericht beobachten. Diese Holzschnitzer sind wackere Realisten, ihre Figuren sind natürlich und lebendig, und manchmal hat sich sogar ein wenig Humor in das Werk gemischt. Unter allen Künstlern und Kunsthandwerkern Chinas sind sie fast die Einzigen, denen die Menschen-Darstellung gelingt.

*) Inzwischen hat Dr. Stuebel das General-Konsulat in Shanghai verlassen und ist nach Deutschland zurückgekehrt. Er wird hoffentlich bald Gelegenheit finden, auf einem neuen höheren diplomatischen Posten im Reichsdienste weiter zu wirken.

Aber diesen Kunstwerth ihrer Schnitzereien versteht der Chinese nicht; und da sie kein theures Material bearbeiten, werden sie mit Geringschätzung behandelt. Wenn sie statt des Kuli, der die Rickscha zieht, oder statt des Fischers, der im Boot steht und seine Angel auswirft, blaue Drachen mit grünen Porzellan-Augen machen würden, so würden sie wahrscheinlich beim chinesischen Publikum hohen Respekt genießen. Freilich kommen außerhalb Chinas ähnliche Dinge vor, und derjenige Künstler, der den blauen Drachen mit grünen Augen macht, den das Publikum gern sieht, wird stets des Erfolges viel sicherer sein, als der, der den Spuren des Lebens folgt und sich um Drachen und Publikum nicht kümmert . . . .

In Shanghai wohnen nicht mehr als etwa drei tausend Europäer, wenn man Portugiesen, half-castes und andern Kram nicht mitrechnet. Diese wenigen Leute haben eine große Stadt zu ihrer Verfügung; sie haben Raum, sie wohnen in Zimmern, die an Ausdehnung Sälen gleichen; sie können sich rühren und bewegen. Das sind Bedingungen, unter denen der Sport gedeihen muß, und er füllt in Shanghai auch so ziemlich das halbe Dasein aus, wenn nicht das ganze. Die geistigen Anregungen mangeln ein wenig, abgesehen von denen, die in der Gesellschaft zu finden sind; und da sich dieselben Leute fortwährend gegenseitig einladen, so müssen sie sich doch wohl auf die Dauer etwas bekannt vorkommen. Theater gibt es nicht. Ein Theatergebäude ist wohl vorhanden, aber eine ständige Truppe hat sich darin bisher nicht halten können; das Publikum ist zu wenig zahlreich. Nicht einmal eine Singspielhalle existirt, und das ist erstaunlich, denn ein Unternehmen dieser Art könnte wohl auf seine Kosten kommen. Hier und da werden Vorstellungen oder Musikaufführungen von Dilettanten veranstaltet. Das ist sehr hübsch, jedoch es geschieht selten. Wer also große geistige Interessen hat, der wird sich in Shanghai doch ungefähr wie im Exil vorkommen. Da man aber an jedem Orte, um sich wohl zu fühlen, nach den Gewohnheiten des Ortes leben muß und nicht nach denen, die man dahin mitbringt, so muß man sich eben entschließen, für die geistigen Genüsse, die in Shanghai mangeln, einen Ersatz im physischen Behagen zu suchen. Nach Aussage der Leute, die seit längerer Zeit hier ansässig sind, ist man sicher, diesen Ersatz zu finden. Wenn man die höheren Bedürfnisse, die man in sich trägt,

nicht zu befriedigen in der Lage ist, so gibt es nur eine Rettung: man muß sich neue Bedürfnisse schaffen, mögen es gleich solche von einer weniger hohen Art sein. Wer sich geistig nicht auszuleben vermag, der muß versuchen, seine Lebenskraft mehr körperlich zu bethätigen. Wer seine Existenz nicht mehr hauptsächlich mit Geist und Nerven führen kann, der muß danach streben, Muskel-Interessen in sich wachzurufen. Das ist wohl die Erklärung dafür, daß der Sport von den Europäern, nicht nur in Shanghai, sondern überhaupt in den Colonien, so eifrig, so übereifrig betrieben wird. Im Grunde wird der Sport hier zu einem Mittel, das man anwendet, um Europa zu vergessen.

So spielt denn in Shanghai alle Welt Lawn-tennis. Der reizende Country-Club, den die Engländer auf der Bubbling Well Road angelegt haben, enthält allein zwölf Tennis-Plätze. Nicht viel weniger gibt es auf dem Rennplatze, am Ende der Nanking-Road, und hier gehört zu jedem Platze ein besonderer Tennis-Klub; kürzlich hat sich auch einer aus deutschen Damen gebildet. Auf demselben Platze spielen die jungen Herren das Polo-Spiel und reiten dazu die chinesischen Ponys mit langen Mähnen und wilden Köpfen, die von den Mongolen in der Mandschurei aufgezogen werden. Auch sonst wird in Shanghai viel geritten. Ein Reitpferd kostet kaum mehr als ein Trambahn-Abonnement in einer unserer Städte. Jede bessere Familie hat zudem ihren eigenen Wagen, und in manchen Familien gibt es deren zwei, einen für den Herrn und einen für die Frau vom Hause.

Was den Haushalt anbelangt, so wird er, wie schon kurz erwähnt, von der chinesischen Dienerschaft besorgt. Die Hausfrau hat nur ganz allgemeine Direktiven zu geben, wie etwa der Minister für seine Beamten, welcher Vergleich deshalb am Platze ist, weil in den Ministerien bekanntlich alle wesentliche Arbeit von den Beamten gethan wird und nicht vom Minister. So wird der Haushalt im Wesentlichen von den chinesischen Dienern geführt. Je weniger die Hausfrau dreinredet, umso besser ist es. Es gibt einen Ehemann in Shanghai, der sehr glücklich mit seiner jungen Frau wäre, wenn diese nicht die Idee hätte, (welche Idee, wie es scheint, die Frauen überhaupt haben), daß einmal im Monat alle Möbel von der Stelle gerückt werden müssen. Sobald die Zeit des

Möbelrückens kommt, laufen sämmtliche chinesischen Diener fort, unter dem Vorwand, ihr Vater sei gestorben.

Die chinesischen Diener gewöhnen sich sehr an die Personen, die sie bedienen, und diese Gewohnheit sieht schließlich beinahe wie Treue aus. Im Allgemeinen sind sie ehrlich, und man kann sich auf sie verlassen. Es kommt höchst selten vor, daß sie ihren Herrn bestehlen. Dafür darf man sicher sein, daß sie bei den Einkäufen die Preise erhöhen, um einen kleinen Profit herauszuschlagen. Dagegen läßt sich kaum etwas thun, und es bleibt nichts übrig, als den Preisaufschlag in die Haushaltungskosten einzurechnen. Das ist aber nach chinesischer Anschauung beileibe kein Diebstahl, das ist „squeeze", und „squeeze" ist erlaubt. Der Chinese legt sich dies sehr logisch zurecht: Diebstahl heißt, Jemandem etwas wegnehmen. Wenn man aber einen eingekauften Gegenstand mit einem höheren Preise in Rechnung setzt, als der ist, den man dafür gezahlt hat, so nimmt man nichts weg. Eines Tages findet eine Hausfrau in Shanghai heraus, daß ihr chinesischer Boy ihr eine Flasche Wein zu hoch angerechnet hat; sie stellt ihn zur Rede. Der Chinese begreift nicht, daß er im Unrecht ist. „Ich kann aufschreiben, was ich will," sagt er, „es ist doch Eure Sache, zu wissen, wieviel eine Flasche Wein kostet!" Die chinesischen Diener leisten manchmal Wunder, und kein Auftrag scheint ihnen zu schwer. Um sechs Uhr Abends bekommt der chinesische Koch plötzlich Befehl, ein Nachtmahl für fünf Gäste herzurichten. Allsogleich macht er sich auf, geht zu den chinesischen Köchen in den Nachbarhäusern und borgt sich von dem Einen ein Stück Brateu aus, von dem Andern etwas Gemüse, von dem Dritten den Käse. Auch mit Geschirr wissen sich die chinesischen Diener von Haus zu Haus auszuhelfen; und so kann es vorkommen, und ist auch vorgekommen, daß eine Dame bei einer bekannten Familie zum Diner geladen ist und während des Essens auf einmal ihre eigenen Dessert-Teller wiedererkennt . . .

Das Shanghai von heute ist nur ein Anfang. Es liegt als große Stadt bereit und wartet auf die Entwicklung Chinas. Und die Zeit scheint nahe zu sein. Ueberall dringen jetzt die neuen Kräfte in das Land ein. China ist freilich bisher immer stärker gewesen, als alle neuen Kräfte, die von draußen kommen. Es ist nicht ausgemacht, daß die Eisenbahnen, die gegenwärtig allent-

halben gebaut werden, China moderniſiren müſſen; und es iſt möglich, daß in China ſogar die Eiſenbahnen chineſiſch werden. Aber viele Anzeichen deuten darauf hin, daß nach einem letzten großen Kampfe der Sieg doch endlich den neuen Kräften zufallen wird. Dann wird es mit Rieſenſchritten vorwärts gehen, dann werden Jahrzehnte nachholen, was Jahrtauſende verſäumt haben, und dann wird auch Shanghai eine Millionenſtadt werden, ein neues Chicago in einem neuen oſtaſiatiſchen Amerika.

XII. Beim Tao-tai Tsai von Shanghai.

Shanghai, 10. Juni.

Herr Tsai ist ein Mann von modernen Anschauungen. Er hat das vielleicht aus Madrid mitgebracht, wo er einige Jahre die Stelle eines Legations-Sekretärs bei der chinesischen Gesandtschaft versehen hat. Madrid ist zwar nicht gerade der Ort, wo der Geist des neunzehnten Jahrhunderts in ungeschwächter Kraft vorherrscht; aber gegenüber China bildet sogar Spanien immer noch einen Fortschritt. Herr Tsai ist also als eifriger Progessist aus Madrid zurückgekommen und erklärt sich für einen wahren Freund der Fremden, namentlich in seiner jetzigen Stellung als chinesischer Machthaber von Shanghai.

Rechtlich gehört nämlich Shanghai immer noch zu China, und die europäischen Niederlassungen sind nur „Konzessionen". Freilich würde es dem Tao-tai übel bekommen, wenn er in deren Verwaltung auch nur das Mindeste dreinreden wollte. Er muß sich im Allgemeinen darauf beschränken, seine Herrschaft über die Chinesen auszuüben, die seine Provinz bewohnen. Immerhin spielen europäische und chinesische Interessen oft ineinander, und die Europäer sind häufig auf den guten Willen des Tao-tai angewiesen. Da zeigt es sich aber, daß der Tao-tai Freund der Fremden ist nur bis zu dem Augenblicke, wo sie etwas von ihm haben wollen: Seine europäische Anschauungsweise hat hauptsächlich das Resultat, daß er auf das Genaueste den Werth jedes Zugeständnisses kennt, das die Europäer verlangen, und daß er sich sehr wohl hütet, damit herauszurücken. Dieser fortschrittlich gesinnte Beamte ist der bockbeinigste von Allen, die seit Langem

die Regierung von Peking in Shanghai vertreten haben, und mit Wehmuth gedenken die Vertreter der europäischen Mächte seiner stockchinesischen Vorgänger, mit denen sie viel leichter fertig geworden sind, als mit diesem Freunde der Fremden.

Der äußere Schliff aber ist stets tadellos. Der Tao-tai hält darauf, als Gentleman aufzutreten, der weiß, wie man in den Hauptstädten des westlichen Kontinents lebt. Während der Saison gibt er sogar hier und da einen Five-o'clock-tea, zu dem mit den Herren der europäischen Gesellschaft auch deren Damen eingeladen sind. Es erstaunt mich demnach nicht, daß ich auf mein Audienz-Gesuch die Antwort in Gestalt einer schön lithographirten Karte bekomme, die besagt:

„Mr. Tsai, Tao-tai of Shanghai, will be happy, to receive Mr. (folgt der Name) at 63. Bubbling Well Road on thursday, 9th june, at 5½ p. m."

Die Bubbling Well Road ist so ungefähr die Avenue du Bois de Boulogne von Shanghai; sie führt durch Bäume und durch Grün aus der Stadt heraus, und hier liegen, von Gärten umgeben, die Landhäuser der reichen Europäer. In diesem vornehmen Villen-Viertel hat der Tao-tai seine Residenz aufgeschlagen. Er besitzt zwar auch ein Amtsgebäude in der Chinesenstadt und erscheint da gelegentlich mitten unter seinen Unterthanen, bleibt aber niemals länger dort, als unbedingt nöthig ist, und sobald seine Amtsgeschäfte beendigt sind, müssen die Pferde seiner Equipage laufen, was sie laufen können, um ihn aus dem Schmutz und dem Menschengewimmel des Eingeborenen-Viertels in das Baumgrün und die vornehme Abgeschiedenheit von Bubbling Well Road zurückzuführen.

Die Residenz des Tao-tai liegt gerade gegenüber dem englischen Country-Club. Am Eingang des Gartens stehen rechts und links zwei chinesische Schilderhäuser. Mein Wagen fährt ein, und die Soldaten treten heraus und machen Honneur. Es ist Audienztag; darum halten im Innern des Gartens mehrere Equipagen. Das Gebäude, das der Tao-tai bewohnt, gleicht weniger einem Yamen, als einem Landhause — einem schmucken, mehrstöckigen Landhause im Schweizer Styl mit Holz-Balkonen, die an jedem Stockwerk entlang laufen. Draußen lehnen allerdings die Stangen mit den rothen Tafeln, auf denen mit goldenen Buchstaben alle Titel und Ver-

dienste des Tao-tai geschrieben stehen, und geben kund, daß man es doch mit einem Yamen zu thun hat.

Ich steige die drei breiten Stufen hinauf, die in das weite Vestibül führen. Ein Mandarin kommt mir entgegen — ein Mandarin in voller Amtstracht, gekleidet in ein langes Gewand aus prachtvoller rothbrauner Seide („flohfarben" ist, glaube ich, der technische Ausdruck), das Haupt bedeckt mit dem chinesischen Sommer-Amtshut, der einem umgekehrten, etwas flachen Trichter gleicht und auf dem ein rother Roßhaarbusch nicht steht, sondern liegt. Das ist der erste Sekretär des Tao-tai, der als Dolmetscher bei der Unterredung fungiren soll. Er begrüßt mich mit einem cordialen: „Bonjour, Monsieur! Comment allez-vous?", drückt mir nach europäischer Art die Hand und führt mich zur Linken in das Wartezimmer. Der Tao-tai hat einen englischen Herrn und eine englische Dame zu Besuch.

„Il sera à vous tout -à- l'heure!"

Was in dem Palais des Tao-tai vor Allem auffällt, ist die tadellose Sauberkeit, die überall herrscht. Das ist ein ungewohnter Luxus in einem Lande, wo selbst die höchsten Beamten in fürchterlichen Schmutzhöhlen hausen. Das Wartezimmer hat eine schöne chinesische Einrichtung. Rings an den Wänden ziehen sich die breiten chinesischen Stühle mit den kleinen Tischen dazwischen entlang. Die Möbel sind aus Schwarzholz von Canton, mit Perlmutter incrustirt. Als die Prachtstücke der Einrichtung erscheinen zwei große Stehspiegel, die im Hintergrunde des Zimmers einander gegenüber aufgestellt sind; ihr Rahmen ist gleichfalls aus Black-wood gearbeitet, und Blumenmuster aus Perlmutter sind in das Holz eingelegt. Vor jedem Stuhl steht auf der Erde eine niedrige Vase aus blau-weißem chinesischem Porzellan, die als Spucknapf dient. Die weißgetünchten Wände sind mit länglichen Hänge-Bildern (Kakemonos) bedeckt. Die Bilder sind alle auf glänzendes Goldpapier gemalt. An der einen Wand hängen lauter Vögel- und Blumenstücke, an der Wand gegenüber bestehen die Bilder nur aus chinesischen Schriftzeichen, die auf den Goldgrund hingepinselt sind und die wahrscheinlich Weisheitssprüche oder Stellen aus den Klassikern bedeuten. Im Hintergrund des Zimmers ist eine Estrade. Zwei werthvolle chinesische Vasen stehen dort, und an erhöhter Stelle

wird unter einem Glaskasten ein chinesisches Scepter aufbewahrt, das kunstreich aus edlem Stein geschnitzt ist. Mitten in die chinesische Einrichtung hinein hängen zwei gußeiserne Gasarme mit Milchglas-Glocken. Auch fehlt natürlich nicht die unvermeidliche europäische Uhr, eine recht gewöhnliche schwarze Pendule, von jener Art, die man in Frankreich auf den Kaminen kleiner Provinz-Hotels findet.

Der Vorhang an der Thür geräth in Wallung. Der Mandarin mit dem rothbraunen Seidengewand und dem Trichterhut tritt ein, gefolgt von einem zweiten Mandarin mit dem gleichen rothbraunen Seidengewande und dem gleichen Trichterhut sammt Roßhaar-Busch.

„C'est le Tao-tai," erläuterte derjenige von Beiden, der nicht der Tao-tai ist.

Auch Herr Tsai begrüßt mich nicht mit dem chinesischen Schütteln seiner eigenen Hand, sondern mit einem kräftigen Druck der meinigen. Es ist unmöglich, mehr Europäer zu sein. Kein Zweifel, daß die abendländische Kultur, wenn sie jemals einer Unterstützung in China bedarf, auf Herrn Tsai rechnen kann. Der Tao-tai von Shanghai ist ein runder und fetter Mandarin, mit feistem, rothem, bartlosem Prälatengesicht, wulstigen Lippen und kleinen, falschen Augen, die immer zur Seite blicken. Auf seinem Hut trägt er den runden Achat-Knopf, der das Zeichen seiner Würde bildet. Fast sein ganzer Daumen ist von einem wundervollen Onyx-Ring bedeckt. Das Seidengewand wird in der Mitte durch einen Gürtel zusammengehalten, auf dessen breiter Schnalle die Edelsteine funkeln. Herr Tsai spricht mit lauter Stimme, kommt aus dem Lächeln nicht heraus und strömt über vor Liebenswürdigkeit.

Wir lassen uns auf den Stühlen an der Wand nieder, und sofort erscheinen die Diener, die gleichfalls in großer Uniform einhergehen und unter denen sich einige Riesengestalten befinden, und bringen die Theetassen, die mit Porzellanschalen zugedeckt sind.

Ich bitte den Dolmetscher, Seiner Excellenz für den freundlichen Empfang zu danken. Der Dolmetscher begreift nicht ohne Schwierigkeiten. Dieser vortreffliche Mann kommt mit derjenigen Hälfte seiner Aufgabe, die in der Beherrschung des Französischen

besteht, nur unvollkommen zurecht, dafür spricht er allerdings fließend chinesisch.

„Es freut mich umsomehr, von Seiner Excellenz empfangen worden zu sein," fahre ich fort, „als ich weiß, daß der Tao-tai Tsai unter den hohen chinesischen Beamten einer der wirklich modernen ist."

Der Dolmetscher überträgt, der Tao-tai scheint befriedigt und springt dann plötzlich auf, als sei ein Stichwort gefallen.

„Hier ist es chinesisch," sagt er. „Kommen Sie weiter!"

Modern! Er wird mir zeigen, was ein moderner Tao-tai ist!

Herr Tsai geht voran und zeigt den Weg. Wir durchschreiten das Vestibül und dann den mit Holz gedielten inneren Hof, der von Gebäuden umstanden ist, um die in allen Stockwerken hölzerne Gallerien laufen. Rechts hinten im Hofe, zu ebener Erde, liegt die Privatwohnung des Tao-tai. Der Dekorationswechsel ist plötzlich und überraschend. Wir sind in einem großen Salon, worin sich auch nicht ein einziges chinesisches Einrichtungsstück befindet. Elegante Fauteuils und Divans mit hellen Liberty-Bezügen stehen überall herum. An den Wänden hängen englische Stahlstiche nach Bildern von bekannten Thiermalern, Schafherden oder weidende Rinder darstellend. Lampen auf hohen gußeisernen Ständern, die bekannten „Salon-Leuchtthürme", ragen zwischen den Möbeln auf. Nichts ist chinesisch in dem Raume, als eben die beiden Mandarine, der Tao-tai und der Dolmetsch; und es ist seltsam, wie sie da in den Liberty-Fauteuils sitzen, mit ihren Trichter-Hüten und Federbüschen, und sich als elegante Europäer vorkommen.

Und nun fliegen von allen Seiten die Diener herbei. Einer bringt uns die gedeckten Theetassen aus dem Wartezimmer nach. Dieser Thee ist aber nur der Form wegen da und zählt nicht mit. Ein anderer Diener servirt neuen Thee in offenen Porzellantassen und ein dritter reicht dazu Zucker und Milch herum. Thee mit Zucker und Milch in einem chinesischen Hause! Das ist schon keine fortschrittliche Entwickelung mehr, das ist ganz einfach Revolution. Ein Diener bringt Kuchen herbei, ein anderer erscheint mit einem silbernen Tablett, auf dem Manila-Cigarren und egyptische Cigaretten liegen. Es ist sogar noch eine besondere Aufmerksamkeit dabei. Da wir französisch sprechen, hat der Tao-tai auch französische Cigaretten beifügen lassen — niederträchtige Caporal-Cigaretten, die man in Paris

nicht in die Hand nehmen würde, die man sich aber hier wohl oder übel anstecken muß, da Seine Excellenz ganz besonders mit dem Finger darauf hindeutet. Man weiß gar nicht, wo man zuerst hingreifen soll. Wenn man nun endlich sich von Allem etwas vorgelegt hat, wird von einem sechsten Diener abermals ein silbernes Tablett aufgetragen, auf dem drei Glaskelche von viel versprechenden Formen blinken. Und richtig, ein Pfropfen knallt (ganz so wie in Europa), und die drei Gläser füllen sich mit schäumendem Champagner. Das ist entscheidend. Und es wäre verstockte Verblendung, noch mehr, es wäre schwärzester Undank, wenn man angesichts dieses Champagners auch nur einen Augenblick bezweifeln wollte, daß der Tao-tai Tsai der modernste aller Mandarine ist.

Wir beginnen unser Gespräch. Die Eisenbahnen sind auf der Tagesordnung; ich frage also zunächst nach den Eisenbahnen. Seine Excellenz hat das „chemin de fer" herausgehört, das ihm noch von Madrid in Erinnerung sein dürfte, begrüßt es mit Kopfnicken, und der Achat-Knopf auf seinem Haupte geräth in eine anhaltende Bewegung. Schon daraus kann man schließen, daß Seine Excellenz sich sympathisch zu den Eisenbahnen stellt.

„Eisenbahnen werden jetzt überall gebaut werden," läßt er mir sagen, „sie müssen bald durch ganz China gehen."

„Wird sie die chinesische Regierung selbst bauen?"

„Gewiß, die chinesische Regierung wird selbst alle Eisenbahnen herstellen, die nöthig sind."

„Aber zur Herstellung von Eisenbahnen braucht man Geld. Hat die chinesische Regierung welches?"

„Die chinesische Regierung wird sich das nöthige Geld vom Auslande geben lassen," erwidert ohne Zögern der Tao-tai.

Ich denke mir, daß das gar nicht so dumm ist, sage es aber nicht laut, sondern bemerke nur, daß ich hoffe, auch Deutschland werde seinen Theil bei den projektirten Eisenbahnen haben, wenn schon überhaupt das Ausland zur Mitwirkung herangezogen werden solle.

Der Tao-tai will meine Hoffnungen nicht zerstören, ist jedoch wohl der Ansicht, daß zu positive Aussagen vom Uebel seien. Er faßt daher seine Antwort möglichst allgemein ab.

„Alles Weitere wird sich finden," erklärt er, und wohlwollend fügt er hinzu: „Lassen Sie uns nur erst das Geld haben."

„Die Eisenbahnen bringen den Fortschritt ins Land," fahre ich fort. „Wenn China Eisenbahnen baut, wird es sich auch zu anderen Reformen entschließen müssen."

Der Tao-tai hat wieder verstanden, daß es sich um Reformen handelt und fällt mir in die Rede mit einem energischen „Beaucoup, beaucoup!"

„Viele Reformen also? Am Ende wird es gar mit China gehen, wie es mit Japan gegangen ist, das sich über Nacht in ein Land mit europäischer Organisation verwandelt hat?"

„Es kann gegenwärtig gar nicht rasch genug in China gehen," versichert der Tao-tai. „Wir haben eine mächtige Partei im Lande, die mit Unruhen droht, wenn nicht bald Reformen durchgeführt werden."

„Und was wird zuerst reformirt werden?"

„Die dringendste Reform ist die militärische. Wir müssen eine kriegstüchtige Armee bekommen."

„So denkt also China daran, Krieg zu führen?"

Der Tao-tai erschöpft die ganze Fülle seines Wortschatzes, um gegen diese Annahme zu protestiren. Er ergeht sich in langen chinesischen Ausführungen. Der Dolmetscher macht sich die Sache bequem und übersetzt nur immer, daß der Tao-tai betheure, China wolle keinen Krieg. In den Provinzen freilich seien die Geister manchmal etwas unruhig, und namentlich den Japanern könne man ihren Ueberfall nicht vergessen. Aber die chinesische Regierung sei friedlich gesinnt, durchaus friedlich.

„Dann kann ich wohl annehmen, daß auch die Beziehungen zwischen China und Deutschland freundschaftliche sind ....."

„Trotz der Affaire von Kiautschou" ergänzt lächelnd der Dolmetscher, der ahnt, worauf ich hinaus will. Der Tao-tai läßt sich das vorübersetzen und sinnt auf eine diplomatische Antwort. Endlich fällt ihm das Richtige ein.

„Deutschland hat gut daran gethan, Kiautschou zu besetzen," sagt er, „sonst hätten es die Russen genommen."

Es scheint, daß Seine Excellenz den Russen nicht besonders grün ist. Versuchen wir es denn ein wenig mit den Russen! Ich

lege also dar, daß die Deutschen kein Eroberer-Volk sind. Deutschland hat eine Station für seine Flotte gebraucht, und damit ist es zufrieden. Die Russen aber haben ganz kaltblütig die ganze Mandschurei eingesteckt. Wie kommt es, daß man in Peking den Russen so viel gewährt?

Der Tao-tai hört zu, und seine schlauen Aeuglein funkeln. Er möchte offenbar gern etwas sagen, aber kompromittiren will er sich schließlich auch nicht. So antwortet er ausweichend:

„Die Kaiserin Mutter will mit aller Welt in Frieden leben, und darum bewilligt sie Alles, was von ihr verlangt wird."

Das mögen sich die Diplomaten merken, die etwas in Peking zu fordern haben.

Der Tao-tai wünscht mir noch einige Aufschlüsse über die auswärtige Politik zu geben und läßt mir noch mittheilen: „Mit England leben wir in bester Freundschaft."

Während des Gespräches fahren immerfort neue Wagen im Hofe an, die Diener bringen Visitkarten auf Visitkarten, der Tao-tai muß alle Augenblicke hinauslaufen, um Gäste zu empfangen, wobei er sich vorher jedesmal den Mund rasch voll Kuchen stopft. Dann kommt er wieder zu mir und setzt sich nieder. Ich sage, daß ich nicht stören möchte, und greife nach dem Champagnerglase zum Zeichen, daß ich aufzubrechen wünsche. Eigentlich hätte ich nach der Theetasse greifen müssen. Aber dann hätte ich nicht mehr Zeit gehabt, den Champagner zu trinken. Es ist echte französische Marke, und unter diesen Umständen ist es jedenfalls besser, daß der Thee stehen bleibt.

Der Tao-tai hält mich zurück. Er ist immer noch in Sorge, ich könnte seine Bemerkung über die Armee-Reform mißverstanden haben und China für ein kriegslustiges Land halten. Er möchte mir die Sache philosophisch klar legen und redet in den Dolmetscher hinein, der aber leider wenig Sinn für Philosophie zu haben scheint. Ich erfahre auf diese Weise nur, daß nach der Ansicht des Tao-tai alle Völker am Besten daran thäten, unter einander im Frieden zu leben. Ich sage, daß ich ganz derselben Meinung bin. Der Tao-tai drückt mir warm die Hand, begleitet mich zum Ausgang und sagt, es freue ihn, mich kennen gelernt zu haben. An der Thür fällt ihm

noch etwas ein. Er vertraut es dem Dolmetscher an, und dieser übermittelt es mir:

„Der Krieg ist verwerflich," sagt der Tao-tai, „denn durch ihn gehen viele Menschen zu Grunde; und die Menschen wollen doch lieber am Leben bleiben, als sterben."

Der gute Tao-tai hat Recht. Leben ist besser als Sterben, und darum ist unter allen Umständen Friede besser als Krieg. „Lieber ein lebendiger Hund, als ein todter Löwe," hat Heine geschrieben. Den Worten des Tao-tai liegt derselbe Gedanke zu Grunde, und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Chinese ein Weltweiser ist.

XIII. Chinesisches Nachtleben.

Shanghai, 27. Juni.

(Opiumkneipe. — Theehaus. — Café-Concert. — Theater.)

In der Dämmerstunde füllt sich die Opiumkneipe. Das ist eine günstige Zeit, um in's Traumland zu reisen. Später beim Aufwachen ist es Nacht. Wenn der Opiumrausch verflogen ist, schützt wenigstens noch das Dunkel vor der Wirklichkeit. Am nächsten Morgen wird sich's zeigen, daß der alte Jammer unverändert weiterbesteht und daß es nichts nützt, ihm entfliehen zu wollen. Einstweilen aber ist es durchaus nicht nöthig, daran zu glauben, und auch die Reue hat Zeit, bis das Tageslicht zur Erkenntniß zwingt.

Ein schmaler Eingang führt von der Straße in's Haus. Wenn man nicht besonders aufmerksam gemacht wird, geht man daran vorüber, und selbst Diejenigen, die schon dort waren, haben Mühe, den Ort wiederzufinden. Man kommt in einen großen Vorhof. Es ist wie der Vorhof eines Tempels, und der Eindruck wird noch durch die vielen Lichter verstärkt, die aus dem Innern herausschimmern. Im Hofe sind zu beiden Seiten des Weges Verkaufsstände aufgeschlagen. Opiumpfeifen werden da feilgeboten, schöne neue Pfeifen aus Schwarzholz mit zinnernem Kopf und auch aus Elfenbein mit eingebrannten Bildern. Ferner werden Kleider und Schmucksachen verkauft, und ein Colportage-Buchhändler legt seine Broschüren aus.

Die Kneipe nimmt hinten das ganze Haus ein. Im Hofe ist es noch frisch unter dem freien Abendhimmel, an dem die ersten Sterne glitzern. Drinnen herrscht eine schwere, dumpfe Luft, obgleich alle Fenster und Thüren geöffnet sind. Ein dünner Rauch erfüllt den Raum, und die Gasflammen, die über-

all angezündet sind, strömen Hitze aus. Die Decke ist hoch, die Wände sind geschwärzt, und überall liegt der Schmutz, der mit dem chinesischen Leben unzertrennlich verbunden ist. Darum sieht das Haus, das vielleicht erst wenige Jahre steht, sehr alt aus. Der Eindruck ist nicht viel anders, als wenn man bei uns in eine bejahrte, gern besuchte Kneipe kommt. Das Lokal ist dicht gefüllt, und in der Qualm-Atmosphäre steigt der Lärm von vielen lauten Gesprächen auf. Man kommt sich ganz wie im Wirthshaus vor; wenn man nicht wüßte, daß alle Leute Opium rauchen, könnte man auch glauben, sie seien hierher gekommen, um Bier zu trinken.

Gleich am Eingang zur Linken ist ein Ladentisch. Das soll wohl eine Art Bar bedeuten. In einem Gestell hängen einige Flaschen Brause-Limonade. Hinter dem Ladentisch stehen auf der Erde mächtige thönerne Amphoren. Das ist sozusagen der Opium-keller. Die Amphoren sind mit Wasser gefüllt, und in dem Wasser wird das Opium aufbewahrt. An die Raucher wird es in ganz kleinen Maßen verkauft, die aus Horn gefertigt sind und die Form von Fäßchen haben, ungefähr von der Höhe des Daumens. Eine Anzahl Fäßchen sind abgefüllt und in einem Schränkchen zu Reihen geordnet; sie sind voll bis zum Rande, und ehe der Deckel darauf kommt, wird die glänzende braune Masse glattgestrichen. Solch' ein Fäßchen kostet vierzig Cents. Das ist so viel und auch mehr als mancher chinesische Tagesverdienst. Im Preise des Opiums ist die Miethe eines Platzes zum Rauchen und zum Schlafen inbe-griffen. Thee wird natürlich auch servirt; das versteht sich überall von selbst. Thee ist die Gratis-Zugabe zu Allem, und man könnte glauben, daß er in China überhaupt nichts koste.

Im Erdgeschoß hält sich das gewöhnliche Volk auf. Das bessere Publikum raucht im ersten Stock. Nach oben führt eine Treppe, die reich mit Messing-Ornamenten verziert ist. In jede Stufe ist ein Messing-Fisch eingelassen. Das würde hübsch aussehen, wenn es nicht gar so schmutzig wäre. Oben ist wieder ein kleiner Ladentisch mit den zierlichen Horn-Fäßchen und mit einer großen Schüssel, in der die Pfeifen gereinigt werden. Von dieser Schüssel geht ein Geruch aus, der sich noch eine besondere Geltung zu schaffen weiß unter allen den sonstigen Düften, die in der Luft schweben und die keinen Parfums gleichen.

Der erste Stock ist in zahlreiche kleine Gemächer geschieden, die rund um die Treppe vertheilt sind. Alle Thüren stehen offen, und man geht im Kreise herum, von einem Gemach in das andere. An der Wand sind niedrige Bühnen, immer drei oder vier nebeneinander, jede kaum so hoch wie ein Stuhl und etwa so breit wie ein Tisch. Sie bilden kleine Nischen, sind aus Schwarzholz und haben geschnitzte Füße und geschnitzte Seitenrahmen. Hinten an der Wand erhebt sich eine Art Lehne mit einem Mittelstück aus bunten Steinen oder Mosaikbildern. In manchen Zimmern ist das Mittelstück einfach ein Spiegel. Die Chinesen lieben die Spiegel und betrachten sie als Haupterforderniß für eine luxuriöse Ausstattung. Diese Schwarzholz-Bühnen sind die Ruhebetten für die Opiumraucher. Dort liegen sie mit an den Leib gezogenen Beinen; denn es ist nicht Platz genug da, um die Füße ganz auszustrecken. Zumeist sind Zwei beisammen; der Eine liegt auf der linken Seite, der Andere auf der rechten, der Eine raucht und der Andere unterhält den Raucher.

Man geht eben nicht wegen des Opiums allein her, das man ja schließlich auch zu Hause haben könnte, sondern wegen der Gesellschaft. Auch wir setzen uns ja nicht einsam im Zimmer zum Schoppen nieder, und das Bier hat den rechten Wohlgeschmack erst, wenn das Trinken von erbaulichen Gesprächen begleitet wird. Die Chinesen gar können nicht leben, wenn sie nicht schwatzen können. Die Unterhaltungen werden immer mit lautester Stimme geführt, und manchmal schreien sie so auf der Straße, daß man glaubt, ein wilder Streit sei im Gange. Dabei schreiten sie aber brüderlich einher, die Arme zärtlich um die Schultern geschlungen, wie das so ihre Gewohnheit ist. Auch dem Opium muß das Gespräch seine Würze verleihen. Es gibt Opium-Stammtische, wo Vier oder Fünf auf einer Estrade beieinander hocken und wahrscheinlich über die Welt-Ereignisse verhandeln. Wenn der Raucher keinen Freund mit sich hat, so läßt er sich ein Mädchen rufen; sie soll sich nur zu ihm setzen und ihm mit ihrem Geplauder die Zeit vertreiben, bis er einschläft. Im Erdgeschoß halten sich ein paar kleine Dirnen bereit; sie haben Gesichter wie die Hündchen und tragen die üblichen männlichen Anzüge, schwarzen Kittel ohne Taillen-Einschnitt und breite schwarze Hosen. Denn die Chinesinnen,

selbst die Courtisanen, sind bestrebt, ihre Körperformen so wenig als möglich hervortreten zu lassen.

Auf allen Lagerstätten brennen die Spiritus-Lampen, an denen das Opium zum Rauchen fertiggestellt wird. Die Vorbereitungen sind lang; aber das bildet wohl einen Reiz mehr, sich durch kunstgerechte Handhabungen allmählich den Genuß zugänglich zu machen. Mit einer langen Nadel wird dem Horn-Fäßchen ein Tropfen Opium entnommen. Die Nadel wird in die Flamme gehalten, das Opium an der Spitze zischt auf, bildet Blasen und wird dann eine weiche, zähe Masse, ähnlich dem Siegellack. Der Raucher knetet es mit den Fingern um die Nadelspitze herum, taucht die Nadel dann wieder in das Fäßchen, hält sie wieder in's Feuer, knetet wieder und thut das Alles so oft, bis sich eine kleine Opium-Pille gebildet hat. Dann nimmt er die Pfeife zur Hand. Die Pfeife gleicht an Größe und Form einer Klarinette; sie hat oben einfach ein Loch, besitzt kein Mundstück, und der Pfeifenkopf, der demjenigen der türkischen Pfeifen ähnelt, ist nicht am unteren Ende angesetzt, sondern an der Seite. Die Pille wird in den Pfeifenkopf gesteckt und mit den Fingern festgedrückt; dann wird sie mit der Nadel durchstochen, damit sie Luft bekomme; und jetzt endlich führt der Raucher die Pfeife an den Mund, hält die Pille in die Spiritus-Flamme, thut die ersten Züge und bläst einen dünnen, bläulichen Rauch vor sich hin. Alle Vorarbeiten werden im Liegen ausgeführt, dann wird ein brauner Lederklotz unter den Kopf geschoben, und nun können Schlaf und Träume kommen.

Kommen die Träume wirklich? Oder handelt es sich bei alledem nur um Schlafen und Vergessen? So viele Leute man darüber fragt, so viele verschiedene Ansichten kann man hören. Von den Chinesen selbst ist keine Auskunft zu bekommen. Mit jedem Laster ist eine gewisse Scham verbunden, die es verbietet, Anderen Mittheilung zu machen über die Reize, die in dem Laster zu finden sind. Manche schlafen überhaupt nicht ein; sie rauchen fünf, sechs Pfeifen, stehen dann auf und gehen nach Hause. Je länger Einer schon raucht, umso mehr Pfeifen braucht er zur Herbeiführung der Betäubung. In den Opium-Kneipen sieht man nur sehr wenig Schlummernde. Die Meisten liegen oder kauern

auf den Ruhebetten, trinken Thee und plaudern. Einige Schläfer sehen aus wie die Leichen. Das Gesicht ist fahl, die Wangen sind eingefallen, der Mund ist halb offen, unter der Oberlippe kommen die Zähne hervor. Andere schlummern behaglich und haben einen Schimmer von Wollust auf dem Antlitz. Für die Einen ist also wohl der Rausch mit allerlei Sinnenreizen verbunden, die Andern finden vielleicht einen Genuß einfach darin, daß sie zu leben aufhören, daß sie ein wenig todt sein können, und es ist nicht unmöglich, daß in dieser Weise der Tod wirklich ein Genuß ist, wenn man eben nur die Sicherheit hat, hinterher wieder zu erwachen. Durchaus nicht alle Chinesen rauchen Opium. Diejenigen, welche nicht rauchen, sehen auf die Raucher mit einem Gefühl der Verachtung herab, das der Empfindung nahekommt, die man bei uns für Gewohnheits-Trunkenbolde hat. Europäer entschließen sich selten, einen Versuch zu machen. Sie setzen voraus, daß kein Genuß dabei zu finden ist; ist aber wirklich einer dabei, so ist es besser, daß man davon nichts weiß. Unter den Europäern, welche gekostet haben, gibt es Einige, die versichern, sie hätten nicht das Mindeste gefühlt; Andere sagen, sie hätten einen schrecklichen Katzenjammer gehabt; Andere, ganz Wenige, erklären, es sei paradiesisch gewesen. Der Katzenjammer scheint der Wahrheit näher zu kommen, als das Paradies. . . . .

Die Foochow-Road ist in Shanghai die Straße, wo die chinesischen Vergnügungslokale vereinigt sind. Dort ist Alles zu finden, was das chinesische Herz begehrt, — Opium, Musik, Theater, Frauen. Die Foochow-Road ist in ganz China berühmt, etwa wie in Deutschland die Hamburger Vergnügungs-Vorstadt St. Pauli oder der Wiener Wurstlprater. Von weit her kommen die Chinesen, um die Courtisanen kennen zu lernen, die in der Foochow-Road wohnen. Diese vornehmen chinesischen Demimondaines bekommt ein Europäer niemals zu Gesicht. Jede der Damen würde ihren Ruf unheilbar schädigen und die ganze reiche chinesische Kundschaft verlieren, wenn sie sich mit so einem Hergelaufenen aus Europa kompromittirte. Es soll ihrer nicht weniger als fünfzig in der Foochow-Road geben, ein ganzes Quartier Marboeuf. Sie haben da prächtige Wohnungen inne, und an der Schwelle wacht mit Argus-Augen eine strenge Alte. Nichts deutet in der Straße auf

die Anwesenheit dieser geheimnißvollen Schönen hin. Und doch ist kein Zweifel, daß sie da sind. Manchmal rollt durch das wimmelnde Volk eine Equipage mit Gummirädern. Der chinesische Kutscher sitzt auf dem Bock, der chinesische Leibjäger steht hinter dem Schlage. Der Laternenschein fällt in den Wagen und zeigt einen Chinesen mit gewaltiger Hornbrille, der im Innern auf der blauseidenen Bank hockt. Das Gespann hält, und der Mann mit der Hornbrille verschwindet in einem Hausthore, das klein und armselig aussieht. Es läßt sich annehmen, daß hinter diesem Thore mehr zu finden ist, als das Thor verspricht, und daß die Straße also doch abseits von dem Wirthshaus-Lärm, der sie erfüllt, in ihren Häusern höhere Wonnen birgt, von denen Derjenige nichts ahnt, der unten vorübergeht.

Zur Linken und zur Rechten steht Theehaus an Theehaus. In den Erdgeschossen sind die Geschäfte geöffnet. Ueberall in China müssen Häuser und Läden mit Sonnenuntergang geschlossen werden, zur selben Stunde, zu der die Sperrung der Stadtthore erfolgt. Hier aber wird die ganze Nacht verkauft. Die Magazine sind hell erleuchtet. Es gibt chinesischen Wein in weitbauchigen Amphoren, Fächer, Opiumpfeifen, Kleidungsstücke. In einem Laden hält ein redegewandter Commis öffentliche Auktion von alten Kleidern ab, entfaltet jedes Stück, läßt es von allen Seiten im Lichte schillern, rühmt seine Vorzüge und schlägt es dem Meistbietenden zu. In der Straße wimmelt das bezopfte Volk durcheinander, rührt die Fächer und schwatzt. Viele tragen weiße Obergewänder, wegen der Sommerhitze. Alle paar Schritte stehen Polizeiposten, indische Sikhs und chinesische Schutzleute. Die Foochow-Road ist eine unruhige Gegend. Wo das Volk sich amüsirt, bekommt die Polizei zu thun. Jeden Augenblick wird das Gedränge durch zwei Kulis getheilt, die eine Sänfte auf den Schultern tragen. Die dünnen Mattenvorhänge sind herabgelassen,; aus dem Dunkel, das im Innern der Sänfte herrscht, taucht schattenhaft ein Mädchen auf, und daneben ragt der Hals einer Mandoline. Die Sängerinnen ziehen in diesen Sänften von Theehaus zu Theehaus. „Sing-song-girls“ heißen sie im Pidjen-Englisch.

„Sing-song“ bedeutet zunächst den Gesang, und da im Theater auch gesungen wird, wird es zugleich für Alles gebraucht, was zum

Theater gehört. Das Pidjen-Englisch verfügt wohl kaum über tausend Worte, kann sich daher auf Nuancen nicht einlassen. Wenn für einen Begriff einmal ein Wort gefunden ist, wird damit Alles bezeichnet, was auch nur eine ganz entfernte Beziehung zu diesem Begriff hat. Das Pidjen-Englisch ist die Sprache der unerhörten Verallgemeinerungen. „Sing-song-house" also heißt das Theater, selbst wenn nicht im Mindesten darin gesungen wird. Nun fahre ich eines Tages durch Shanghai und suche das Museum. Shanghai hat nämlich eine Museum-Road, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß es unmöglich ist, in ihr das Museum zu finden, nach dem sie benannt ist. Ich sage dem Rickscha-Kuli Alles, was man einem Kuli sagen kann, um ihm begreiflich zu machen, daß man ein Museum sucht. Er schüttelt lange den Kopf. Plötzlich scheint ihm ein Licht aufzugehen. Er sagt „Sing-song!" und hält vor einem Hause still, in dem sich ein Zimmer mit ausgestopften Thieren befindet, welches das Museum von Shanghai vorstellt. Weil man in ein Theater geht, um etwas zu sehen, so heißt „sing-song" dann auch gleich Alles, was es irgendwo zu sehen gibt. Eine Bildergallerie, die doch gewiß nicht gesanglichen Zwecken dient, würde sonach auch unter den Begriff „sing-song" fallen, und es scheint, daß „sing-song" im Pidjen-Englisch die bildenden Künste überhaupt bezeichnet.

In der Foochow-Road freilich hört man nur chinesisch. Rings ist man vom Klange dieser seltsamen Sprache umgeben. Sie ist nicht wohllautend, obwohl sie großen Reichthum an Vokalen besitzt. Wir schließen jeden Satz mit einer tieferen Note, der Chinese geht am Ende des Satzes mit der Stimme oft in die Höhe, und das ergibt einen eigenthümlichen singenden Tonfall. Der hohe und tiefe Ton haben überhaupt große Bedeutung im chinesischen Idiom. Das gleiche Wort bekommt einen ganz verschiedenen Sinn, je nachdem es die Tonleiter aufwärts oder abwärts ausgesprochen wird.

Die Theehäuser der Foochow-Road sind große Etablissements. Jedes nimmt ein ganzes Gebäude bis zur vierten Etage ein. Es gibt in China mehrstöckige Thee-Paläste, wie es bei uns mehrstöckige Bier-Paläste gibt. Diese chinesischen Riesenrestaurants sind zwar ganz aus Holz gebaut, und man könnte leicht so einen Palast errichten, aber der Grund und Boden in der Foochow-Road ist kaum noch zu bezahlen. Gegenwärtig werden bis zu 1800 Taels

für den Hektar verlangt. Viele von den Theehäusern gehören Europäern, oder Europäer sind wenigstens am Gewinn betheiligt, den diese vorzüglich gehenden Wirthsgeschäfte abwerfen.

In der Anlage ist mit dem Raum nicht gespart, trotzdem er so theuer ist. Von der Straße führt ein kurzer Gang in einen weiten Hof, um den das ganze Haus herumgebaut scheint. In allen Stockwerken gehen Gallerien an den Hofseiten entlang. An den Ecken, bis zum Dach hinauf, hängen große rothe Papierlaternen. Dieser Hof mit seinen offenen Gallerien und seinen rothen Laternen hat ein echt orientalisches Gepräge. Das Haus ist von Leben erfüllt. Trepp-auf, treppab wogt der Schwarm, und das ganze Gebäude schwankt und bebt unaufhörlich unter den tausenden von Tritten.

Die Räume sind voll bis auf den letzten Platz. Opiumraucher liegen längs der Wände. An den Tischen sitzen die Leute zusammen, trinken Thee und disputiren. Ein Friseur hat einen Chinesen in der Arbeit, löst ihm den Zopf auf, so daß das Haar bis auf den Boden herabfällt, und taucht ihm den Kopf in eine Schüssel, die in einem Gestell vor dem Stuhl des Kunden bereit gehalten wird. Die Wände sind mit schmalen, langen Papier-Affichen bedeckt, auf denen farbige Buchstaben gedruckt sind. Die längliche Form dieser Anschläge, ebenso wie diejenige der chinesischen Firmenschilder auf der Straße, erklärt sich ganz einfach aus dem Umstande, daß die Chinesen nicht seitwärts, sondern von oben nach unten schreiben. Wenn auf dem chinesischen Theater Jemandem ein Brief überreicht wird, so bewegt der Schauspieler, um die Geste des Lesens zu machen, den Kopf nicht von links nach rechts, wie auf unseren Bühnen, sondern nach abwärts. Die im Theehaus an der Wand hängenden Papiere enthalten Stellen aus den Klassikern und moralische Sprüche. Auch bei uns hängt ja allerlei Wirthshauspoesie an den Wänden der Kneipen, und gedruckte Tafeln verkünden, daß, wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, ein Narr bleibt sein Leben lang, und ähnliche sinnreiche Lebensregeln. Der chinesische Wirth schmückt seine Wände mit dem Lobe der Enthaltsamkeit und verkauft dann seinen Gästen möglichst viel Opium. In einem Cabinet particulier ist eine Gesellschaft eben mit dem Abendessen fertig. Der Tisch ist bedeckt mit all jenen Näpfchen, Täßchen und Schüsselchen, in denen die unzähligen Gänge eines chinesischen Diners aufgetragen werden.

Die Herren scheinen dem Samschu etwas stark zugesprochen zu haben; ihre Gesichter sind geröthet, und sie spielen das Fingerspiel, das an das italienische Mora erinnert, mit einer Aufregung, welche die immer würdigen Chinesen sonst nicht beim Spiele zeigen. Kaum sind wir eingetreten, so beginnen sie von „fremden Teufeln" zu sprechen. Dann drehen sie uns den Rücken und geben uns in jeder Weise zu erkennen, daß wir „Luft" für sie sind.

An einem Tische sitzt eine alte Frau mit drei jungen Mädchen, — ein Mutterschaf, das seine drei Lämmlein zur Weide führt. Auch hier bringen wir offenbar keinen berückenden Eindruck hervor. Nur die Alte lächelt uns aufmunternd zu. Zwei von den Mädchen machen sehr gleichgiltige Mienen; die Jüngste springt wüthend auf, versteckt ihren Kopf hinter dem Rücken der — sagen wir „Pflegemutter" und lugt manchmal zwischen deren Arm hervor, um zu sehen, ob wir nicht endlich unseres Weges gehen werden. Die drei Fräulein tragen auch das Kostüm von männlicher Art, aber der viereckig geschnittene Kittel, der dazu gehört, ist bei ihnen aus dunkelfarbiger Seide und hat einen Saum aus bunter Stickerei. An der Frisur sind sie als Cantonesinnen zu erkennen.

Canton ist in China die große Liebesstadt und sendet seine Mädchen über das ganze Reich aus. Freilich ist es nicht sicher, daß alle die vielen Cantonesinnen, die man in Shanghai und anderswo trifft, wirklich immer aus Canton sind. Das äußere Kennzeichen ist, wie gesagt, die Frisur. In jeder Provinz Chinas, beinahe in jeder großen Stadt, haben die Frauen ihre besondere Haartracht. Da nun die Canton-Mädchen in der Galanterie einen so hohen Ruf besitzen, darf man wohl annehmen, daß auch die Damen aus anderen Landestheilen sich der Coiffure à la mode de Canton bedienen, welche in Dingen der Liebe ein günstiges Vorurtheil erweckt. In Shanghai jedenfalls tragen fast alle Chinesinnen die Canton-Frisur. In die Stirn sind stets die „Pony-Locken" gekämmt, und dadurch bekommen alle die kleinen Frauenköpfe ein so pudelhaftes Aussehen. Es heißt übrigens, daß die „Pony-Locken" erst seit zehn Jahren getragen werden, und daß die Chinesinnen diese Mode von den Damen aus Europa übernommen haben. Das ebenholzschwarze Haar ist an den Kopf angepreßt, mit Pomade glattgestrichen und hinten zu einem Knoten aufgeschlungen. Das Haar scheint voll zu sein und

würde vielleicht schön wirken, wenn es aufgelöst oder in Zöpfen getragen würde. Aber in diesem Lande haben eben die Männer den Frauen die Zöpfe vorweggenommen. An der Seite über dem rechten Ohr ist der Haarschmuck angebracht. Das arme Mädchen steckt einfach eine weiße Blume ins Haar. Bei den Maitressen der reichen Chinesen ist die Blume aus Perlen und mit einem ganzen Gebilde von Perlenschnüren umgeben.

Die Gestalten sind zumeist klein, obgleich doch die Männer groß und stattlich sind. Verkrüppelte Füße haben die Mädchen aus dem Volke nur selten. An die Gesichter muß man sich erst langsam gewöhnen. Zu Anfang kann man den Eindruck von etwas Thierischem, etwas Hündischem nicht loswerden. Die europäischen Schönheitsbegriffe können sich besonders schwer mit der an der Wurzel häufig plattgedrückten Nase abfinden. Der Mund ist fein geschnitten; weiß blitzen die Zähne hinter den Lippen. Das Auge scheint keine Lider zu haben, aber es blickt manchmal voll und dunkel drein. Ohne jeden Zweifel schön sind die zierlichen Hände. Die gelbe Hautfarbe wäre zu ertragen. Manche Chinesinnen haben einfach einen matten südlichen Teint und sind nicht viel gelber, als eine Andalusierin oder ein Mädchen aus Venedig. Aber diese kleinen dummen Weiblein begreifen nicht, welch' sanften Reiz dieser matte Hauch auf einer Frauenwange ausüben kann, und haben es sich in den Kopf gesetzt, roth und weiß zu sein. Zu diesem Zwecke schminken sie sich, und die Schminkerei ist ganz abscheulich. Sie malen sich kreideweiß und zinnoberroth an, zum Ueberfluß setzen sie noch einen rothen Klex mitten auf die Unterlippe. Durch dieses Schminken wird jede Individualität zerstört, und so entstehen jene Porzellan-Gesichter, deren jedes dem andern gleicht. Bei uns sucht jede Frau die ihr eigene Schönheit zu erkennen und sie durch Mittel zur Geltung zu bringen, die gerade jener besonderen Schönheit entsprechen. In China scheint es nur ein einziges, ein für allemal feststehendes Schönheits-Ideal zu geben, und die Frau richtet sich mit allen Mitteln her, um ihre Besonderheit zu verlieren und die allgemeine Schönheitsform zu bekommen. Daher rührt es wohl auch, daß die ostasiatischen Maler, die sonst oft mit wenigen Strichen so trefflich zu charakterisiren wissen, immer dasselbe Frauengesicht auf ihren Bildern anbringen. Es gibt eben im Großen und Ganzen, infolge der Schminke, nur

ein einziges Frauengesicht, das sich immer wiederholt. Darum drückt sich beispielsweise bei den japanischen Malern die Individualität der Frau lediglich in Farbe und Faltenwurf der Gewänder aus. Die armen Chinesinnen haben glücklicherweise kein Geld, um sich Schminke zu kaufen, und deshalb kann man hier gelegentlich ein hübsches Gesicht finden, besser gesagt, ein Gesicht, das hübsch erscheint durch die Sanftheit seines Ausdrucks oder durch seine jugendliche Frische oder auch durch seine Gelassenheit und durch seine stille Ruhe.

Man sieht die Mädchen kaum jemals herumspringen oder Tollheiten treiben. In der Regel sitzen sie bescheiden da und warten auf den, der geneigt ist, sie zu beachten. Selbst die gewöhnlichen Straßendirnen, die in den Theehäusern nach Kundschaft suchen, benehmen sich dort mit vollendetem Anstand. Auch gelten die chinesischen Mädchen für gut und treu. So ist es zu erklären, daß hier im Osten Fälle vorgekommen sind, wo ein Europäer seine chinesische Geliebte geheirathet hat. Es soll sogar geschehen sein, daß ein Europäer sein Vermögen verloren und daß dann die chinesische Frau sich einen Erwerb gesucht hat, um den Mann zu ernähren, der ins Unglück gerathen.

Arg geschminkt, aber mit farbenreichen Seidenkleidern angethan sind die „Sing-song-girls". Sie stammen, wie es heißt, zumeist aus Su-tschau. Diese Stadt ist in der chinesischen Liebes-Geographie fast ebenso bedeutend, wie Canton. In Canton sind die Zärtlichkeit und die Liebeskunst zu Hause, in Su-tschau aber die Schönheit. Wäre die Venus in China zur Welt gekommen, so wäre sie sicherlich ein Su-tschau-Mädchen gewesen. Die „Sing-song-girls" freilich, selbst wenn sie aus Su-tschau sind, müssen neben ihren sonstigen Reizen auch noch die Gabe besitzen, durch ihren Gesang die chinesischen Herzen zu rühren.

In den meisten der Foochow-Road-Theehäuser findet in einem Saale Café-Concert statt oder vielmehr Thé-Concert, da ja in China überall der Thee an Stelle des Kaffees tritt. Alle Fenster des Saales sind geöffnet, und jenseits der Straße, genau in gleicher Höhe, liegt ein ebensolcher Saal. Wenn man eintritt, sieht man den schmalen Zwischenraum nicht, den die Straße hervorbringt; die beiden Säle wirken wie ein einziger, und es scheint, als ob in diesem Lande, wo sich Alles zu großen Flächen dehnt, auch das Abend-Vergnügen

eine mit Licht erfüllte, mit Menschenköpfen dicht besetzte, weite und breite Ebene bilde. Von der Decke hängt die Bogenlampe herab, in der bläulich das elektrische Licht glüht. An vielen Tischen sitzen viele Chinesen auf breitlehnigen Stühlen. Hier sind sie gemüthlich, wie sie dies überhaupt im Allgemeinen sind, und versuchen Gespräche anzuknüpfen, wenn man sich zu ihnen setzt. Zu jedem neuen Gaste trägt der bezopfte Aufwärter den Thee hin. In einer rothen Tasse ist gebrühtes Theekraut. In diese gießt der Kellner mit schwungvoller Handbewegung heißes Wasser aus einer blechernen Theekanne. Dann wird eine Messing-Untertasse darüber gedeckt, und nun erst wird die eigentliche Tasse hingestellt, in die man sich den Thee abgießt, wenn er in der rothen Tasse gar geworden ist. Hierauf kommt der Kellner wieder mit einem Korbe voll dampfender Handtücher. Wenn die Chinesen in heißen Lokalen zusammensitzen, so wischen sie sich mit diesen Handtüchern die Gesichter ab, um sich Kühlung zu verschaffen. Das Handtuch ist noch heißer als die Luft, und nachdem man mit ihm in Berührung gekommen, empfindet man die Luft als kühlend, mag ihre Temperatur noch so hoch sein. Dieses einfache Mittel sollte auch einmal in Europa versucht werden. Nur müßte natürlich Jeder sicher sein, ein frisches Handtuch zu bekommen. In den chinesischen Theehäusern erscheint alles Mißtrauen in dieser Hinsicht gerechtfertigt. Die Chinesen sind sparsame Leute, und je mehr Gäste sich eines Handtuches bedienen, um so weniger Handtücher braucht der Wirth anzuschaffen. Da man also niemals genau weiß, ob das Handtuch, das Einem gereicht wird, nicht schon an anderen Tischen herumgegangen ist, so verzichtet man lieber auf die Abkühlung.

An einer Seite des Saals ist eine kleine Theater-Bühne errichtet. In der Mitte steht ein Tisch. Die Tischdecke ist aus bunter Seide, und in goldenen Buchstaben ist der Name des Lokals hineingestickt. Hinter dem Tisch sitzen die Sängerinnen. Jede hat ihren Boy hinter sich, der ihr manchmal die gefüllte Tabakspfeife aus silberglänzendem Metall herüberreicht. Dann wieder gibt er ihr eine Mandoline in die Hand. Damit begleitet sie sich aber nicht, sondern die Mandoline bedeutet nur, daß an ihr die Reihe ist, zu singen. An einem der vorderen Pfosten der Bühne wird zugleich

ein weißes Holztäfelchen aufgehängt, das ihren Namen trägt. Die Künstlerin bleibt auf dem Stuhl sitzen, öffnet ein wenig die Lippen und beginnt. Sie singt nicht, sondern sie kreischt. Es ist unmöglich, in diesem Gekreisch auch nur einen entfernten Anklang an irgend etwas Musikalisches zu entdecken. Das Lied kann nur mit den Tönen verglichen werden, die eine Katze von sich gibt, wenn sie beim Mondschein in Liebesschmerzen über die Dächer wandelt. Auch steht der „Gesang" in keinerlei Beziehung zu dem begleitenden Orchester.

Dieses befindet sich hinter den Sängerinnen an der Wand. Der Mann, der das Streich-Instrument spielt, scheint die Hauptperson zu sein und sitzt in der Mitte. Das Instrument hat die Form eines Leuchters; mit dem breiten Untersatz steht es auf dem Stuhl zwischen den Beinen des Musikers; der Bogen ist in die Saiten eingehängt. Zur Rechten und zur Linken dieser „ersten Violine" haben zwei Guitarren-Spieler ihren Platz, und dann ist noch ein Mann da, der zwei Hölzer aneinander schlägt. Das Ensemble ist ohrenzerreißend. Zumeist hört man nur die beiden Hölzer; die Guitarren werden vollständig übertönt, und man wüßte gar nicht, daß sie gespielt werden, wenn man nicht die Bewegungen der beiden Musiker sähe; hier und da bricht sich das Streich-Instrument Bahn. Fünf oder sechs Molltöne werden immer in der nämlichen Anordnung wiederholt, und zwar im raschesten Viervierteltakt. Einen Rhythmus kann man also wohl erkennen, von einer Melodie ist auch hier keine Spur. Jede Harmonie fehlt in diesem Concert. Es ist keine Musik, sondern ganz einfach Lärm. Die Musiker könnten ein noch viel lauteres Geräusch hervorbringen, wenn sie sich darauf beschränkten, auf Kasserole loszuschlagen. Man versteht nicht, warum sie sich erst damit abmühen, Instrumente zu handhaben, und es ist vollständig unbegreiflich, nach welchen Kunstregeln diese Instrumente gespielt werden.

Die Chinesen sitzen unten und hören sich das Stunden lang, halbe Nächte lang an. Niemand kann ahnen, welchen Genuß sie dabei finden; aber einen Genuß müssen sie doch jedenfalls haben, denn sonst würden sie nicht dasitzen. Man sucht vergebens nach Analogien in Europa, was sonst immer sehr zum Verständniß der chinesischen Dinge hilft (denn der Unterschied zwischen uns und den Chinesen ist auch nicht gar so groß, wie wir uns einzubilden pflegen). Gewiß, wir

haben auch rhythmischen Lärm ohne Harmonie, beispielsweise den Trommelschlag. Aber wenn ein Tambour-Korps ohne sonstige Instrumente aufspielt, so läßt sich doch immer zum Wirbel der Trommeln eine Melodie ergänzen. Auch würde es Niemandem einfallen, sich in einen Saal zu setzen und sich von Trommeln allein ein Konzert geben zu lassen. Andererseits erzählen Leute, die lange im Innern China's gelebt haben, daß die Chinesen wirklich schöne Lieder besitzen und daß man nicht selten hohe musikalische Begabung unter ihnen finde. Eine Missions-Anstalt am Yang-tse-kiang hat einmal das ganze Requiem von Mozart mit Chinesen zur Aufführung gebracht, und die Sänger sollen Vorzügliches geleistet haben. Bei den französischen Jesuiten in Si-ka-wei habe ich selbst eine Messe gehört, wobei chinesische Knaben die Chöre sangen und ein chinesischer Organist auf dem Harmonium begleitete. Die Begleitung war meisterhaft, der Chorgesang kam etwas hart heraus, klang aber durchaus rein, und eines der Kirchenlieder, das bei dieser französischen Messe von chinesischen Chorknaben gesungen wurde, war „Guter Mond, Du gehst so stille".

Wenn also den Chinesen der musikalische Sinn nicht fehlt, wie kommt es, daß sie keine Musik haben? Vielleicht schlummert dieser musikalische Sinn und wird nur manchmal durch Zufall geweckt: vielleicht auch ist er entartet. In China hat ja überhaupt eine Perversion des Kunstsinns platzgegriffen, die sich am Verzerrten gefällt. Der Verzerrung der Linien ins Fratzenhafte, die in den bildenden Künsten oft zu beobachten ist, entspricht in der Musik die Verzerrung der Töne in disharmonische Geräusche. Vielleicht auch muß man sich diese Theehaus-Musik damit erklären, daß das Publikum dort ausschließlich aus niederem Volke besteht, dessen stumpfen Sinnen es genügt, wenn nach einem bestimmten Rhythmus Lärm gemacht wird. Man denke an gewisse ländliche Tanzmusiken bei uns, wo oft auch nur die Trommel zu hören ist und wo der Rhythmus sich jedenfalls viel lauter geberdet, als die Melodie . . . . .

Eine Seitenstraße der Foochow-Road enthält die Theater. Durch eine gewölbte Thoreinfahrt gelangt man in einen dunklen, schmutzigen Hof. Sänften und Rickshas sind hier in Reihen aufgestellt und warten auf das Ende der Vorstellung, ganz so wie die

Equipagen und Fiaker in Reihen vor unseren Theatern warten. Nach Durchschreitung des Hofes kommt man hinten in den eigentlichen Musentempel. Die Billets werden an einem langen Ladentisch verkauft, und es wird scharf aufgepaßt, daß sich Niemand ohne Billets einschleiche. Um die Schädigung der Kasse durch solche Kunstfreunde zu verhindern, die Gratis-Vorstellungen lieben, wird in ländlichen Theatern gern ein Mittel angewendet, das den europäischen Impresarios zur Nachachtung empfohlen sei. Der Zugang in den Zuschauer-Raum führt über eine hohe Leiter, und in der Mitte der Leiter steht der Billet-Kontroleur. Da ist es unmöglich, sich vorbei zu drücken. Als die ersten Eisenbahnen in China gebaut wurden, wollte ein hoher chinesischer Beamter diese Art der Billet-Controle auch auf den Bahnhöfen einführen.

Der Zuschauerraum ist voll und übervoll von Chinesen. Sie sitzen um Tische herum auf Stühlen. Die Frauen haben abgesonderte Plätze oben auf dem Balkon. Der „Olymp" befindet sich unten, hinter dem Parquet, und ist durch ein dünnes Drahtnetz abgeschlossen. In der Mitte vor der Bühne hängt wieder die elektrische Bogenlampe. Vorn oberhalb der Bühne ist eine Verzierung angebracht. Zwei bläuliche Drachen züngeln einander entgegen. Darüber ist ein Balkon mit bunten kleinen Männern und Frauen, die in den Saal herabsehen. Einen Vorhang gibt es nicht, Coulissen ebensowenig. Ein einziges Versatzstück ist vorhanden, eine Art Pavillon, der mit rothem Tuch behangen ist. In der Regel steht er hinter der Hauptperson, oder diese sitzt auch darin. Ab und zu wird er fortgenommen und durch einen andern ersetzt. Die Bühnenarbeiter, die diese Handgriffe ausführen, sind chinesische Boys, gleich denen, die in den Restaurants und im Hause bedienen. Sie sitzen während der ganzen Vorstellung auf der Bühne herum. Wenn eine Verschiebung oder Verstellung nothwendig wird, eilen sie herbei, thun ihre Arbeit, während die Schauspieler ihre Scene weiterspielen, und setzen sich dann nieder, eines neuen Winkes gewärtig. Auch sonst haben Personen, die nichts mit dem Stücke zu thun haben, auf der Bühne ihren Platz erwählt, und selbst Kinder treiben dort ihre Spiele zur Seite der Darsteller. Aehnlich dürfte es auf den mittelalterlichen Theatern am Themse-Ufer zugegangen sein, wo Shakespeare seine Stücke aufführen ließ. Vieles Andere erinnert noch

an die Shakespeare-Bühne. Die Scenen sind oft sehr kurz, und der Schauplatz verändert sich fortwährend. Die Dekorationen wechseln nicht, da keine vorhanden sind. Wohl aber wechseln die Kostüme. In diesen allein kann Ausstattungs-Luxus entfaltet werden, und sie sind zumeist sehr glänzend. Die Hauptpersonen tragen prächtige Gewänder, die mit Seidenstickereien besäet sind, und selbst die einfachen Figuranten sind in Seide gekleidet. Bunt und schön sind namentlich die Kostüme der Frauen. Alle Frauenrollen werden von Männern gegeben. Nach chinesischer Anschauung ist es die ärgste der Unanständigkeiten, wenn eine Frau auf der Bühne auftritt. Man kann in den chinesischen Theatern gelegentlich Dinge zu sehen bekommen, die sich selbst im schrankenlosesten Palais-Royal-Vaudeville nur während der Zwischenakte abspielen. Jetzt aber, wo in Shanghai eine Theatergesellschaft gastirt, bei der auch Frauen mitwirken, bekommt die Polizeidirektion zahlreiche entrüstete Briefe von Chinesen, die sie auffordern, dieser Verletzung der guten Sitte ein Ende zu machen. Zumeist werden heroische Stücke aufgeführt. Sie spielen insgesammt in der Epoche der berühmten Ming-Kaiser (14. bis 17. Jahrhundert). Darstellungen aus der Zeit der gegenwärtigen Dynastie sind streng verboten. Die Kostüme sind historisch getreu. An der hinteren Bühnenwand aber hängt ein für alle Mal die runde Wanduhr und gibt auch zu den mittelalterlichen Heldenthaten der Ming-Kaiser die Stunde an. Man muß Respekt vor der Phantasie des Publikums haben, dem trotz alledem die Illusion der fernen Zeiten nicht verloren geht.

Hinten auf der Bühne zur Linken (vom Zuschauer) ist ein Vorhang, durch den die handelnden Personen auftreten. Durch einen anderen Vorhang zur Rechten findet der Abgang statt. Nur in der Komödie sprechen die Schauspieler mit natürlicher Stimme. Der getragene Styl erfordert einen kreischenden Vortrag. An gewissen Stellen der Stadtmauer von Peking sind täglich Schauspieler zu finden, die sich in diesem Kreischen üben. Jeder dramatische Höhepunkt, jede bedeutendere Redewendung wird mit Gong-Schlägen begleitet. Wenn der Schauspieler irgend einen großen „Effekt" herausbringt, muß das Gong dazu erschallen. In unseren Theatern sitzt das Gong auf den Gallerien, klatscht in die breiten Hände und heißt Claque. Aber das chinesische Gong ist doch viel wirksamer.

Madame Sarah Bernhardt sollte einmal versuchen, in der Sterbescene der „Kameliendame" jede ihrer tragischen Augen-Verdrehungen von Gong-Schlägen begleiten zu lassen.

Ueberhaupt steht die Komödiantenhaftigkeit auf den chinesischen Bühnen in schönster Blüthe. Wenn eine Person im Drama nur einige Wichtigkeit hat, so ist es dem Darsteller unmöglich, einfach zu gehen, und jeder Schritt ist eine Manierirtheit. Ein großer Kriegsheld tritt auf. Es ist nicht zu schildern, was für Mätzchen er gleich bei der Thür macht. Er schleicht heran, wie eine Katze, und dann wieder richtet er sich hoch auf und ist furchtbar wie ein Löwe. In den Rücken hat er sich zwei Federn gesteckt, die weit in die Luft hinaushängen, und auch diese Federn hinter seinem Rücken müssen mitspielen, müssen kriegerisch winken und wallen. Endlich ist er an der Rampe angelangt, und hier nimmt er einen Platz ein, der mit sorgfältiger Berechnung so ausgesucht ist, daß das elektrische Licht auf die stählernen Theile seiner militärischen Tracht fällt und sie hell aufblitzen macht. So läßt auch bei uns der Ritter Lohengrin mit Vorliebe seine Rüstung vom elektrischen Licht bestrahlen, wenn er in der Schwanen-Gondel ankommt. Der Kaiser erscheint, und auf der Bühne werfen sich Alle zur Erde und berühren mit der Stirn den Boden. Der Kaiser trägt einen schwarzseidenen, blumengestickten Talar und einen langen Bart. Für die bartlosen Chinesen ist der Bart das höchste Zeichen von Männlichkeit und Würde und ein Ziel stiller Sehnsucht. Der Kriegsgott, dem eine Reihe Fahnen im Rücken steckt, hat bisher in dem kleinen Pavillon gethront. Jetzt macht er dem Kaiser Platz. Dieser bezieht den Pavillon, und der Kriegsgott sitzt an seiner Seite und ist sichtlich mit Wohlwollen für den Kaiser erfüllt. Das Gefolge hat Lanzen und viele Banner. Die Lanzen- und Fahnenträger machen Umzüge, die recht wirksam angeordnet sind. Es kommt zu einer leidenschaftlichen Auseinandersetzung zwischen dem Kriegshelden und irgend Jemandem. Plötzlich stürzen Alle in wildem Durcheinander ab, das Gong wird unablässig gerührt. Der Kaiser aber hat den Vortritt, und er schreitet vor den Andern hinaus. Hierauf wird die Bühne von den Verschwörern eingenommen, von dem unzufriedenen Provinz-Vizekönig und seinen Anhängern. Sie sind insgesammt in dunkle, unerfreu-

liche Farben gekleidet, und die Gefährlichkeit ihres Charakters geht auch noch daraus hervor, daß sie Thiergesichter haben.

Gespielt wird im Ganzen recht gut. Die Gespräche werden lebendig geführt, die Geberden sind ausdrucksvoll. Die besten Schauspieler kommen aus Tientsin. In einem der Theater seitwärts von der Foochow-Road führt eine Tientsin-Truppe eine Komödie auf. Ein Mandarin hält Gericht ab. Ein Mann, der den Trichterhut und den darauf ruhenden rothen Federbusch der Beamten trägt, geräth in große Verlegenheit durch die Aussage einer jungen Dame. Diese möchte ihn nicht gern kompromittiren, doch sie hat Furcht vor dem Richter und stammelt und weiß nicht, was sie spricht. Der Mann im Beamtenhut soufflirt ihr immer hinter seinem Fächer, was sie antworten soll. Aber aus Angst sagt sie Alles verkehrt, und da sie sich schließlich gar nicht mehr anders helfen kann, fängt sie an zu weinen. Diese Gerichtsscene wird sehr drollig gespielt; der Komiker, der den Mann im Beamtenhut gibt, macht so viele Späße und reißt so viele Witze, daß das Auditorium von einem Gelächter ins andere fällt und gar nicht laut genug pfeifen kann. Der gellende Pfiff ist nämlich die Beifalls-Kundgebung im chinesischen Theater.

Wenn man hinter die Coulissen will, so steigt man einfach auf das Theater und geht über die Bühne. Dahinter ist ein länglicher, schmaler Raum, gefüllt von vielen Menschen. Die meisten sind halb nackt und zeigen eine kräftige Kuli-Muskulatur. An langen Holztischen sitzen die Darsteller der nächsten Scenen und reiben sich die Wangen mit Roth ein. Andere kleiden sich an. Längs der Wand hängen Kostümstücke und Requisiten. Neben dem Eingang zur Bühne steht ein Tisch, der voll von Schwertern ist. Ein schweres eisernes Schwert ist darunter, aber die andern sind sämmtlich aus Pappe. In einer besonderen Ecke, abseits von den Anderen, ist der Theaterfriseur mit einem jungen Manne beschäftigt. Der junge Mann hat einen Tisch für sich allein, und auf diesem Tisch steht sogar ein besonderer Spiegel. Das kann kaum jemand Geringerer sein, als der erste Liebhaber. Vielleicht sogar ist es der Regisseur, denn den Spiegel umgibt ein in Fächer getheilter Rahmen, und in die Fächer sind Elfenbein-Plättchen geschoben, welche die Namen der Mitwirkenden enthalten. Während

der Friseur das aufgelöste Haar auskämmt, betrachtet sich der junge Mann im Spiegel und legt Schminke auf. Der Deckel des Schminktopfes hat eine französische Aufschrift: ein Pariser Geschäft in der Rue d'Hauteville hat die Schminken geliefert, mit deren Hilfe der erste Liebhaber des chinesischen Theaters seine Reize zu erhöhen strebt. In dem Dunst, der von den vielen Leuten ausgeht, brennen trübe die Gasflammen. Einige Schauspieler gehen im Kostüm umher, mit falschen Bärten, und warten auf ihr Stichwort. Der Bühnenflitter glitzert an der Wand. Und es ist ein Hauch von Theater-Stimmung zu spüren.

XIV. Ein Kapitel über chinesische Eisenbahnen.

1. Chinesische Bahnen und deutsche Versäumnisse.

Shanghai, 17. Juni.

Vor sieben Jahren kamen zwei Personen aus zwei entgegengesetzten Welten mit einander in Berührung. Aus diesem Zusammentreffen gingen die chinesischen Eisenbahnen hervor. In den nächsten Jahrzehnten vielleicht werden die Eisenbahnen ganz China durchfahren. Das wird der großartige Abschluß einer Entwickelungs-Periode sein, welche damit begann, daß im Jahre 1891 der deutsche Baumeister Hildebrandt an den Hof des chinesischen Vizekönigs Tschang-tschi-tung berufen wurde, der in Wu-tschang gegenüber Hankau am Yang-tse-kiang residirt. Herr Hildebrandt ist einer der Erbauer des Kölner Bahnhofs. Das ist die beste Charakteristik, die man von ihm geben kann. Wer von Frankreich kommt, hat die erste Empfindung deutscher Kraft und Größe, wenn er in den Kölner Bahnhof einfährt, der wie ein gewaltiges Thor am Eingang von Deutschland steht. Deutsch im besten Sinne, wie jenes Werk, an dem er mitgeschaffen hat, kernig und kraftvoll, ist auch der Mann. Der Vizekönig Tschang-tschi-tung fand hier einen Berather von ruhiger Klugheit und von unbedingter Lauterkeit des Charakters. So hat es sich ergeben, daß heut einer der Architekten des Kölner Bahnhofs der Vertraute des gegenwärtig wohl bedeutendsten chinesischen Staatsmannes ist.

Tschang-tschi-tung ist eigentlich kein Beamter, sondern ein Gelehrter. Als sein bedeutendstes Werk gilt der Katalog einer großen chinesischen Bibliothek in Peking. Dieser Katalog gibt hinter dem Titel jedes Buches in einem einzigen Satze dessen Inhalt an. Die moderne chinesische Literatur soll nichts besitzen, was an Klarheit und Schärfe des Ausdrucks diesen kurzen Inhalts-Angaben gleichkommt. Tschang-tschi-tung war Jahre lang Präsident der Staatsprüfungs-Kommission in Peking; und erst im vorgerückten Lebensalter verließ er diese rein wissenschaftliche Stellung, um einer der höchsten Beamten des Reiches zu werden. Der Vizekönig von Wu-tschang steht in hohem Ansehen beim Kaiserhofe. Seinen Berichten wird nachgerühmt, daß sie sich durch dieselbe klassische Schönheit und Klarheit der Form auszeichnen, wie seine gelehrten Werke; und diese Berichte haben noch das besondere Verdienst, daß sie sich bemühen, die Wahrheit darzustellen, ohne dieselbe für die Bedürfnisse des Hofes zurecht zu stutzen. Tschang-tschi-tung ist ein großer Patriot und auch ein treuer Anhänger der herrschenden Dynastie. Er wird darum wohl niemals den Ruhm, den sein Name in China genießt, zur Verwirklichung ehrgeiziger Pläne ausnutzen. Wie es heißt, könnte Tschang-tschi-tung auf diesem Wege die höchsten Ziele erreichen, wenn er nur wollte, und es gibt unter seinen Verehrern und Freunden Manche, die für ihn und für China bedauern, daß er nicht will. Unter den höchsten Beamten des Reiches ist jetzt, nach dem Sturze Li-Hung-Tschang's, Tschang-tschi-tung der Einzige, welcher den modernen Ideen zugänglich ist und welcher China mit Hilfe der Errungenschaften der abendländischen Kultur zu reorganisiren strebt. Er selbst geht mit gutem Beispiel voran und betreibt in Wu-tschang große industrielle Etablissements, ein Eisen- und Stahl-Werk, eine Kanonen-Gießerei ꝛc. Es heißt freilich, daß er bei diesen Unternehmungen nicht sehr auf seine Kosten kommt.

„Für Deine industriellen Anlagen wäre es sehr nützlich, wenn Du auch eine Eisenbahn hättest", sagte eines Tages Herr Hildebrandt zum Vizekönig.

„Was ist das, eine Eisenbahn?"

Herr Hildebrandt erklärte, was das ist, und der Vizekönig sagte, ihm leuchte das ein, und er möchte jetzt auch wohl eine Eisenbahn haben. Zunächst aber sollte es nur eine kleine Eisenbahn

sein, etwas wie eine Probe von einer Eisenbahn, damit man die Sache sich einmal ansehen und danach eventuell größere Bestellungen machen könne.

So baute Herr Hildebrandt zunächst die kleine Taje-Bahn. Außer der Bahn, welche von Tientsin in die Nähe von Peking und in die Mandschurei führt, ist sie in China gegenwärtig die einzige, die im Betriebe steht. Ihre Strecke ist 26 Kilometer lang und liegt in der Nähe von Wu-tschang. Die Bahn führt von Sche-chu-jan nach Ki-schang-pu und hat zunächst nur den rein industriellen Zweck, Eisenerze aus den Gebirgen nach dem Flusse, dem Yang-tse-kiang, zu schaffen, auf dem sie dann zu Schiff nach den Eisenwerken des Vizekönigs in Wu-tschang transportirt werden. Die Bahn dient aber auch zur Personen-Beförderung. Personen-Wagen sind freilich nicht da, doch das ist in China kein Hinderniß. Die Chinesen verlangen gar nicht so viel Entgegenkommen, daß man auch noch besondere Wagen für sie baut. Die Hauptsache ist, daß sie mitfahren können, und so sitzen sie in den Güterwagen, in denen die Chinesen-Fracht mit der Eisen-Fracht abwechselt. Für den Vizekönig ist allerdings ein Salon-Wagen angeschafft worden. Der ganze Bahn-Betrieb wird von Chinesen versehen. Hinter dem Schalter sitzt der chinesische Kassirer und verkauft die Billets; vor dem Wärter-Häuschen salutirt der chinesische Bahnwärter; und auf der Maschine steht der chinesische Lokomotivführer, hat seinen Zopf aufgesteckt, damit er nicht irgendwo damit hängen bleibt, und läßt die Dampfpfeife gellen und den Zug über die Schienen sausen.

Das war also eine Eisenbahn. Tschang-tschi-tung kam auf den Geschmack und wollte mehr davon. Ob man nicht Eisenbahnen durch ganz China bauen könne? — Gewiß könne man das. — Tschang-tschi-tung sah vor allen Dingen die militärischen Vortheile. Man werde also dann rasch Truppen durch das ganze Land nach der Hauptstadt senden können. Wie lange wohl ein Truppen-Transport mit der Eisenbahn von der Grenze des Reiches nach Peking dauern könne? — „Einen Tag." — Tschang-tschi-tung staunte und sagte, das müsse man machen. Herr Hildebrandt ließ es sich angelegen sein, den Vizekönig auch über die wirthschaftlichen Vortheile der Eisenbahnen für China aufzuklären. Durch die Ausdehnung der Schifffahrt sind ganze Provinzen im Innern China's

verarmt. Die Waaren gehen über die Flüsse und an den Küsten entlang über das Meer. Die Eisenbahnen werden den Handelsverkehr wieder über Land leiten, und die Provinzen, die von Bahnen durchzogen werden, haben alle Aussicht, wieder zu Blüthe und Reichthum zu gelangen, und so weiter. Tschang-tschi-tung sah immer klarer, daß China Eisenbahnen haben müsse, berichtete darüber nach Peking und bat Herrn Hildebrandt, er möge die ersten Entwürfe machen.

Im Jahre 1895 zeichnete der deutsche Baumeister das große chinesische Eisenbahn-Netz auf. Die drei Hauptlinien ergeben sich von selber, wenn man Hankau als Knotenpunkt annimmt. Eine Linie geht nördlich von Hankau nach Peking, eine zweite südlich von Hankau nach der Handels-Metropole des Südens, nach Canton, eine dritte östlich, von Hankau an China's größter Handelsstraße, am Yang-tse-kiang, entlang über Fu-tschau und Nanking nach Shanghai und von dort das kleine Stück weiter bis Wusung, das heißt bis zum Meere. Die nördliche Linie Hankau-Peking, welche die Hauptstadt seiner Provinz mit derjenigen des Reiches verbinden sollte, erschien dem Vizekönig als die wichtigste, und er ließ sie sofort in Angriff nehmen. Herr Hildebrandt vermaß die ganze Strecke und begann zu bauen. Die Terrain-Schwierigkeiten waren ungeheuer. Nicht weit von Hankau mußte die Bahn ein weites Thal durchschreiten, das fast ganz von einem der chinesischen Riesenströme ausgefüllt war. Ein kühner Hochbau wurde ausgeführt, und so ist die Bahnstrecke jetzt fertig von Hankau bis zum Gebirge.

Der Weg zur Civilisation hat seine Dornen. Mit der Einsicht allein ist es nicht gethan. Ein Land, welches sich Kultur anschaffen will, muß damit anfangen, daß es die Mittel herbeischafft, um sie zu zahlen; und nichts auf der Welt ist so theuer, als Kultur. Die bekannten Wohlthaten der Civilisation sind zumeist Geschäfte, bei denen die Wohlthäter so viel als möglich verdienen wollen. Tschang-tschi-tung wollte Eisenbahnen und kam sehr rasch darauf, daß das Wesentliche bei einer Eisenbahn nicht so sehr die Lokomotive ist, als das Geld. Woher nimmt man das Geld, um eine Eisenbahn zu bauen? Herr Hildebrandt wurde gerufen, und der getreue Berather erklärte dem Vizekönig, daß es vier Arten gebe, um eine Eisenbahn zu finanziren:

1. Der Vizekönig könne die Bahn aus seinen eigenen Mitteln bauen.

2. Der Vizekönig könne reiche Leute in China auffordern, die Mittel beizusteuern, das heißt also in China selbst ein Anlehen aufnehmen.

3. Der Vizekönig könne sich an reiche Leute im Auslande wenden und ein ausländisches Anlehen aufnehmen.

4. Der Vizekönig könne den ganzen Bau der Bahn einer ausländischen Gesellschaft übertragen.

Tschang-tschi-tung versuchte es zunächst mit dem ersten System; aber er mußte sich davon überzeugen, daß das Unternehmen, die Bahn von Hankau nach Peking aus seinen eigenen Mitteln zu bauen, über seine Kräfte ging. Dann wurden System Nr. 2 und System Nr. 3 durchprobirt und erwiesen sich gleichfalls als unausführbar. So blieb schließlich nichts übrig, als die Uebertragung der projektirten Bahnlinien an ausländische Gesellschaften.

Nachdem die chinesische Regierung sich erst einmal mit dem Gedanken befreundet hatte, zum Bau der Eisenbahnen das Ausland heranzuziehen, that sie ihr Möglichstes, um diese Unternehmungen in deutsche Hände zu geben. Man spricht gegenwärtig viel von der Erschließung China's. Deutschland hat sich an der Seite ein kleines Loch in die Wand gebohrt, das Kiautschou heißt, und hofft, durch dasselbe ins Innere schlüpfen zu können. Dabei aber ist es Thatsache, daß die chinesische Regierung Jahre lang den Schlüssel zu ihrem Lande den Deutschen angeboten hat und daß diese ihn nicht zur rechten Zeit ergriffen haben. „Ihr seid uns am Sympathischesten," sagte die chinesische Regierung zu den Deutschen. „Bitte, thut uns den Gefallen und baut uns unsere Eisenbahnen!" Die Deutschen haben sich nicht herbeigelassen, den Chinesen diesen Gefallen zu thun. Selten hat ein Staat eine solche Chance gehabt, und selten ist aus einer solchen Chance so wenig Nutzen gezogen worden.

Tschang-tschi-tung erklärte: „Wir haben das größte Vertrauen in Euch Deutsche. Ihr seid ein wissenschaftlich gebildetes Volk, Eure Beamten haben etwas gelernt, gehen gründlich zu Werke und sind anständige und umgängliche Leute. Nehmt die Sache in Eure Hände, wir sind damit einverstanden." Herr

Hildebrandt sandte Bericht auf Bericht nach Hause, während all' der Jahre, seit die chinesische Eisenbahnfrage entstanden ist. Er berichtete an die Regierung und berichtete an Privatleute. Man las das, was er schrieb, mit großem Interesse und legte es dann ad acta. Man machte ihm Complimente über die Vortrefflichkeit seiner Ausführungen und rührte keinen Finger. Herr Hildebrandt wurde nicht müde, immer wieder zn schreiben und zu einer Entscheidung zu drängen. Mit der fälligen Post trafen pünktlich die Antworten ein. Es handelte sich darum, so rasch als möglich deutsche Kapitalien für den Bau der chinesischen Eisenbahnen zu beschaffen, und die Antworten lauteten stets, daß man der Angelegenheit sympathisch gegenüberstehe. Die Regierung stand ihr sympathisch gegenüber, und Krupp stand ihr sympathisch gegenüber, und da und dort stand noch Einer, dem es ebenso wenig an Sympathie für die Sache fehlte, wie den Anderen. Vor lauter Gegenüberstehen kam man nicht vorwärts. Mit der deutschen Sympathie konnten die Chinesen ihre Bahnen nicht bauen; sie brauchten Geld, und da aus Deutschland damals kein Geld für den Eisenbahnbau angeboten wurde, suchten sie es sich aus anderen Ländern zu verschaffen.

In den anderen Ländern ließ man sich das nicht zwei Mal sagen. Ueberall griffen die Geldkräfte zu, und jetzt kommen die großen chinesischen Bahnen, zu deren Anlegung die chinesische Regierung durch deutschen Einfluß gebracht worden ist, deren Pläne von Deutschen entworfen, deren Strecken von Deutschen vermessen worden sind, deren Bau zum Theil bereits von Deutschen begonnen worden ist, — jetzt kommen diese Bahnen in nichtdeutsche Hände. Die Hankau-Peking-Bahn wird von den Franzosen und den Belgiern gebaut, die Hankau-Canton-Bahn von den Amerikanern, die Hankau-Shanghai-Wusung-Bahn von den Engländern. Was speziell die Hankau-Peking-Bahn anlangt, so glaubt man in Shanghai vielfach, daß hinter den Franzosen und Belgiern die Russen stehen. Sicher ist, daß der russische Gesandte in Peking seinen Einfluß eingesetzt hat, um den Bahnbau den Franzosen und Belgiern zu verschaffen. Das ist umso auffälliger, als die Russen bisher von dieser Bahn nicht viel haben wissen wollen; sie schienen zu glauben, daß sie durch ein Eintreten

für dieselbe ihre Ansprüche im Norden schädigen könnten. Jetzt, wo sie im Norden erreicht haben, was sie wünschen, haben sie gegen die Hankau-Peking-Bahn nichts mehr einzuwenden, und so findet man auch hier deutlich Spuren des Eingreifens der russischen Hand. Fraglich bleibt nur, ob wirklich die Russen jetzt auch ihren Einfluß bis an den Yangtse-Kiang, mitten in die englischen Interesse-Sphäre hinein, erstrecken wollen oder ob sie hier den Franzosen nur als gute Freunde und Verbündete zu Hilfe gekommen sind.

Die deutschen Ingenieure, welche alle Vorarbeiten gemacht haben, werden selbstverständlich überall herausgedrängt. Das geschieht freilich in einer verbindlichen Form. Herr Hildebrandt beispielsweise ist zum Chef des chinesischen Eisenbahnwesens ernannt worden oder vielmehr zum Berather des General-Direktors der Chinesischen Eisenbahnen, zum Tscheng, der in Shanghai residirt. Das ist aber mehr ein Titel, als eine mit wirklichem Einfluß auf den Fortgang der Eisenbahn-Bauarbeiten verbundene Stellung. Jetzt natürlich ist auf einmal auch deutsches Kapital da, Millionen und Millionen, so viel man nur irgend haben will. Es ist sehr schön, daß die Deutschen nun auch Eisenbahnen in China bauen wollen; bedauerlich ist nur, daß sie gerade in dem Augenblick kommen, wo nicht mehr viel zu bauen ist.

Trotzdem die Deutschen sich so spät entschlossen haben, hätten sie die Bahn Hankau-Wusung-Shanghai aber beinahe doch noch bekommen. Die Verhandlungen mit der chinesischen Regierung waren abgeschlossen, das Kapital lag bereit, die Verträge waren zur Unterzeichnung fertig. Tschang-tschi-tung hatte mit den deutschen Unternehmern ausgemacht, daß sie die Bahn zunächst von Shanghai bis Nanking bauen sollten. Wenn sie diese Strecke in angemessener Weise ausgeführt haben würden, sollten sie die Bahn bis Hankau verlängern, und später sollten sie noch vieles Andere bekommen. Als es so weit war, daß die Unterschriften ausgetauscht werden sollten, erhob auf einmal England Einspruch. England betrachtet, wie bekannt, das ganze Gebiet des Yang-tse-kiang als englische Einfluß-Sphäre, und so erklärte der englische Gesandte in Peking, er könne nicht zulassen, daß durch dieses Gebiet eine deutsche Bahn gelegt werde. Der deutsche Gesandte berichtete nach Berlin und erbat sich Verhaltungs-

maßregeln. Er erhielt die Weisung, den deutschen Banken bei ihren Unternehmungen in China die weitest gehende Unterstützung angedeihen zu lassen, aber unter allen Umständen zu vermeiden, daß die Angelegenheit auf das politische Gebiet hinüberspiele. Danach war es mit der deutschen Bahn zu Ende. Die Lösung der Angelegenheit war gerade nur auf dem politischen Gebiet zu erreichen. Als Tschang-tschi-tung von der Entscheidung der deutschen Regierung erfuhr, lachte er und sagte: „Ich hätte nicht gedacht, daß Ihr Euch würdet von den Engländern auf den Kopf treten lassen."

England und Deutschland sollen gewiß in Frieden und Freundschaft leben, und es gibt nichts Verwerflicheres, als die alberne Hetze gegen England, welche gewisse deutsche Politiker und Publizisten betreiben. Aber selbst wenn die deutsche Politik auch offenbar gegenwärtig mit vollem Recht die Wiederherstellung eines guten Verhältnisses zu England anstrebt, das in so überflüssiger Weise vor einigen Jahren gestört worden ist, — selbst wenn sogar der maßgebende Depeschen-Styl, dessen Evolutionen die deutsche Politik sich anzuschmiegen hat, jetzt mit derselben Wärme einen Sieg der Engländer feiert, mit welcher er seinerzeit eine Niederlage der Engländer gefeiert hat, — trotz alledem und alledem braucht Deutschland doch nicht auf die Wahrung der deutschen Interessen gegenüber England zu verzichten. Gerade in Interessen-Fragen ist die vielgerühmte Schneidigkeit am Besten angebracht und kann am Wenigsten gefährlich werden. Wegen der Bahn von Shanghai nach Hankau hätte England nicht den Krieg an Deutschland erklärt. Freilich, von China aus lassen sich die Motive, welche das Verhalten der deutschen Regierung in dieser Frage bestimmt haben, nicht ausreichend beurtheilen. Die Gründe sind vielleicht sehr gewichtige gewesen, und so muß man sich wohl oder übel mit dem Endergebniß abfinden. Aber dieses Endergebniß ist bedauerlich, und es ist beklagenswerth, daß es den Engländern gelingen konnte, eine der wichtigsten chinesischen Bahnen deutschen Unternehmern gleichsam aus den Händen zu reißen, um sie dann an englische Unternehmer zu vergeben.

Die Thatsache ist kaum zu leugnen, daß Deutschland die drei großen chinesischen Bahn-Linien hätte haben können. Im Besitze dieser Bahnen, welche das Land von Norden nach Süden und von

Westen nach Osten durchziehen, hätte Deutschland eine beherrschende Stellung in China eingenommen. So kann man ungefähr sagen, daß wir ganz China hätten haben können und uns mit Kiautschou begnügt haben. Schwere Versäumnisse sind da vorgekommen, und Deutschland wird in Zukunft noch oft Gelegenheit haben, Alles das zu bedauern, was es sich hat entgehen lassen.

Wer ist schuld an diesen Versäumnissen? Wenn man mit Kaufleuten spricht, so hört man die Regierung anklagen, und wenn man bei Beamten anfragt, so erfährt man wieder, daß das ganze Uebel von den Finanzleuten in Berlin herkomme, die Alles besser wissen, und von den deutschen Kaufleuten, denen es an Unternehmungslust und an der Gewohnheit mangle, mit Kapital im großen Styl zu arbeiten. Es ist schwer, sich bei diesen entgegengesetzten Meinungen ein Urtheil zu bilden. Vielleicht ist die Regierung schuld, vielleicht sind es die Kaufleute, vielleicht gar sind es alle Beide. Andererseits kann man in Shanghai von kaufmännischer Seite Zweifel darüber äußern hören, ob denn der Werth des Entgangenen wirklich gar so groß sei? Wie wenn die chinesische Regierung, welche die Konzessionen nur stückweise vergeben wollte, Theile der Bahnen auch an nichtdeutsche Unternehmer verliehen hätte? Wie wenn die Provinz-Statthalter den Betrieb der Bahnen erschwert oder ihren Waaren-Verkehr durch hohe Inland-Zölle gestört hätten? So lange die politischen Verhältnisse unsicher sind, kann man nicht mit Gewißheit erwarten, daß eine Bahn sich rentiren wird. Ferner darf Deutschland hoffen, durch die Bahn, die es von Kiautschou aus nach Schantung hinein baut, auch seinen Antheil am chinesischen Waaren-Verkehr zu bekommen. Die Schantung-Bahn wird voraussichtlich in die Nordbahn, die von Peking herunter kommt, in irgend einem Punkte einschneiden, wird so die aus dem Norden kommenden Waaren abfangen und sie nach Kiautschou als dem nächstgelegenen Meereshafen führen können.

Es ist möglich, daß diese Hoffnung sich verwirklichen wird. Es ist möglich, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich, daß die deutschen Unternehmer ihr Geld verloren haben würden. Das ändert aber nichts an der Thatsache, daß Deutschland die großen chinesischen Bahnen hätte bauen können und nicht gebaut hat.

Nachtrag.

Die vorstehenden Ausführungen haben, nachdem die „Frankfurter Zeitung" sie an die Oeffentlichkeit gebracht hatte, einigen Widerspruch erfahren. Die „Kölnische Zeitung" publizirte einen offenbar aus Finanzkreisen stammenden Artikel, in welchem die deutschen Kapitalisten gegen den Vorwurf vertheidigt wurden, daß sie durch Unentschlossenheit den richtigen Zeitpunkt zur Theilnahme an den chinesischen Eisenbahn-Unternehmungen verpaßt hätten. Der Artikel suchte darzuthun, daß namentlich der Bau der Peking-Hankau-Bahn viel zu schwierig und kostspielig gewesen wäre, da die Arbeiten zum größten Theil auf Löß-Boden hätten vorgenommen werden müssen ꝛc. Anderseits erhielt ich von hochgeschätzter und maßgebender Seite ein Schreiben, das sich mit der Haltung der deutschen Regierung in der Frage der chinesischen Eisenbahnen beschäftigt. Der Absender des Briefes, welcher in der deutschen China-Politik gewiß nicht weniger gut Bescheid weiß, wie der Gesandte in Peking selber, bestreitet, daß die deutsche Regierung sich irgendwelche Versäumniß habe zu Schulden kommen lassen. Er meint, er habe nie gehört, daß von chinesischer Seite jemals der Bau einer Eisenbahn deutschen Unternehmern angeboten worden wäre. „Was insbesondere die Shanghai-Nanking-Eisenbahn betrifft," schreibt er, „so ist die Aussicht auf den Bau derselben dem deutschen Kapital nicht etwa durch mangelnde Unterstützung der deutschen Regierung verloren gegangen, sondern dadurch, daß die Bankiers in Berlin vom November 1897 bis zum März 1898 sich nicht entschließen konnten, bei der Sache zuzugreifen, wo sie dieselbe schon fast in der Hand hatten, und nicht einmal eine geeignete Persönlichkeit zur Verhandlung über die Bedingungen des Baues nach China schicken wollten, obwohl der deutsche Gesandte in Peking wiederholt darauf gedrängt hat."

Diese Stelle aus dem Schreiben meines verehrten Correspondenten ist nicht geeignet, meine Behauptungen zu entkräften, bestätigt vielmehr, daß, in der Angelegenheit der Shanghai-Nanking-Eisenbahn, eines der angeführten Versäumnisse wirklich begangen worden ist, allerdings nicht von der deutschen Regierung, sondern von den

deutschen Kapitalisten. Aber da ich nicht die mindeste Absicht habe, hier irgendwelche Rekriminationen zu erheben, lasse ich die Frage, ob es sich in den einzelnen Fällen mehr um amtliche oder mehr um finanzielle Unentschlossenheit handelt, vollständig unerörtert, erkläre, daß ich von den ausgezeichneten Intentionen aller in Betracht kommenden Persönlichkeiten überzeugt bin, und begnüge mich damit, die Thatsache der Versäumnisse überhaupt festzustellen, wobei ich mich auf Mittheilungen stütze, welche mir in Shanghai von Gewährsmännern gemacht worden sind, die selbst in den chinesischen Eisenbahn-Affairen eine bedeutende Rolle gespielt haben.

Im Uebrigen sind, wie im Allgemeinen, so auch auf diesem Gebiete, die Verhältnisse in China gegenwärtig fortwährend im Fluß, und so hat sich in der kurzen Zeit, seit die obigen Zeilen in der „Frankfurter Zeitung" erschienen sind, schon wieder Manches geändert. In der Konkurrenz um chinesische Bahn-Konzessionen ist Deutschland doch noch in letzter Stunde auf den Plan getreten. Eine deutsche Kapitalisten-Gruppe, deren Kern die rührige Deutsch-Asiatische Bank bildet, hat sich bei der Regierung in Peking um die Erlaubniß zum Bau einer Bahn beworben, welche von Tschingkiang, am Yang-tse-kiang, ausgehen, in ihrem weiteren Laufe die Schantung-Provinz durchqueren und in Peking resp. Tientsin endigen soll. Sofort nach dem Bekanntwerden des deutschen Projektes erhob England Einspruch mit dem Hinweis darauf, daß die Anfangsstrecke der geplanten deutschen Bahn in die englische Einflußsphäre am Yang-tse-kiang falle. Nach eifrigen diplomatischen Verhandlungen, die auf deutscher Seite von dem Gesandten in Peking, Herrn von Heyking, mit gewohntem Geschick geführt wurden, kam eine Einigung zu Stande, der zufolge die Tschingkiang-Peking-Bahn ein gemeinsames deutsch-englisches Unternehmen werden soll. Die Engländer sollen die Bahn von Tschingkiang bis zur Grenze der Schantung-Provinz, die Deutschen von da ab bis nach Tientsin bauen. Diese Lösung der Frage vermittelt nicht nur in dem besonderen Falle aufs Beste zwischen den widerstreitenden Ansprüchen, sondern hat auch das aus Gründen der allgemeinen Politik wichtige und erfreuliche Ergebniß, daß in einer großen chinesischen Unternehmung deutsche und englische Interessen eng mit einander verknüpft werden.

Nachdem die Angelegenheit mit England geordnet war, handelte es sich darum, bei der chinesischen Regierung die Konzession der Bahn durchzusetzen. Das war keine leichte Aufgabe. Als Konkurrent der deutschen Bewerber erschien insbesondere ein amerikanisirter Chinese, der Dr. Yung-Wing, der sich für den Vertreter eines amerikanischen Konsortiums ausgab. In anderen Ländern beginnt Derjenige, der eine Bahn zu bauen beabsichtigt, etwa damit, daß er die Strecke studiren oder vermessen läßt. Der Dr. Yung-Wing hielt sich bei so überflüssigen Formalitäten nicht auf; und da er selbst Chinese war, faßte er die Sache auf eine offenbar mehr chinesische Art an, indem er zunächst sich bemühte, diejenigen hohen chinesischen Beamten zu bestechen, welche auf die Angelegenheit von Einfluß sein konnten. Die Bestechungsgelder versprach er freilich nur, was wiederum ein treffliches System war, da man bei Versprechungen, wie bekannt, weitaus freigebiger zu Werke gehen kann, als bei Baarzahlungen. Immerhin konnten die chinesischen Behörden aus den Versprechungen des Dr. Yung-Wing ersehen, daß seine Geldmittel, falls er wirklich solche besaß, sehr bedeutende sein mußten. Da es nun durchaus sachgemäß ist, daß eine derartige Unternehmung dem Kapitalkräftigsten zufalle, so schienen die Tsching-kiang-Tientsin-Chancen des Dr. Yung-Wing eine Zeit lang sehr günstig zu stehen. Im Herbst 1898 aber brach in Peking die politische Krisis aus, von der in einem späteren Kapitel noch ausführlicher die Rede sein wird. Der Dr. Yung-Wing hatte sich vermuthlich etwas zu tief mit Kang-Yu-Wei und den Jung-Chinesen eingelassen. Als nun in Peking die Köpfe der Freunde des Kang-Yu-Wei zu fallen begannen, hielt es auch der Dr. Yung-Wing für räthlich, aus der chinesischen Hauptstadt zu verschwinden, in der richtigen Erkenntniß, daß das Bahn-Bauen, wenn man seinen Kopf dabei verliert, nur mehr ein halbes Vergnügen ist.

Jetzt ist das Feld frei, aber nun zögern wieder die deutschen Financiers, und diesmal mit Recht. Eine Zeit, in welcher das große chinesische Reich in allen Fugen zu krachen beginnt und in welcher auf seinem Throne selbst der Kaiser schwankt, lädt nicht gerade dazu ein, europäisches Kapital in chinesischen Unternehmungen anzulegen. Die chinesischen Eisenbahn-Angelegenheiten sind also durch

die politischen Vorgänge gegenwärtig einstweilen wieder einmal zum Stillstand gebracht worden und werden sich wohl nicht eher wesentlich weiter entwickeln, als bis China neuerdings eine konsolidirte Regierung haben wird, mag das nun eine chinesische Regierung sein oder, was natürlich noch besser wäre, eine europäische.

---

2. Die Bahn von Shanghai nach Wu-sung.

Shanghai, 18. Juni.

In einigen Wochen soll die Eröffnungsfahrt auf der Shanghai-Wu-sung-Eisenbahn stattfinden.*) Die Bahn hat die Aufgabe, Shanghai mit dem Meere zu verbinden. Die Lokomotive wird die Entfernung in etwa einer halben Stunde zurücklegen. Wu-sung wird also der Seehafen von Shanghai werden, und der Vergleich zwischen Bremerhaven und Bremen liegt nahe.

Die Terrain-Spekulanten haben bereits ihr Auge auf Wu-sung geworfen. Längs der Bahnstrecke wird eifrig Land gekauft. Am Ende der Bahn soll eine ganze europäische Stadt errichtet werden. Die Chinesen selbst wollen sie bauen, und auf den Plänen wenigstens ist sie so groß und größer noch als Shanghai angelegt. Dort, wo die Stadt stehen soll, ist kaum mehr Land zu haben. Die letzten Terrains, welche übrig sind, sucht eine japanische Gesellschaft an sich zu bringen. Die Preise sind ganz fabelhaft gestiegen. Die Bahn hat bei ihren Expropriationen den Morgen mit 5 Taels gezahlt, jetzt kostet er 50. Die ersten, welche Land zu spekulativen Zwecken ankauften, waren natürlich Mandarine, und zwar drei. Der Profit, den diese würdigen Spitzen der Behörden herausgeschlagen haben, wird auf fünf Millionen Taels beziffert. Die japanische Regierung bietet übrigens Alles auf, um in der neu zu errichtenden Stadt eine besondere japanische Niederlassung bewilligt zu erhalten. Die chinesische Regierung will um keinen Preis die Bildung einer japanischen Stadt an der chinesischen Küste zulassen, wird darum auf einmal großartig liberal und fremdenfreundlich und erklärt, die neue Stadt müsse allen Fremden aller Nationen in gleicher Weise offen stehen.

*) Die Shanghai-Wu-sung-Bahn ist in der That im September 1898 eröffnet worden und steht derzeit im Betriebe.

In Shanghai wird eine rund um die Stadt zu führende Bahn geplant, die sich an die Wu-sung-Bahn anschließen soll; von Shanghai wird es dann weiter ins Innere über Nanking nach Hankau gehen. Die ganze Strecke ist, wie in einem vorausgehenden Abschnitt ausgeführt, in den Händen eines englischen Konsortiums.

Die kleine Shanghai-Wu-sung-Bahn ist von dem deutschen Ingenieur Hildebrandt gebaut worden, dem jüngeren Bruder des Architekten Hildebrandt, welcher an der Errichtung des Kölner Bahnhofes mitgearbeitet hat und welcher, nachdem er Jahre lang in den Diensten des chinesischen Vizekönigs Tschang-tschi-tung thätig gewesen, jetzt von der Deutsch-asiatischen Bank engagirt worden ist, um deren chinesische Eisenbahn-Projekte ausführen zu helfen. Von dem älteren Hildebrandt war bereits früher die Rede. Der jüngere ist auch so ein deutscher Riese, der rechte Hadubrand, der zu jenem Hildebrand gehört. Er hat eben erst sein Staats-Examen in Deutschland gemacht, ist seit einem Jahre in China und geht zwischen Wu-sung und Shanghai hin und her in gewaltigen Kanonenstiefeln und in einer weißen Jacke mit weißen Husaren-Schnüren. Das Gesicht sieht martialisch aus mit den Narben-Spuren, welche die Korps-Mensuren darin hinterlassen haben, und niemals noch hat man zwischen Shanghai und Wu-sung so schöne „Durchzieher" gesehen. Ein großer Hund läuft zur Seite.

Herr Hildebrandt hat mehrere jüngere deutsche Ingenieure unter sich. Einer von ihnen spricht fließend chinesisch und schimpft die Bahnarbeiter in ihrer Landessprache zusammen. Auch ein deutscher Werkführer, Herr Richter, ist da, ein stiller, bescheidener, außergewöhnlich tüchtiger Mann. Die Familie Richter wohnt im Bahnhof-Gebäude von Wu-sung. Das ist ein böses Fieber-Loch, und die armen Frauen klagen alle über neuralgische Schmerzen und haben verbundene Gesichter. Sonst ist es recht heimlich in der kleinen deutschen Wohnung, deren Fenster auf die Whangpo-Mündung hinausgehen. Emsig tickt die Wanduhr, und auf dem Tische liegen Uhlands Gedichte.

Das Bahnhofs-Gebäude von Wu-sung ist theils aus rothen Ziegeln aufgeführt, theils aus rothbraun gefirnißtem Holze. Seine Giebel und Holzdächer rufen die Erinnerung an Schweizer Häuser wach. Die Eingangshalle unten ist mit hart gebrannten

Ziegeln gedielt. In dem Holz der Thüren klafft manchmal ein Spalt, und die Thürschnallen wackeln ein wenig in ihren Schlössern. Die Chinesen haben das gearbeitet; sie nehmen es nicht so genau, namentlich wenn sie im Tagelohn stehen. In der Hauptsache aber ist Alles fertig, und die Passagiere brauchen nur zu kommen. Ein Wartesaal zweiter uud dritter, sogar ein solcher erster Klasse ist vorhanden. Auch der Raum ist vorgesehen, wo die Bar Aufstellung finden soll. Zu einer Eisenbahn gehören Getränke. Rechts in der Eingangshalle ist der Schalter. Die Perronsperre wird eingeführt werden, d. h. die Controle der Billets wird vor dem Hinaustreten auf den Perron erfolgen. Man muß gleich beim Eingang aufpassen; denn wenn man die Chinesen erst in die Waggons hineinließe, so würden sie schon Mittel finden, um ohne Billets zu fahren.

Hinter dem Stations-Gebäude sind chinesische Arbeiter damit beschäftigt, auf den Kies des Bahndammes die Schwellen für die Schienen zu legen. Die Schwellen sind aus Stahl, neuestes preußisches System; sie können nur in Deutschlund fabrizirt werden und sind doch von der belgischen Firma Cockerill geliefert worden. Die Bahn wandte sich natürlich zuerst an die deutschen Firmen. Diese schienen anzunehmen, daß nun die Gelegenheit gekommen sei, sich der Reichthümer China's zu bemächtigen; sie machten so horrende Preise, daß es unmöglich war, das Geschäft mit ihnen abzuschließen. Der Belgier Cockerill erbot sich, die Schwellen anzufertigen; und obwohl er selbst erst das Material aus Deutschland beziehen und für die Fabrikation eigene Maschinen aufstellen mußte, waren seine Preise immer noch niedriger, als diejenigen der deutschen Fabrikanten. So erhielt Cockerill die Lieferung, und die deutschen Firmen bekamen gar nichts, weil sie zu viel auf einmal haben wollten.

Auf der Drehscheibe kauert ein Chinese und streicht sie mit grauer Farbe an. Daneben wird ein Wasserloch gegraben; die Chinesen stehen bis zu den Knieen im schmutzigen Wasser und nehmen jedes Stück Erde mit den Händen heraus. Im Lokomotiv-Schuppen hängen die Schornsteine von zwei Maschinen im Dache, und unten stehen die eisernen Leiber und warten, daß ihnen vom Dache herab der Hals anwächst. Die Triebkraft zu den Arbeiten gibt ein Petroleum-Motor von sechs Pferdekräften her. Auf den

Schienen rollen Kulis einen niedrigen Arbeits-Wagen herbei. Für diese Rickscha-Zieher und Karren-Schieber bringt die Eisenbahn nicht viel Neues; jetzt ziehen und schieben sie eben auf den Schienen, und da es so viel sicherer und rascher geht, finden sie gewiß, daß diese Eisenbahn eine vernünftige Einrichtung ist. Es herrscht sichtlich bereits eine gewisse Vertraulichkeit zwischen den Kulis und der Eisenbahn, und was die Lokomotive anlangt, welche ja auch zieht und schiebt, so wird dieselbe von den Kulis ein wenig als Kollegin behandelt.

Zwei Lokomotiven sind nämlich bereits fertig oder so gut wie fertig. Sie sind in hunderten von Stücken, die in hunderte von Kisten verpackt waren, aus Amerika angekommen. Der Werkführer Richter hat sie zusammengesetzt. Die Mühe war umso größer, als er nur chinesische Arbeiter zur Verfügung hatte. Aber die Chinesen sind für Alles zu verwenden. Jetzt, wo die Zeit der Eisenbahnen in China gekommen ist, zeigt es sich, daß sie auch Lokomotiven bauen können. In Tientsin besteht sogar bereits eine chinesische Waggon-Fabrik, welche das übrige rollende Material für die Shanghai-Wu-sung-Bahn herstellt. Die beiden fertigen Lokomotiven sind in einem Arbeits-Schuppen untergebracht, der provisorisch aus Matten errichtet ist. Sie sind schlank und kräftig gebaut, und wenn man sie erst aus dem Schuppen herauslassen wird, so werden sie munter durch das chinesische Land laufen. Man sieht es ihnen an, daß sie rennen können. Gegenwärtig strahlen sie im sonntäglichen Glanze eines funkelnagelneuen, grünen und rothen Anstrichs. Die obere Hälfte nämlich ist grün, die untere roth. Auf dem Kessel der einen sitzt ein Chinese, hält einen Farbentopf in der Hand und streicht mit dem Pinsel langsam an den Stellen entlang, wo das vorhandene Grün noch grüner werden soll. Denn so eine junge Lokomotive, die zum ersten Mal durch ein neues Land fahren soll, kann nicht grün genug gestrichen sein.

Auch sonst ist natürlich die ganze Bahn von chinesischen Arbeitern gebaut worden. Sie sind anstellig und tüchtig, aber man muß sie fortwährend überwachen; sobald sie merken, daß die Aufsicht nachläßt, legen sie sich hin und schlafen. Ueberall an der Bahnstrecke gehen chinesische Soldaten auf und ab, mit Bambus-Rohrstöcken in den Händen; sie sind da, um aufzupassen, daß die

Nägel nicht aus den Schienen oder die Ziegel aus den Mauern gestohlen werden, was sonst unfehlbar geschehen würde. Das Ueberwachungs-System ist vortrefflich und würde sich nur in dem Falle als unvollkommen erweisen, wo es den Soldaten selbst einfiele, die Nägel aus den Schienen zu stehlen.

Man braucht gute drei Stunden, um zu Fuß an der Bahnstrecke entlang von Wu-sung bis Shanghai zu gehen. Die Schienen liegen nur etwa bis zehn Minuten hinter Wu-sung. Dann beginnt der Kies ohne Schienen, und bald hinterher beginnt der einfache Bahndamm ohne Kies. Die Ingenieure hoffen, die Schienen in sechs Wochen bis Shanghai legen zu können. Es hat schwere Mühe gekostet, sie von Europa herüber zu bringen. Einmal hat eine Schienenladung ins Rothe Meer geworfen werden müssen, weil das Schiff auf den Strand gerieth. Ein neuer Transport kam glücklich in Wu-sung an, aber beim Ausladen fiel hier ein Theil der Schienen ins Wasser. Jetzt sind sie endlich alle zur Stelle und alle in leidlichem Zustande. Die eisernen Brücken, welche nöthig waren, um die Bahn über einige Wasserläufe zu führen, sind aus Deutschland gekommen; sie sind sämmtlich bereits auf die Ziegel-Untermauerungen aufgesetzt und thun ihren Dienst auf der Strecke. Neben der einen ist noch die alte chinesische Brücke zu sehen. Im Flußbett sind durch aufeinander geschichtete Steine zwei Pfeiler aufgerichtet; drei lange und schmale Steine sind von dem einen Ufer über die Pfeiler nach dem andern Ufer gelegt und bilden die Brücke. Die Steine sind grau vom Alter, und in die langen sind Ornamente eingegraben. Es sind nur lose Steine; doch sie sind malerisch aufgeschichtet, und die Brücke ist luftig und zierlich. Die neue Brücke liegt daneben, schwerfällig und eckig. Aber sie kann einen Zug tragen. Malerisch ist sie nicht. Wozu auch? Heutzutage handelt es sich hauptsächlich darum, aus Eisen zu sein.

Hinter Wu-sung geht die Bahn noch an einigen Stations-Häusern vorüber, deren Dächer geschweift sind nach chinesischer Art. Dann tritt sie in die Ebene ein. Es ist eine grüne Landschaft. Weit schweift der Blick zur Rechten und zur Linken über die Felder. Mitten in den Aeckern stehen die Bäume. Man weist ihnen hier keine besonderen Plätze zu, man verwendet sie nicht zur Stylisirung

der Landschaft durch Parks oder Alleen, man läßt sie wachsen, wo sie wollen. Ab und zu hat sich am Wege ein Stück Wald gebildet. Die Bäume stehen dicht beisammen, hoch ist das Gras zwischen ihnen aufgeschossen, auch Bambus-Gebüsch hat sich dazu gesellt mit seinen kerzengeraden und schlanken Stämmen und mit dem zarten Grün seiner Blätter. Ringsum dehnen sich Felder, und weit drüben landeinwärts ist wieder ein anderes Stück Wald. Der Wald ist eben hier ratenweise über die Ebene vertheilt. Dann wieder kommt ein einzelner Baum hier und ein einzelner Baum dort, und dann sind sie auch einmal zu einer Gruppe vereinigt um ein Grab herum.

Das ganze Land ist mit Gräbern erfüllt. Die lebenden Menschen wohnen in den Städten, die todten Menschen verschwinden nicht, nachdem ihre irdische Rolle ausgespielt ist, sondern ziehen aus der Stadt heraus und breiten sich über das Land aus. Die Hälfte von China ist ein großer Kirchhof. Der Bauer muß den Ackerboden mit den Todten theilen, und die Todten nehmen oft das Beste weg. Sie sind in China eine aufdringliche Gesellschaft, diese Todten, während sie doch bei uns in Europa mit einem kleinen Raum sich begnügen und dort in aller Diskretion verwesen, um nur ja die Lebenden nicht mehr zu stören. Inmitten der Aecker sind die Grabhügel aufgerichtet, hunderte, tausende von Grabhügeln, regellos über das Gefilde verstreut, und der Bauer muß seinen Pflug um sie herumführen. Manchmal auch ist der Sarg einfach ins offene Feld gestellt, mit Matten umwickelt (wahrscheinlich, um den Todten vor Erkältung zu schützen), oder auch der nackte Holzsarg ohne Umhüllung. Es ist gar nicht zu schätzen, wieviel Boden durch diese Gräber der Landwirthschaft verloren geht.

Auch die Bahn muß sich mühsam ihren Weg durch Gräber hindurch schaffen. Die Chinesen können nicht zulassen, daß die Grabesruhe ihrer Ahnen durch ein fremdes Teufels-Werk, wie eine Eisenbahn, gestört werde; ferner scheinen sie zu fürchten, daß im Jenseits die soziale Stellung Derjenigen leidet, an deren Grabe eine Eisenbahn vorbeigeht. Glücklicher Weise gibt es einen Ausweg. Die Bahn, welche einen bestimmt vorgezeichneten Weg hat, kann nicht den Ahnen, wohl aber können die Ahnen der Bahn ausweichen. Die ganze Angelegenheit ist eine Geldfrage. Für eine angemessene Entschädigung ist der Chinese bereit, die Ruhestätte seiner Vorfahren an die Bahn

abzutreten; am Ende würde er auch sogar die Vorfahren selbst hergeben, wenn diese für die Bahn von irgend welchem Nutzen sein könnten. Einstweilen gräbt er seine Ahnen aus, packt sie auf und bringt sie anderswo unter an einem Ort, wo es keine Bahnen gibt. Wenn er nicht will, so findet man schon Mittel, um ihn geneigt zu machen. Im Nothfall expropriirt man die Todten wie die Lebenden. In den Baukosten einer Bahn spielen die Ankäufe von Gräbern eine große Rolle. An der Peking-Hankau-Linie kommt das Grab im Durchschnitt auf zwei Dollars zu stehen. In der Umgebung von Shanghai ist die Nachfrage nach Gräbern so groß, daß die Preise erheblich gestiegen sind. Man zahlt das Stück 150 Dollars und mehr. Es ist erstaunlich, daß sich die Spekulation hier noch nicht eingemischt hat; oder am Ende hat sie es gethan, ohne daß man es weiß, und der Chinese, der viele und in guter Lage begrabene Vorfahren hat, leiht sie vielleicht an andere Chinesen zur geschäftlichen Verwerthung aus, gegen Baar oder gegen Gewinn-Betheiligung.

Mitten auf der Shanghai-Wu-sung-Strecke liegt ein kleiner Friedhof, der einem protestantischen Chinesen gehört. Dieser hat der Bahn die größten Schwierigkeiten gemacht. Von Früh bis Abend standen Aufpasser da, und wenn die Arbeiter beim Bahnbau auch nur ein Eckchen des Friedhofes antasten wollten, erhoben die Wächter einen furchtbaren Lärm. Die Bahn hat sich fügen müssen und macht an der Stelle eine kleine Biegung, um dem Friedhof auszuweichen. Kaufen konnte man ihn nicht, denn der gute Mann war zu theuer. Es ist schwer, mit Chinesen umzugehen; aber wenn sie Christen geworden sind, ist überhaupt nicht mehr mit ihnen fertig zn werden.

Wären die Gräber nicht, so wäre es eine deutsche Landschaft. Das Grün der Aecker und Wiesen ist deutsch, das gedämpfte Sonnenlicht, das durch den grau verhangenen Himmel dringt, ist deutsch, und deutsch sind die Weiden, welche die Ufer der Wasserläufe einsäumen. In dieser deutschen Landschaft entfaltet sich das chinesische Landleben. Auch die Bauern und Bäuerinnen, welche in ihren blauen Kitteln auf dem Felde arbeiten, sehen von fern aus, wie die unsern, und die gelben Gesichter, die von der Sonne und der Luft gebräunt sind, gleichen den gebräunten Gesichtern der Landleute in Europa. Es ist im Wesentlichen die gleiche Arbeit,

die sie thun; und so erklärt es sich, daß der Bauer auf dem Felde überall in der Welt derselbe ist. Fremdartig sind nur die Büffel, die als Ackerthiere dienen. Den Kopf mit den gewundenen, spitzen Hörnern tragen sie niedrig, der Körper breitet sich gewaltig aus, und wenn man das Hintertheil mit seiner derben grauen Haut sieht, fallen Einem die Unthiere aus den Zoologischen Gärten ein, das Nashorn oder das Nilpferd. Manchmal sind sie auch schwarz und haben funkelnde, böse Augen. Aber sie tragen ruhig die Kinder auf dem Rücken, wenn es am Abend von der Feldarbeit nach Hause geht. Geduldig ziehen sie den hölzernen Pflug von uralter Form. Der Boden, den die Pflugschaar aufwirft, ist schwarz und fettig und läßt große Fruchtbarkeit vermuthen. Der Pflug, der über die Reisfelder geht, wird nicht hinten gelenkt, sondern der Bauer steht auf dem Geräthe selbst, das hier eine flache Form hat.

Die Reisfelder, in denen die Saat bereits aufgegangen ist, liegen ganz unter Wasser. Arbeiter nehmen die dicht wachsenden Schößlinge heraus, um sie auf einem Nachbarfelde in Abständen vereinzelt wieder einzusetzen. Es heißt, daß diese Leute, welche den ganzen Tag in Wasser und Sumpf stehen müssen, häufig von Elephantiasis befallen werden. Neben dem Reis und dem Korn wachsen die niedrigen Stauden der Baumwolle. Auf einem Felde sprießen im Grünen weiße Blüthen, und man sendet einen Gruß hinüber zu der alten Freundin aus der Heimath, zu der Kartoffel. Das geschnittene Getreide wird nach Hause getragen. Die Träger haben den dicken Bambusstab über der Schulter, an welchem die Kulis alle Lasten schleppen, und ein Getreidebündel hängt vorn daran herunter, ein anderes hinten. Frauen kommen vom Felde mit geschulterten Arbeits-Geräthen. Alle diese Geräthe haben Stiele aus Bambusrohr. Enten werden auf die Weide getrieben. In langer Reihe, eine hinter der anderen, watscheln sie auf dem schmalen Wege hin. Der Hirt geht nebenher und hält mittels einer langen Gerte das geflügelte Volk in Zucht und Ordnung. Dann liegen wieder einmal niedrige Bauernhäuser am Bahndamme, und daneben ein ländlicher Tempel. Die Götter stehen in einer offenen Halle, nur oben durch ein Regendach geschützt. Es sind blau und roth angemalte Götter, Bauerngötter in grellen Farben.

Die erste Station ist Kiangwan. Der Bahnhof ist auch hier fertig gebaut. Zur Seite unter dem Dach ist ein Medaillon-Bild mit chinesischen Göttern. Die Köpfe der Balken, welche den Giebel tragen, sind mit Farbenstrichen bepinselt; der chinesische Künstler, von dem diese Farbenstriche herrühren, hat offenbar gewünscht, dadurch den Eindruck von Drachenköpfen hervorzurufen. Denn ohne Drachen kann es in China nichts Gutes geben, und sie müssen auch ihr Theil an der Eisenbahn haben. Unten im Bahnhof wird noch eifrig gehämmert und gesägt. Der Aufseher der Arbeiten ist ein sehr höflicher und sehr gelehrter Mann, ein chinesischer Doktor. Die nächste Station ist an den Schießstätten. Von hier sieht man bereits den Wasserthurm von Shanghai und den Bahnhof der Endstation, der im Gefild liegt, nicht weit von den stattlichen neuen Häusern, welche auf dieser Seite die Grenze des amerikanischen Settlement bilden.

XV. Deutsche Militär-Instruktoren in China.

Die chinesische Armee-Reform mit Hilfe deutscher Militär-Instruktoren ist nicht zur Durchführung gelangt. Die Schuld liegt lediglich in den Verhältnissen. Die deutschen Offiziere konnten die chinesische Armee namentlich aus dem Grunde nicht reformiren, weil sie überhaupt nicht vorhanden ist. Soldaten gibt es genug in China, und sie machen dort nicht gerade den besten Theil des Volkes aus. Jedoch eine Zusammenfassung dieser Soldaten in eine einheitliche Organisation und deren Unterordnung unter eine Centralgewalt — also eben das, was wir unter „Armee" begreifen, — existirt nicht. Vielleicht bestehen Organisation und Centralgewalt auf dem Papier. Aber da im chinesischen Reiche der seit Jahrhunderten fortschreitende Verfall alle Zusammenhänge gelockert hat, so hat auch hier das oberste Kommando in Peking, falls es überhaupt ein solches gibt, jedenfalls nicht viel zu kommandiren.

Die Truppen stehen unter den Gouverneuren der Provinzen. Wenn nun so ein Vizekönig im Ausnahmsfalle einmal ein Mann ist, der sich für Militärwesen interessirt, und wenn er, was einen noch selteneren Ausnahmsfall bildet, Vernunft genug besitzt, um zu begreifen, daß die chinesischen Offiziers-Prüfungen, welche Kenntnisse im Bogenschießen und Steinheben verlangen, heutzutage nicht mehr der Weg sind, der zur Erringung von kriegerischen Lorbeeren führt, — so läßt er wohl einmal einige Hundert seiner Soldaten durch ausländische Drillmeister einexerziren oder gründet eine Kriegsschule, in der ein Paar chinesische Literaten von euro-

päischen Offizieren sich einpauken lassen sollen, wie man Schlachten gewinnt. Das nennt man dann in China „Armee-Reform". Alle Reform-Versuche dieser Art mußten schon aus dem Grunde vergeblich sein, weil sie eben niemals von der Central-Gewalt ausgingen. Der junge Kaiser von China hatte das sehr wohl begriffen und hatte sich entschlossen, selbst die Heeres-Reorganisation in die Hand zu nehmen. Aber es ist bekannt, wie er im Herbst 1898 gerade durch die großen Reform-Werke, die er beginnen wollte, seinen Thron verlor. Hierin liegt nur ein neuer Beweis dafür, daß die Central-Gewalt zur Zeit in China nicht mehr stark genug ist, um noch irgendwelche Besserungen militärischer oder sonstiger Natur durchzuführen. Wenn der Kaiser in Person zum Kampf gegen die alten Mißstände sich aufrafft, so weichen nicht die Mißstände, sondern der Kaiser verliert seine Krone.

Bisher ist also alle chinesische Armee-Reform nichts gewesen als eine Reihe vereinzelter Experimente von Vizekönigen, und zwar kommen auch eigentlich nur zwei Vizekönige in Betracht: Li-Hung-Tschang, welcher lange Jahre Gouverneur in Tientsin war, ehe er nach Peking berufen wurde, und der schon früher erwähnte Tschang-tschi-tung, welcher derzeit als Statthalter in Wu-tschang residirt. Die deutschen Instruktoren, wenn sie vielleicht auch Namens der chinesischen Allgemein-Regierung engagirt worden sind, haben doch immer nur mit Vizekönigen zu thun gehabt und haben lediglich bei diesem oder jenem provinziellen Truppentheil ihre Thätigkeit entfalten können. Auch in ihren so beschränkten Wirkungskreisen haben sie sich nicht zu behaupten vermocht, auch hier hat die chinesische Unvernunft ihre Bemühungen vereitelt, trotzdem sich bereits die Erfolge zu zeigen begannen.

Man braucht das nicht allzu tragisch zu nehmen. Wenn deutsche Offiziere nach China gegangen sind, so geschah dies zumeist wohl weniger aus Begeisterung für die Drachen-Fahne, als vielmehr mit Rücksicht auf die recht bedeutenden Gehälter, welche den Instruktoren zugesagt wurden. In letzterer Beziehung hat die chinesische Regierung alle ihre Versprechungen eingehalten, und die Honorare sind stets pünktlich ausbezahlt worden. So hat doch eigentlich nur China den Schaden davon gehabt, weil es die angeworbenen tüchtigen Lehrkräfte nicht zu verwenden wußte. Die Lehrer selbst aber haben für die Ent-

täuschungen, die ihnen die Undurchführbarkeit ihrer Aufgabe bereiten mußte, eine Kompensation im Wohlstand oder wenigstens in einem gewissen Wohlleben finden können. Namentlich die deutschen Unteroffiziere, welche mit den Offizieren nach China gezogen waren, sahen sich dort in eine materielle Situation versetzt, wie sie dieselbe so vortheilhaft niemals erhoffen konnten; und es soll vorgekommen sein, daß ihnen infolgedessen das Selbstbewußtsein ein wenig stieg, daß sie die deutschen Offiziere, so fern von der Heimath, nicht mehr als Vorgesetzte anerkennen wollten, und daß der deutsche General-Konsul von Shanghai nach Nanking hinauffahren mußte, um den Streit zu schlichten.

Im Allgemeinen darf man sagen, daß die Zeit der deutschen Militär-Instruktoren in China bis auf Weiteres vorüber ist. Wohl sind an den chinesischen Kriegsschulen von Nanking, Wu-tschang und Tientsin noch einige deutsche Offiziere oder Unteroffiziere in Thätigkeit. Aber das sind in der Regel nur versprengte Trümmer der größeren deutschen Instruktions-Unternehmungen, und auch jene Letzten, die übrig geblieben sind, werden wahrscheinlich über kurz oder lang ihre Stellungen aufgeben. Andere sind in die Heimath zurückgekehrt, noch Andere sind draußen geblieben, haben sich dem kaufmännischen Berufe zugewandt und sind tüchtige und rührige Mitglieder des deutschen Handelsstandes in Ostasien geworden. Die Ueberlegenheit, mit der nach der preußischen Tradition der Offizier auf den Zivilisten, insbesondere auf den Kaufmann, herabzusehen pflegt, verliert sich rasch in den großen und freien Verhältnissen, die auf den Stätten des Welthandels herrschen. Shanghai ist weit von Potsdam. Manche von den Offizieren haben sich draußen zu so vorurtheilslos, so frei, so bürgerlich denkenden Menschen entwickelt, daß der Wunsch sich regt, es möchte sich ermöglichen lassen, Ostasien überhaupt als Erziehungs-Aufenthalt für gewisse preußische Lieutenants zu verwenden. . . . . .

Der letzte größere Versuch, der in China mit deutschen Instruktoren gemacht wurde, begann 1895 und endete 1898. Im Jahre 1895 traten mehrere deutsche Offiziere und Unteroffiziere als militärische Lehrmeister in die Dienste der chinesischen Regierung. Der höchste im Range war der preußische Major von Reitzenstein. Die Erlebnisse des Herrn von Reitzenstein und seiner Kameraden sollen im Folgenden

kurz berichtet werden nach Mittheilungen, welche mir der Major selbst gemacht hat, als ich ihn im Juni 1898 in Shanghai traf, wo er gerade im Begriff stand, sich wieder nach Deutschland einzuschiffen.

Die deutschen Instruktoren kamen also im Jahre 1895 nach China. Eigentlich waren sie für Tientsin engagirt. Da aber in jener Gegend die Japaner saßen, beschlossen sie, einstweilen in Shanghai zu bleiben und dort die weitere Entwickelung abzuwarten. Bald traten sie hier in Beziehung zum alten Tschang-tschi-tung, der in jener Zeit als Vertreter des Vizekönigs in Nanking residirte. Tschang-tschi-tung war nach einigen Unterhaltungen mit dem Major von Reitzenstein ganz Feuer nnd Flamme für die Armee-Reform im deutschen Style und ersuchte die Instruktoren, sie möchten in Nanking ihr Werk beginnen. Er wollte zugleich einen Immediat-Bericht an den Kaiser machen und erbat sich von Herrn von Reitzenstein Vorschläge über die Grundzüge der in Aussicht zu nehmenden neuen Militär-Organisation. Namentlich wünschte er Aufklärung über die Gründe, weshalb die chinesische Truppe, welche die von Li-Hung-Tschang berufenen deutschen Instruktoren ausgebildet hatten, im Kriege gegen die Japaner so wenig Stand gehalten habe. Der Major von Reitzenstein sagte, die Gründe seien sehr einfach, und aus ihnen ergebe sich ganz von selbst der Hauptpunkt der neuen Militär-Organisation, weshalb es langer Immediat-Berichte erst gar nicht bedürfe. In Tientsin seien die Instruktoren eben lediglich Drillmeister gewesen, ohne jede direkte Gewalt über die Truppen. In den Krieg seien die Truppen dann von chinesischen Offizieren geführt worden, welche weder die Fähigkeit, noch die Autorität zur Ausübung des Kommandos besessen hätten. Wenn man in Zukunft etwas Vernünftiges zustande bringen wolle, so sei es absolut unerläßlich, die Instruktoren auch wirklich zu Vorgesetzten der auszubildenden Truppen zu machen. Tschang-tschi-tung begriff das vollständig, sagte die Erfüllung dieser Anforderung zu, und der Major von Reitzenstein kam nach Nanking als kommandirender General der von ihm zu organisirenden Armee, während den übrigen deutschen Offizieren und Unteroffizieren andere militärische Ränge zuerkannt wurden.

Tschang-tschi-tung bat, man möge zuerst seine Leibgarde ausbilden. Alles in Allem wurde die Aufstellung eines Armeekorps

von 10,000 Mann in Aussicht genommen. Der Major von Reitzenstein wandte ein, daß er nicht 10,000 Mann auf einmal im Waffendienst unterrichten könne. Schließlich wurde eine Einigung in der Weise erzielt, daß der Major zunächst einmal 2500 Mann unter sein Kommando bekommen sollte; nach deren Ausbildung sollte eine weitere Abtheilung von 2000 bis 3000 nachfolgen, und so fort, bis die 10,000 Mann beisammen sein würden. Tschang-tschi-tung ordnete also die Aushebung der ersten 2500 Mann an, und die Offiziere nahmen einstweilen seine Leibgarde ein wenig in Arbeit.

Kaum hatte die Aushebung begonnen, so kehrte Li-Hu, der eigentliche Vizekönig der Provinz, nach Nanking zurück. Tschang-tschi-tung mußte die Vertretung niederlegen und in sein eigenes Departement zurückkehren. Li-Hu, der Vizekönig von Nanking, stammt aus Hu-nan, und die Bevölkerung von Hu-nan gilt in China als die konservativste von Allen, als diejenige, die am Zähesten an den alten Sitten und Gebräuchen festhält und die am Feindlichsten gesinnt ist gegen alles Neue und Fremde. Beispielsweise ist Grund zur Annahme vorhanden, daß an der Grenze der Hu-nan-Provinz reiche Kohlenlager sich befinden. Aber ihre Ausbeutung ist unmöglich, da man keine Maschinen hinschaffen kann: die Bevölkerung würde sie zerstören. Kaum hatte Li-Hu sein Amt in Nanking wieder angetreten, so änderte sich die Situation vollständig. Jeder Vizekönig bringt seine eigenen Beamten mit. Alle Verwaltungsstellen wurden mit Hu-nan-Leuten besetzt, und diese machten es sich zur angenehmen Pflicht, die Instruktoren an der Durchführung ihrer Aufgabe in jeder möglichen Weise zu behindern. Die deutschen Herren sahen sich das eine Zeitlang mit an. Schließlich führte die Frage der Baustellen einen ernsten Bruch herbei.

Es war kontraktlich ausbedungen worden, daß jeder Offizier ein Haus bekommen sollte, und zwar sollte dasselbe an der Stelle gebaut werden, die er selbst bezeichnen würde. Der Major von Reitzenstein drängte auf Ausführung dieser Zusage. Der Vizekönig machte einige Ausflüchte, konnte aber schließlich die Angelegenheit nicht länger hinausschieben. Es wurde ein Tag bestimmt, an welchem die Offiziere auf dem Platze erscheinen sollten, der für ihre Häuser in Aussicht genommen war, um sich im Einzelnen die

Baustellen auszusuchen. Der Tag kam, und der Major von Reitzenstein stieg zu Pferde, um nach dem Platze zu reiten. Er war wie gewöhnlich unbewaffnet und hielt nur eine Reitgerte in der Hand. Bisher war das Leben in Nanking von idyllischer Friedlichkeit gewesen. Eine Waffe nahm man nur zur Haud, um einen Fasan zu schießen, wenn er sich in den Straßen der Stadt zeigte.

Der Major reitet also leichten Herzens in den Morgen hinein. Wie er in die Nähe des Platzes kommt, bemerkt er dort eine Menge Leute. Er denkt, daß dies die Bauarbeiter sind, achtet nicht weiter darauf und reitet weiter. Plötzlich tauchen in seiner Nähe einige Hundert Kerle auf. Einer fällt dem Pferde in die Zügel und schreit dem Major zu: „Das ist kein Weg für Dich!" Dieser ist zunächst ganz sprachlos über eine solche in Nanking bis dahin nicht erhörte Unverschämtheit. Nachdem er sich von seinem Erstaunen erholt hat, erhebt er drohend seine Reitgerte, und da der Mann, der die Zügel des Pferdes gefaßt hält, noch immer nicht loslassen will, schlägt er ihm mit der Gerte auf die Finger. In diesem Augenblick hageln ihm die Steine ins Gesicht, die ganze Bande schickt sich an, über ihn herzufallen, und vor ihm erscheint ein baumlanger Bursche, der eine dicke Bambusstange mit beiden Händen anpackt, um sie ihm über den Kopf zu schlagen. Es gelingt dem Major, sein Pferd freizumachen. Er drückt ihm die Sporen in die Seite, reitet gegen den Mann mit der Bambusstange an, welcher in seiner ganzen Länge auf den Rücken fällt, und sprengt davon, während ihm das Blut über das Gesicht rinnt. Zu Hause findet er die ganze Schaar der Militär-Instruktoren, die bereits Kunde von dem Geschehenen erhalten hat, bis an die Zähne bewaffnet vor. Er telephonirt augenblicklich nach Shanghai, wo deutsche Kriegsschiffe liegen, und bittet, eines von denselben den Yang-tse-kiang hinauf nach Nanking zu senden. Dann begibt er sich zum Vizekönig und stellt seine Forderungen: Da es sich nachweisen läßt, daß der chinesische General, den der Vizekönig aus Hu-nan mitgebracht hat, das Volk aufgewiegelt hat, so ist der General sofort aus Nanking zu entlassen, die Uebelthäter sind zu bestrafen, Schadensersatz ist zu leisten 2c.

Am nächsten Tage war das deutsche Kriegsschiff zur Stelle. Der Vizekönig, der dessen Kanonen auf Nanking gerichtet sah, zeigte

ein merkwürdig rasches Verständniß für die Forderungen der deutschen Instruktoren. Auf Schadenersatz verzichteten sie selbst, um den Fortgang ihres Werkes nicht zu stören, und bald war wieder Frieden in der Stadt.

Inzwischen war die von Tschang-tschi-tung begonnene Aushebung zu Ende geführt; etwa 3000 Mann waren in Nanking versammelt, um von den deutschen Instruktoren die Anfangsgründe militärischer Weisheit zu lernen. Aber sofort begannen wieder die Eifersüchteleien zwischen diesen Soldaten und den Hu-nan-Mannschaften des Vizekönigs, welche nicht so gut ausgerüstet und vor Allem nicht so gut bezahlt waren, wie die unter deutschem Kommando stehenden Truppen. Die Hetzereien beim Vizekönig wurden unermüdlich fortgesetzt, bis endlich Li-Hu den deutschen Instruktoren erklären ließ, er könne ihnen keinerlei Befehlsgewalt über die von ihnen ausgebildeten chinesischen Soldaten zugestehen. Er werde zu Vorgesetzten derselben chinesische Offiziere ernennen, und die deutschen Offiziere hätten sich nur als Exerziermeister zu betrachten. Der Major von Reitzenstein protestirte mit aller Energie, berief sich auf die kontraktliche Abmachung, welche den deutschen Offizieren das wirkliche Kommando der von ihnen auszubildenden chinesischen Truppen gewährte, und zeigte die vom Kaiser von China selbst besiegelte Urkunde. Der Vizekönig von Nanking sah sich das Schriftstück mit allem schuldigen Respekt an und erklärte hierauf, in seiner Provinz mache er, was ihm gut dünke. Darauf hin setzten sich die deutschen Offiziere in Strike; sie erklärten, daß sie sich nicht mehr um die für sie ausgehobenen Truppen bekümmern würden, der Vizekönig möge mit denselben fertig werden, wie er wolle.

Eine Zeit lang schien der Vizekönig mit dieser Lösung zufrieden zu sein. Die Soldaten aber, welche beschäftigungslos in den Straßen herumlagen, kamen durch den Müßiggang auf allerhand böse Gedanken, riefen schließlich Unruhen hervor und zeigten nicht übel Lust, sich in Nanking als die Herren aufzuspielen. Jetzt bekam der Vizekönig Angst, sandte nach den deutschen Instruktoren und bat diese inständig, sie möchten das Kommando der Truppen doch ja wieder übernehmen. Die deutschen Offiziere ließen den Provinz-Gewaltigen erst ein wenig zappeln, dann mußte er Buße thun und schwören, sich niemals mehr in die Angelegenheiten der Instruktoren

hineinzumischen, und hierauf ließen sie die Truppen wieder zum Dienst antreten. Aber je mehr die Ausbildung fortschritt, um so mehr nahm die Gährung unter den Hu-nan-Soldaten des Vizekönigs zu. Schließlich konnten sie nicht mehr an sich halten, und eines Morgens fielen sie auf dem Exerzierplatz über einen deutschen Unteroffizier her, der zu Pferde dort erschien, um eine Abtheilung seiner Leute zu erwarten, welche zur Uebung kommandirt war. Sie hieben mit Hellebarden auf ihn los, stachen mit Piken auf ihn ein und ließen den Bedauernswerthen für todt auf dem Platze liegen. Glücklicherweise gelang es, den Schwerverletzten zu retten; er genas in der Folge sogar vollständig von den Hieb- und Stichwunden, die ihm beigebracht worden waren. Jetzt erschienen zwei deutsche Kriegsschiffe vor Nanking. Der überfallene Unteroffizier erhielt ein Schmerzensgeld von 25,000 Mark und wurde sofort in die Heimath entlassen. Der Major von Reitzenstein erklärte, er wolle keine Stunde länger in Nanking bleiben. Schließlich einigte man sich dahin, daß die deutschen Instruktoren mit 2500 Mann chinesischer Truppen das befestigte Lager von Wu-sung an der Mündung des Yang-tse-kiang beziehen und dort die militärische Ausbildung der Mannschaft vollenden sollten.

In Wu-sung, wo die deutschen Offiziere ihre Soldaten vollständig in der Gewalt hatten und wo keinerlei störende Einflüsse mehr zu überwinden waren, machte das Ausbildungs-Werk verblüffend rasche Fortschritte. Bei richtiger Behandlung eignen sich die Chinesen durchaus zu Soldaten. Das hat schon der General Gordon erkannt, als er mit einer chinesischen Armee die Taiping-Rebellion niederwarf. Es ist bekannt, daß er späterhin, wenn man ihn mit größeren militärischen Unternehmungen betraute, oft den Wunsch äußerte: „Gebt mir nur Chinesen!" Warum sollte auch dieses Volk, dessen Anstelligkeit keine Grenzen zu haben scheint und das Alles zu erlernen fähig ist, sich nicht auch das Waffen-Handwerk aneignen können? Warum sollten die Chinesen keine guten Soldaten sein, da ihre Körperkraft nicht selten in's Riesenhafte geht und da sie den Tod nicht fürchten? Gegenwärtig wird in China der Soldat verachtet. Er ist eben nichts anderes als ein Kuli. Die deutschen Instruktoren stellten es sich zur Aufgabe, die Soldaten von dem drückenden Gefühl der Verachtung zu befreien,

das auf ihnen lastete. Selbstachtung ist die beste Grundlage der Disziplin. Die deutschen Offiziere riefen das Selbstgefühl der Soldaten wach, indem sie dieselben zu Leistungen erzogen, welche hoch über den Verrichtungen standen, aus denen sich für gewöhnlich in China das Soldaten-Handwerk zusammensetzt. Die armen Chinesen waren dankbar dafür, daß sie etwas Besseres lernten, und folgten auf's Wort.

Der Major von Reitzenstein formirte seine kleine Heerschaar zu zwei Kriegs-Bataillonen, die mit guten deutschen Gewehren bewaffnet waren, verfügte außerdem über zwei Batterien Artillerie, denen freilich einstweilen noch die Bespannung fehlte, und über eine Schwadron Kavallerie. Die Uniformen waren halb chinesisch, halb europäisch. Die Truppen trugen Achselklappen mit den Nummern der Abtheilungen. Natürlich wurde auch eine Militärkapelle zusammengestellt. Der Parade-Marsch ging tadellos, und auch Felddienst-Uebungen und Gefechts-Exerziren konnten den höchsten preußischen Ansprüchen genügen. Bald verbreitete sich im Lande der Ruf von den militärischen Leistungen der Wu-sung-Soldaten. Von überall her trafen hohe Mandarine ein und wollten sich durch den Augenschein überzeugen. Sogar kaiserliche Censoren kamen aus Peking. Der Major von Reitzenstein mußte eine große Truppenschau abhalten, und dieselbe fiel glänzend aus. Den Parade-Marsch begrüßten die chinesischen Beamten mit Ausbrüchen der Begeisterung. Als aber gar die Felddienst-Uebungen kamen, waren sie sprachlos. So etwas hatten sie in ihrem Leben noch nicht gesehen. Der alte Tschang-tschi-tung in seiner fernen Provinz war selig und sandte Glückwunsch-Telegramme an die deutschen Offiziere. Auch Ehren-Medaillen aus Peking kamen an. Die Truppenschau mußte wiederholt werden, die ganze europäische Kolonie von Shanghai wurde eingeladen. Die Engländer machten sauersüße Gesichter. „Ja," sagten sie, „auf dem Exerzierplatze marschiren die Truppen gut. Aber wer weiß, ob sie sich auch im Ernstfall bewähren werden, namentlich wenn man sie gegen ihre Landsleute, gegen Chinesen, führt." Eine Woche darauf erhielten die Wu-sung-Soldaten Gelegenheit, auch auf diese Bedenken durch die That zu antworten.

In einem der Forts am Yang-tse-kiang, stromaufwärts von Wu-sung, in Se-tsi-lin, saß der chinesische General Bang mit

einer großen Streitmacht. Im Deutschen würde Bang kein guter Name für einen General sein. Es scheint, daß der Name, wenigstens der deutsche Sinn des Namens, auch durchaus dem Charakter des chinesischen Heerführers entsprach. Dieser Kriegsheld hatte viele vortreffliche Eigenschaften, nur mit dem Muthe war es schlecht bestellt. Da weit und breit kein Feind in der Nähe war, beschränkte er sich darauf, Angst vor seinen eigenen Soldaten zu haben. Nach der Truppenschau in Wu-sung sollte auf einmal Alles in deutscher Art organisirt werden. Der General Bang bekam Befehl, einen Theil seiner Leute zu verabschieden; die übrigen sollten später zu den deutschen Instruktoren in die Lehre kommen. Der General Bang kündigte also einem Theil seiner Truppen an, daß er sie entlassen und ihnen den seit vier Monaten rückständigen Sold auszahlen würde. Die Truppen fanden, daß dies eine vortreffliche Gelegenheit zu einem kleinen „squeeze" sei, wie derselbe nun schon einmal in China landesüblich ist, und erklärten, sie hätten nicht vier, sondern zehn Monate rückständigen Sold zu fordern. Als der General Bang antwortete, er könne nicht mehr als vier Monate auszahlen und auch das sei schon sein Ruin, begannen sie, Alles kurz und klein zu schlagen. Dann holten sie sich den General in's Nordlager, wo die ärgsten Aufrührer beisammen waren, setzten ihm dort einige Gewehre auf die Brust und fragten ihn, wie er jetzt über die zehn Monate denke. Es war durchaus nicht ausgemacht, daß die Gewehre geladen waren. Aber der General Bang begann sogleich zu zittern, erklärte sich zu Allem bereit und bat nur, man solle ihm doch von den zehn Monaten wenigstens noch Einiges herunterlassen. Die Rebellen zeigten sich geneigt zum Handeln, und der General wurde schließlich in Freiheit gesetzt, nachdem er sieben Monate Sold versprochen hatte.

Sobald der Major von Reitzenstein Kunde von der Meuterei in Se-tsi-lin erhielt, stellte er sich an's Telephon und fragte den General Bang, ob er ihm zu Hilfe kommen solle. Der General antwortete, er habe bereits sieben Monate Sold versprochen. Der Major von Reitzenstein telephonirte zurück, daß der General Unrecht habe, sich auf Versprechungen einzulassen. Der General Bang erwiderte, er sehe das wohl ein, sei aber ein armer schwacher Mann und könne nichts Anderes thun. Der Major von Reitzen-

stein sprach zurück, daß der General Bang ihn nur zu rufen brauche, und schloß die Unterhaltung. Das war am Abend. In der Nacht wurde es in Se-tsi-lin wieder unruhig, und am Morgen telephonirte der General Bang, der inzwischen neue Angst bekommen hatte, nach Wu-sung und bat um Hilfe.

Herr von Reitzenstein rückte aus mit Infanterie und Artillerie. Jede Kanone hatte dreißig Schuß, und in Ermangelung von Pferden wurden die Kanonen durch die Mannschaft gezogen. In Se-tsi-lin ließ er seine Batterien vor dem Eingang des Nordlagers auffahren. Dann zog er selbst mit einer Kompagnie in's Lager ein. Auf dem freien Platz in der Mitte standen die Meuterer im dichten Knäuel. Der Major ließ seine Kompagnie Front machen. Dann rief er den Soldaten des Generals Bang zu, daß sie ihre Gewehre alle auf einen Haufen vor der Front seiner Kompagnie zusammenzuwerfen hätten. Die Soldaten rührten sich nicht und grinsten ihn an. Der Major befahl seiner Kompagnie, zu laden. In einer Sekunde saßen die Kugeln in den Gewehren. Das ging wie auf dem Exerzier-Platz. Hierauf wandte sich der General wieder zu den Aufrührern: „Wollt Ihr jetzt?" Ob sie wollten! Die Gewehre flogen nur so durch die Luft und rasselten auf die Erde nieder. Einige von den Rebellen wurden als Lastträger herausgesucht. Jeder mußte zehn von den Flinten aufladen und sie aus dem Lager herausbringen. Dann wurde strenges Gericht gehalten. Der General Bang ließ die Rädelsführer gleich an Ort und Stelle köpfen. Hierauf trat der Major von Reitzenstein den Rückmarsch nach Wu-sung an. Die Aufrührer mußten zur Strafe die Kanonen durch die grundlosen chinesischen Wege nach Wu-sung zurückschleppen; sie waren tief gedemüthigt; und trotzdem die Nacht während des Marsches hereinbrach, dachte keiner mehr an Auflehnung.

Der Ruhm von dieser ersten Heldenthat der durch die deutschen Instruktoren ausgebildeten Truppe verbreitete sich mit Blitzesschnelle. Aber mit dem Ruhme kam auch dessen unzertrennlicher Begleiter, der Neid. Die chinesischen Generäle wurden eifersüchtig auf die deutschen Offiziere. Vor Allem fürchteten sie für ihre Einkünfte. Der chinesische General bekommt nämlich von der Regierung ein Pauschale, für welches er Truppen anzuwerben hat. Dieses Pauschale bildet den besten

Theil seines Einkommens. Denn er wirbt keine oder doch so wenig als möglich Truppen an und steckt das Geld lieber in die eigene Tasche. Die Generäle sahen eine Zeit kommen, wo jeder General auch wirklich alle die Truppen würde halten müssen, für die er von der Regierung bezahlt wurde. Darum thaten sie sich zusammen gegen die deutsche Konkurrenz, welche das Geschäft zu verderben drohte, und die Einflüsterungen begannen. Es hieß, die chinesischen Soldaten hätten jetzt genug gelernt, und es sei Zeit, daß wieder ein chinesischer Heerführer den Fremden die Truppen aus der Hand nehme. Die Intriguen der chinesischen Generale führten denn auch zu dem Resultate, daß die deutschen Instruktoren von der chinesischen Regierung entlassen wurden. Diese Intriguen haben die einzige Ursache für die Verabschiedung der deutschen Offiziere gebildet, und man geht fehl, wenn man, wie dies in Europa vielfach geschehen ist, russische Einflüsse dahinter vermuthet.

Der Major von Reitzenstein sollte den Hauptheil seiner Truppen dem chinesischen General Li übergeben. Ueber das Ceremoniell der Uebergabe wurde zwischen dem Major und dem General lange verhandelt. Der Major bestand darauf, daß es nach europäischem Militär-Gebrauch dabei zugehen solle. Der General Li solle nach Wu-sung kommen. Die Truppen würden auf dem Exerzier-Platz aufgestellt sein. Der bisherige Kommandant werde ein letztes Mal „Präsentirt das Gewehr!" befehlen. Dann solle der neue Kommandant „Gewehr über!" rufen, als Zeichen, daß er jetzt die Leitung übernehme. Dem General Li leuchtete dieses Ceremoniell nicht besonders ein.

„Kann ich dabei in meiner Sänfte bleiben?" fragte er.

„Gewiß nicht," antwortete der Major von Reitzenstein. „Denn aus der Sänfte heraus kann man nicht „Gewehr über!" kommandiren."

Der General Li fügte sich seufzend der Nothwendigkeit, zu Pferde zu erscheinen, und der Tag der Truppen-Uebergabe wurde festgesetzt. An dem bestimmten Tage standen die Truppen den ganzen Vormittag lang auf dem Exerzierplatz. Man wartete sogar bis zum Abend, aber vom General Li zeigte sich nirgends eine Spur. Später stellte sich heraus, daß der General am Morgen

wirklich in einem Sampan, der von einer Dampf-Pinasse geschleppt wurde, nach Wu-sung ausgefahren war. Unterwegs jedoch waren ihm gewisse Vorzeichen begegnet, aus denen er schließen zu müssen glaubte, daß der Tag ein Unglückstag sei, und so hatte er schleunigste Umkehr befohlen.

Am nächsten Tage aber rückte er an. Diesmal goß der Regen in Strömen vom Himmel. Nun ist die Furcht vor dem Regen eine der merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten der Chinesen. Wenn es regnet, sind die sonst von Menschen wimmelnden Straßen der chinesischen Städte so gut wie verödet. Selbst die Kulis, die in Shanghai die Chaussee-Walze ziehen, haben Angst, ein Tropfen könne auf sie niederfallen, und arbeiten unter aufgespannten Schirmen. Auf dem Exerzierplatz von Wu-sung standen also die Truppen im strömenden Regen und harrten des Generals Li. Lange kam nichts; endlich zeigte sich ein seltsamer Zug. Voran schritten zwölf Bannerträger, welche Fahnen hoch hielten, auf denen die Verdienste und Tugenden des Generals Li zu lesen waren. Dann folgten mehrere Sänften. Endlich wurde ein Pferd sichtbar, das zwei Stallknechte vorsichtig am Zügel führten. Ein Kuli schritt hinterdrein und hielt einen mächtigen Regenschirm über das edle Roß. Im Sattel hockte eine unförmige rothe Masse. Diese rothe Masse war der General, welcher sich zum Schutz gegen den Regen in mehrere Regenmäntel gehüllt hatte, über die außerdem noch einige rothe Decken gewickelt waren. Der General war noch gar nicht auf dem Platze angekommen, als man ihn bereits „Gewehr über!" schreien hörte. Der Major von Reitzenstein aber erklärte, daß erst er selbst „Präsentirt das Gewehr!" zu kommandiren habe. Dann könne der General Li „Gewehr über!" schreien, so lange er wolle. . . . .

Der General Li ist gegenwärtig mit den Truppen im Fort Ki-an-yen am Yang-tse-kiang stationirt. Die Kavallerie ist anderswohin geschickt worden; jedoch auch die vom General Li aus Wu-sung herbeigeführten Soldaten beginnen bereits wieder auseinander zu laufen. Der General Li thut natürlich nichts, um das Ausbildungs-Werk der deutschen Offiziere fortzusetzen. Das Einzige, worauf er Werth legt, ist die Militärkapelle. Dieselbe wird vielleicht zehn Mal am Tage in den Namen des Generals geholt. So oft er eine Unterschrift gibt oder sein Siegel aufsetzt, muß die Militär-

kapelle dazu aufspielen. Vor Allem hat er eine große Festlichkeit abgehalten, um die Uebernahme des Kommandos zu feiern. Der General Li saß an einem Tisch, auf dem zwei rothe Unschlitt-Kerzen brannten. An passender Stelle war ein Abbild des Kriegs-Gottes angebracht, für welchen zahlreiches Räucher-Papier angezündet wurde. Die Militärkapelle stand dabei und spielte „Heil Dir im Siegerkranz" und „Ich bin ein Preuße".

XVI. Chinesische Zeitungen.

Shanghai, 26. Juni.

Das Zeitungswesen in China ist durch die Europäer begründet worden. Noch heute ist an den meisten journalistischen Unternehmungen in China wenigstens europäisches Kapital betheiligt. Auch werden einige Zeitungen von Missionären geschrieben nnd herausgegeben. Die Mehrzahl der Tagesblätter aber hat chinesische Redakteure. Der Journalismus hat sich in China rasch und kräftig entwickelt. Redakteure gibt es überall in einem Lande, wo jeder Mann, der es zu irgend etwas bringen will, ein Literat sein muß. Das Volk wieder, das mit Leidenschaft liest, bildet ein vortreffliches Publikum. Analphabeten kommen in China selten vor. Selbst die geringsten Kulis können lesen; in ihren Mußestunden sitzen sie oft beisammen, und Derjenige, welcher die meisten Schriftzeichen kennt, lehrt sie den Anderen. Darum sind die Zeitungen mit Freuden aufgenommen worden und haben rasch eine allgemeine Verbreitung gewonnen. Jetzt findet man sie allenthalben, wie bei uns. Der Krämer im Laden, der Mafu auf dem Bocke, der Boy in der Dienerstube liest eifrig sein Leib-Blatt.

Der Tages-Publizistik wenden sich häufig diejenigen Literaten zu, die in der Beamten-Carrière nicht recht vorwärts kommen. Andere wählen den Journalismus aus Liebe zu dem Beruf, weil sie den Drang in sich fühlen, das Volk aufzuklären und die Wahrheit zu verbreiten. Die Redaktionen haben ein zahlreiches Personal. Die technischen Einrichtungen funktioniren ganz nach europäischer Art. Gedruckt

wird mit Maschinen. Setzer und Drucker sind natürlich Chinesen. Außer den Buchstaben werden auch Clichés viel verwendet. Das Papier ist das gewöhnliche chinesische, das sogenannte Reispapier. Da die Zeitungen unter europäischem Einflusse entstanden sind, so sind ihre Haupt-Verlagsorte die Hafenstädte mit ausländischen Settlements. Jede dieser Städte besitzt mehrere Lokal-Blätter. Die Tendenz der chinesischen Presse ist im Allgemeinen den Fremden nicht freundlich. Auf einen den Europäern feindlichen Ton sind sogar diejenigen Journale gestimmt, in denen man europäisches Kapital vermuthet. Es ist jedenfalls ein guter Spaß, daß der Europäer sogar den Haß gegen die Europäer in China geschäftlich auszubeuten weiß. Im Uebrigen weist die chinesische Journalistik dieselben Erscheinungen auf wie die unsrige.

Es gibt vornehme literarische Zeitungen, es gibt billige Volksblätter, und selbst die „Generalanzeiger", die hauptsächlich auf Annoncen ausgehen, werden in China bereits schwungvoll betrieben. Der chinesische Kaufmann hat rasch gelernt, sich des Inserats zu bedienen, und der über alle Maßen lebhafte Handelsverkehr ruft ein ausgedehntes Annoncen-Geschäft hervor. In den Zeitungen werden alle möglichen Parteirichtungen vertreten; die Generalanzeiger sind natürlich „parteilos". Die chinesischen Journalisten üben oft strenge Kritik an den Akten der Beamten und machen kräftige Opposition. Nur vom Kaiser und von der kaiserlichen Familie wird fast immer mit Respekt gesprochen. Preß-Gesetze existiren nicht. Wenn der maßgebende Mandarin findet, daß ein Blatt ihm gar zu unangenehm wird, so verbietet er einfach dessen Erscheinen und sperrt die ganze Redaktion ein. Das ist auch eine Art Preß-Freiheit. Die Journalisten sind frei, zu schreiben, was ihnen beliebt, und die Behörden sind frei, so viele Journalisten einzusperren, als ihnen gut dünkt. Die Staatsgewalt macht in China, was sie will, und wenn es ihr beliebt, einen Journalisten ohne Grund in's Loch zu stecken, so braucht sie das nicht einmal erst „Grober Unfug" zu nennen. Freilich finden die chinesischen Zeitungen Mittel und Wege, um selbst dieser schrankenlosen Willkür der Behörden zu entgehen. Wenn es irgend möglich ist, so erscheinen sie unter europäischer Firma oder geben einen europäischen Strohmann als Chefredakteur an.

Ein in Shanghai lebender englischer Journalist hat erst kürzlich wieder die Aufforderung erhalten, gegen ein Entgelt von fünfzig Taels monatlich nur seinen Namen für ein chinesisches Blatt herzugeben. Wenn die Zeitung einen Europäer als Deckung vorschiebt, kann die chinesische Regierung nichts gegen sie thun. Ein Blatt in Tientsin, das lediglich von Chinesen herausgegeben wurde, hatte heftige Angriffe gegen die Regierung gerichtet. Die Regierung wurde böse und schickte sich an dreinzufahren. Im selben Augenblicke ging auch schon das Blatt in japanische Hände über, und die Regierung stand da mit erhobener Hand und konnte nicht zuschlagen. Die Zensoren beginnen sich bereits mit der „Umsturz"-Gefahr zu beschäftigen, welche das Bestehen dieser bösen Oppositions-Blätter heraufbeschwört, und wollen ein kaiserliches Edikt erwirken, das die gesammte chinesische Presse unter die Aufsicht der Beamten stellen soll. Die chinesische Opposition hat übrigens bereits ganz respektable Leistungen aufzuweisen. Vor einiger Zeit hat sich ein Blatt in Shanghai, das von einem hervorragenden jungen chinesischen Gelehrten redigirt wird, mit der politischen Lage in China beschäftigt und ganz einfach die Frage erörtert, ob es nicht besser wäre, das Kaiserthum abzuschaffen und die Republik in China einzuführen!

In Shanghai kommen fünf chinesische Zeitungen heraus. Diese Zahlen-Angabe läßt einige unbedeutende Publikationen außer Acht. Das angesehenste Blatt ist „Sche-wu-sche-pau" (auf deutsch etwa: Tagesneuigkeiten und Tageblatt). Es wird herausgegeben von der Liga zur Verbreitung der Kenntniß ausländischer Wissenschaften und ausländischer Sprachen in China, die sich „Daily Chinese Progress" nennt. Da die Chinesen von oben nach unten lesen, haben die Zeitungen eine längliche und schmale Form. Eine Nummer der „Sche-wu-sche-pau" ist etwa doppelt so lang wie eine Nummer der „Frankfurter Zeitung" und nur dreiviertel so breit. Jedes Exemplar ist acht Seiten stark, und je zwei Seiten hängen immer in der Weise zusammen, daß die folgende unten an die vorhergehende angesetzt ist. Rechts in der Ecke der letzten Seite (der Chinese liest auch von hinten nach vorn) befindet sich der Titelkopf. Derselbe sieht folgendermaßen aus:

大清光緒二十四年四月三十日

時務日報

禮拜六

西歷一千八百九十八年六月十八號

第四十五號

本埠暫取錢五文

外埠暫取錢七文

各地代派處

Die vier großen Schriftzeichen in der Mitte geben den Namen des Blattes an: Sche-wu-sche-pau; die zwei horizontalen Druckzeilen zu beiden Seiten des Titels enthalten das Datum. Das chinesische Datum steht links, das europäische rechts. Die fünf vertikalen Druckzeilen unterhalb des Titels verzeichnen den Namen des Tages, die Nummer der Zeitung und den Abonnementspreis. Das Abonnement beträgt für Chinesen monatlich nicht mehr als fünf Cents (etwa zehn Pfennig nach deutschem Gelde).

Nach dem Muster der englischen Blätter werden zahlreiche Annoncen gleich auf die erste Seite gestellt. Mitten unter den Inseraten, die meistens von Buchhändlern herrühren, bleibt der Redaktion auf dieser Seite nur ein kleiner Raum, um ihre Thätigkeit zu entfalten. Für einen Leitartikel ist das nicht genügend. Ein Leitartikel will sich über Vieles verbreiten, und wenn er anfängt, seine sehr weitgehenden Schlüsse zu ziehen, so braucht er Platz. An erster Stelle druckt also die chinesische Redaktion Dokumente von öffentlichem Interesse ab. Die „Sche-wu-sche-pau“ vom 26. Juni bringt hier z. B. die amtlichen Vorschriften, welche über die Eröffnung der Fluß-Schifffahrt ergangen sind. Außerdem wird ein Schriftstück mitgetheilt, das gegenwärtig in China viel Aufsehen macht. Ein Japaner hat ein Memorandum an den Kaiser von China gerichtet. In diesem führt er aus: Die europäischen Mächte seien im Begriff, China zu zertheilen und den Fortbestand der Dynastie zu gefährden. Auch Japan habe in diesem Jahrhundert einmal in einer ähnlichen Gefahr geschwebt. Es sei ihr entronnen, indem es europäische Einrichtungen angenommen und namentlich seine Armee nach europäischem Muster reorganisirt habe. China müsse nun dem Beispiele Japans folgen, um seinem Untergange vorzubeugen. Der japanische Verfasser der Denkschrift verweist den Kaiser von China auf viele Beispiele aus der Geschichte, namentlich auf den schwedischen König Karl XII. Damals hätten die europäischen Mächte auch Schweden unter sich vertheilen wollen. Aber Karl XII., welcher den Plutarch gelesen und welchem als leuchtendes Vorbild Alexander der Große vorgeschwebt habe, sei heldenmüthig gegen seine Feinde in den Kampf gezogen und habe ihnen Widerstand geleistet. Die Denkschrift spricht von Kiautschou und geht zur Erörterung dieses Themas mit folgenden Worten

über: „Da kamen die Deutschen, wie der Blitz, der vom Himmel fällt, und uns nicht Zeit läßt, uns die Ohren zuzuhalten."

Auf der zweiten Seite werden die kaiserlichen Edikte veröffentlicht, welche die Amtszeitung in Peking bekannt gibt. Diese Verordnungen enthalten größtentheils nur Beamten-Ernennungen und bieten lediglich ein untergeordnetes Interesse. Dann kommen die Telegramme. Die chinesischen Zeitungen haben keine Original-Depeschen (das wird schon auch noch kommen) und beschränken sich darauf, die Telegramme aus den englischen und aus den japanischen Zeitungen zu entnehmen. Auch bei uns richten sich gewisse Blätter einen Depeschen-Dienst sehr billig dadurch ein, daß sie die Original-Telegramme anderer Blätter übernehmen und sie als eigene Telegramme ausgeben. Die chinesischen Zeitungen gehen viel anständiger zu Werke. Sie drucken wohl nach, aber bei jeder Depesche ist die Quelle angegeben. Die Auswahl der Telegramme verräth journalistisches Geschick, und aus der „Sche-wu-sche-pau" vom 26. Juni kann sich der chinesische Leser sehr gut über die Vorgänge auf den verschiedenen spanisch-amerikanischen Kriegsschauplätzen orientiren. Auch erfährt er, daß es in Paris Herrn Ribot nicht gelungen ist, ein Ministerium zusammen zu bringen, und daß der Präsident der Republik Herrn Sarrien mit der Kabinetsbildung betraut hat.

Nach den Depeschen erst folgt der eigentliche Leitartikel. Derjenige der „Sche-wu-sche-pau" vom 26. Juni enthält Vorschläge zur Verhütung der Hungersnoth. Seit einigeu Wochen nämlich ist in Shanghai und im ganzen Yang-tse-kiang-Gebiet ein bedenkliches Steigen der Reis-Preise zu bemerken. Es heißt, daß die Hauptschuld daran der Tao-tai Tsai von Shanghai trägt, der allen Reis in dieser Gegend aufgekauft und nach Canton verschickt hat. Dieser kleine „corner" soll dem trefflichen Beamten eine Million Taels eingebracht haben. Aber man munkelt bereits, daß eine Untersuchungs-Kommission von Peking nach Shanghai unterwegs ist, und die Geschichte kann ein schlimmes Ende nehmen für Seine Excellenz. Die Million Taels freilich ist wohl schon längst in einer ausländischen Bank sicher untergebracht. In den Leitartikeln suchen die chinesischen Redakteure ihr ganzes literarisches Wissen glänzen zu lassen. Die Artikel sind mit Citaten vollgestopft und sind in einem schwülstigen und manierirten Styl geschrieben.

Mit großer Sorgfalt wird die Briefkasten-Rubrik behandelt, welche ihren Platz gleich hinter dem Leitartikel hat. Täglich treffen zahlreiche Anfragen aus dem Publikum ein. Die Chinesen sind ungemein lernbegierig und haben es rasch herausgefunden, daß man sich auch der Redaktion einer Zeitung bedienen kann, um seine Kenntnisse zu erweitern. In der „Sche-wu-sche-pau" vom 26. Juni ertheilt die Redaktion eine lange Antwort auf den Brief eines Lesers, der gefragt hat, welche militärische Rangstufen es in der englischen Armee gibt. Dann werden kurze, nicht telegraphische Nachrichten aus dem Auslande mitgetheilt. Diese Ausland-Rubrik zerfällt in Abtheilungen, welche die Namen der einzelnen Länder als Aufschrift tragen. Unter der Ueberschrift „England" steht am 26. Juni beispielsweise, daß der englische Konsul in Korea gestorben ist; unter der Ueberschrift „Amerika" wird gemeldet, daß der neue Gesandte der Vereinigten Staaten in Peking angekommen ist. Einen besonders großen Raum nimmt in dieser Ausland-Rubrik Japan ein. An die Rubrik des Auslandes schließt sich diejenige des Inlandes an. Sie besteht aus Korrespondenzen von allen Theilen Chinas. „Sche-wu-sche-pau" erhält briefliche Original-Berichte aus sämmtlichen großen chinesischen Städten. An erster Stelle läßt sich natürlich der Pekinger Korrespondent vernehmen. Am 26. Juni meldet er, daß im Befinden des Prinzen Tsching eine leichte Besserung eingetreten ist; daß gegenwärtig in Peking wieder alle Gesandtschafts-Posten besetzt sind, nachdem im vergangenen Jahre mehrere Gesandtschaften interimistisch durch chargés d'affaires verwaltet worden sind; daß die Engländer sich in Wei-hai-wei installiren ꝛc. Die anderen Korrespondenzen der Nummer vom 26. Juni sind datirt aus Nanking, Tschenziang, Sutschau, Kiukiang, Hankau ꝛc. Die meisten Korrespondenzen enthalten Mittheilungen über die Reis-Preise. Das ist überhaupt ein stereotypes Thema.

Der redaktionelle Theil des Blattes schließt mit den Lokalnachrichten und mit öffentlichen Bekanntmachungen, die von Privatleuten ausgehen. Die Lokalnachrichten haben denselben Inhalt, wie überall in der Welt (Unglücksfälle, Feuersbrünste, Auszeichnungen, welche Diesem oder Jenem „unserer Mitbürger" zu Theil geworden sind ꝛc.) und sind nach Stadttheilen geordnet (englisches, französisches, ameri-

kanisches Settlement und Chinesenstadt). Die öffentlichen Bekanntmachungen haben die Kinder-Diebstähle zum Gegenstand, die in den letzten Wochen unter der chinesischen Bevölkerung auffallend häufig vorgekommen sind. Ein Vater zeigt an, daß ihm ein Kind geraubt worden ist, gibt dessen Signalement und setzt eine Belohnung aus für Auffindung des Kindes und des Räubers. Die letzten Seiten des Blattes sind wieder mit Geschäfts-Annoncen der verschiedensten Art gefüllt.

Die „Sche-wu-sche-pau" ist, wie gesagt, ein ernstes, literarisches Blatt, das in den guten bürgerlichen Kreisen sein Publikum hat. Das Volk liest die „Schin-wen-tau" („Neuigkeiten"), eine farblos und unpersönlich gehaltene Publikation, die noch billiger ist als die „Sche-wu-sche-pau" und eine Auflage von vielen Tausenden druckt. Sogar illustrirte chinesische Zeitungen werden bereits herausgegeben. Die beliebteste ist die „Hu-pau", eine Art chinesischer Kladderadatsch, der sich hauptsächlich die Verspottung der Europäer zur Aufgabe macht. Die Zeitung erscheint wöchentlich in länglichen Oktav-Heften mit grünem Umschlag. Jedes Heft enthält zuerst zwölf bis zwanzig Seiten Zeichnungen, dann einige Seiten Text. Die Zeichnungen sind mit sicherer Hand ausgeführt und sind mit großer Klarheit auf dem dünnen Reispapier gedruckt. Sie bringen allerlei Szenen zwischen Chinesen allein oder zwischen Chinesen und Europäern zur Anschauung. Die Europäer tragen zumeist den runden, steifen Filzhut, den man in Paris „chapeau melon" nennt, sind ganz getreu nach dem Leben dargestellt und haben nur manchmal die Augen etwas schief im Kopfe sitzen.

XVII. Auf dem Yang-tse-kiang.

An Bord der „Kiangfoo", Anfang Juli.

(Abfahrt. — Die Mündung des Yang-tse-kiang. — Kinder an Bord. — Die „Kiangfoo". — Der chinesische Kaufmann schlägt den europäischen. — Die Landschaft. — Tsching-kiang. — Nanking. — Wu-hu. — Das „Waisenkind". — Kiu-kiang. — Wu-tschang.)

Nachts um ein Uhr fahren wir aus Shanghai heraus unter großem Gerassel eiserner Ketten und lautem Kuli-Geschrei. Der Schein der elektrischen Lampen auf der Werft fällt grell durch's Kabinenfenster herein, zieht an der Wand entlang und verschwindet. Die Dampfpfeife heult, das Wasser beginnt zu schäumen, und das Schiff erzittert jedesmal, wenn die Maschine Athem holt.

Die Stadt liegt im Dunkel und scheint zu schlafen. Nur die erleuchtete Uhr am Zollhausthurm sieht in die Nacht hinein wie ein waches Auge. Der Public Garden ist vereinsamt, die weißen Bänke stehen leer, und die kleinen Mädchen, die sich noch vor wenigen Stunden auf ihnen zusammengedrängt haben — die wunderschöne goldblonde Rosi und die Miß Ada, die auf ihrem Ponywagen zur Schule fährt, und die Steuereinnehmers-Tochter mit den kastanienbraunen Locken und dem Engelsgesicht — sie alle schlummern zu Hause und träumen von dem Prinzen, der sie als Braut heimführen wird auf sein Schloß. Auf dem Zollhausthurm schlägt ein letztes Mal das Glockenspiel. Es läutet alle vier Strophen seines Liedes ab, des gleichen Liedes, das von Westminster aus ertönt. Dann folgt eine Pause, und erst nach einiger Zeit scheint die Thurmuhr aus ihrem Schlafe zu erwachen und sich zu erinnern, daß sie die Stunde zu schlagen habe. Ein ehernes Eins dröhnt über die Stadt hin. Dann wird es still, und wir gleiten in die Nacht hinaus.

Am Morgen schwimmt das Schiff mitten auf einer gewaltigen Wasserfläche. Das Meer kann es nicht sein, weil der Wellenschlag mangelt; und das Meer ist es doch wieder, weil die Ufer fehlen. Ganz in der Ferne nur ist ein dunkler Strich von Land, wie er sich hier und da auch auf dem Meere zeigt, wenn der Dampfer an einer Küste vorbeifährt. Das Wasser ist braun, und stellenweise hat das Braun sogar einen röthlichen Schimmer. Es ist die seltsamste Färbung, die man sich denken kann. Weit wölbt sich der Himmel über dem rothbraunen Wasserspiegel. Weiße und graue Wolken sind ineinander geschoben und übereinander aufgethürmt. Wo der Wolkenbau eine Lücke läßt, scheint ein blasses Blau hervor. Das ist die Landschaft bei der Einfahrt in den Yang-tse-kiang.

Allmählich kommt zu Wasser und Wolken auch ein wenig Land. Auf der rechten Seite rückt das Ufer heran. Indem der Fluß wenigstens ein Ufer zeigt, macht er augenscheinlich eine Konzession an das Auffassungsvermögen Derjenigen, die mit europäischen Flußbegriffen auf den Yang-tse-kiang kommen. Aber immerhin wäre es interessant, zu wissen, wo das linke Ufer steckt. Wer weiß, ob es überhaupt vorhanden ist? Der Strom reckt sich so in die Breite, als wolle er alles Land aus China hinausdrängen, und vielleicht ist ihm dies auf der linken Seite gelungen. Nein, in China ist Platz genug für den Yang-tse-kiang. Was mögen das für Bodenflächen sein, wenn man sie nach dieser Wasserfläche bemißt! Und man beginnt zu ahnen, wie ungeheuer dieses China sein muß, in dessen Leib der Yang-tse-kiang nur eine Ader bedeutet, wie endlos das Land sein muß, in dem diese uferlose Wassermasse nur ein Fluß ist.

Das rechte Ufer ist grün. Hohe Binsen stehen am Rande, und manchmal laufen kleine gelbe Kinder dort herum, denen die Gräser weit über den Kopf gehen. Wiesen reichen bis zum Flusse herab, und dahinter stehen Bäume mit buschigen Wipfeln. Niedrige Häuser werden sichtbar, graue Häuser mit schwärzlichen Dächern. Das Ufer ist flach; oft scheint es nur eine dünne Rinde über dem Wasser zu sein. Mitunter kommen schmale Flußläufe oder Kanäle aus dem Lande her unter überhängenden Weiden. An der Mündung ist manchmal ein kleiner Hafen, wo einige Dschunken liegen mit ihren Masten, die in eine stumpfe Spitze auslaufen.

Einige ziehen mit entfalteten schwarzbraunen Segeln auf dem Strom vorüber. Aber während eines ganzen Tages begegnet man nicht zwanzig oder dreißig Schiffen. Weit in der Runde, in Wasser und Land, zeigt sich kaum eine Spur von Leben. In der großen Stromeinsamkeit herrscht Schweigen, und nur das Rauschen des Wassers ist zu hören, das am Bug des Dampfers aufschäumt, oder die langgedehnten Rufe der chinesischen Schiffsleute, die das Loth auswerfen und das Ergebniß der Messung laut in chinesischen Zahlen kundthun.

Draußen ist Stille und Frieden, auf dem Schiffe aber sind die kleinen Kinder. Amerikanische Missionäre haben schon in Shanghai alle verfügbaren Kabinen in Beschlag genommen. Wieviel von ihren Kindern sie bei sich haben, ist schwer zu sagen. Diese vermehren sich zusehends. Am Abend in Shanghai waren es zwei, jetzt sind bereits sechs zum Vorschein gekommen. Erst am Ende der Fahrt wird man einen Ueberblick über die Gesammtzahl gewinnen können. Erstaunlich dünkt, wie kinderreich diese Missionäre sind. Man vermehrt eben die Zahl der Christen, wie man kann; und es ist jedenfalls sicherer und leichter, sie selbst in die Welt zu setzen, als sie der großen Heerde verlorener chinesischer Schafe durch Bekehrung abzugewinnen. Gegen diese Kinder wäre durchaus nichts einzuwenden, wenn man nicht mit ihnen auf einem Schiff fahren müßte. Es ist bekannt, daß Vaterfreuden auch ihre Bitternisse haben; aber ungerecht ist es, daß man die Bitternisse durchkosten soll, die aus den Vaterfreuden von Andern hervorgehen. Auf dem Schiff gibt es keinen ruhigen Winkel mehr, die Kinder schreien überall und unaufhörlich. Wenn sie wenigstens Alle auf einmal schrieen, so müßten sie doch Alle auf einmal heiser werden, und man könnte auf diese Weise auch einmal den Genuß einer stillen Viertelstunde erhoffen. Aber unter den Kindern scheint ein besonderes System zu bestehen. Es schreit immer nur eins auf einmal. Dieses schreit dann eine Stunde lang, wobei die sehr kurzen Augenblicke nicht mitgerechnet werden, die zum Athemholen erforderlich sind. Sobald das eine fertig ist, fängt das andere an. So lösen sie sich mit vielem Raffinement in der Weise unter einander ab, daß jedes einmal am Tage seine Schreistunde bekommt. Da wir aber genug Kinder an Bord haben, um alle Stunden des Tages

zu besetzen, so nimmt das Geschrei kein Ende. Sogar mitten in der Nacht wacht plötzlich noch eines der liebreizenden Wesen auf, gequält von dem Gedanken, es könne vielleicht am Tage nicht genug geschrieen haben, und holt mit voller Lungenkraft sogleich das nach, was es versäumt zu haben glaubt. Eines ist ganz besonders fürchterlich. Es beansprucht, daß sich zwei Personen zusammen thun, um es zum Schweigen zu bringen. Das ist nun einmal seine Idee, und davon würde es um keinen Preis abgehen. Wenn es zu schreien beginnt, so macht die chinesische Kinderfrau „Brrr-Brrr!" mit vieler Sanftmuth während langer Zeit. Das Kind hört dieses „Brrr-Brrr!" mit einem Ausdruck der Blasirtheit an und brüllt weiter. Schließlich sieht sich die Amah genöthigt, einen der chinesischen Boys zu Hilfe zu rufen, der sich neben sie niedersetzt und einen Fächer auf- und niederschwingt. Jetzt erst findet das Kind, daß genug für seinen Comfort geschehen ist, und zeigt sich bereit, an der Brust der Amah zu entschlafen.

Es gibt auch größere Kinder. Es gibt einen jungen Gentleman von etwa fünf Jahren, der den artigen Scherz erfunden hat, mit einem vom gedeckten Tisch entnommenen Löffel auf das Glas loszuschlagen, unter dem der Kompaß ruht. Es gibt eine junge flachsblonde Miß des gleichen Alters, die mich, während ich im Salon beim Schreiben sitze, sehr zartsinnig dadurch überrascht, daß sie plötzlich hinter meinem Stuhl hervorschleicht und den Finger in mein Tintenfaß steckt. Es gibt sogar eine Missionärs-Schwiegermutter, die täglich von Neuem den Versuch macht, mir meinen Bleistift wegzunehmen, indem sie behauptet, es sei der ihrige.

Wenn sich die Missionärsdamen zur gemeinsamen Mittags- oder Abendtafel im Salon niedersetzen, so machen sie einen Moment lang die Augen auf. Man ist zuerst versucht aufzuspringen, um ihnen ein wenig kaltes Wasser ins Gesicht zu schütten. Aber man begreift rasch, daß man gut daran gethan, diese Regung zu unterdrücken. Denn das Augenschließen bedeutet keinen Ohnmachts-Anfall, sondern ganz einfach das Tischgebet. Die Missionäre erscheinen am Morgen zum Breakfast in hellblauen chinesischen Gewändern, die sie als Schlafröcke tragen. Es sind sanfte und höfliche Leute, und man thut vielleicht Unrecht, ihnen wegen ihrer vielen Kinder zu grollen, obwohl sie doch wieder in diesem Punkte

von einer gewissen Verantwortlichkeit nicht freizusprechen sind. Den Tag über liegen sie auf Deck in den Long Chairs und lesen den „Northwestern Christian Advocate", der als Titelblatt das Portrait des Commodore Dewey bringt.

Der Kapitän ist ein kleiner Mann, ein Weißkopf mit feinen Gesichtszügen und hellen Augen. Er ist Amerikaner, und wir benehmen uns sehr zuvorkommend bei Tische und zweifeln keinen Augenblick daran, daß die Spanier davonlaufen werden, sobald sie auf Cuba die ersten Soldaten der Vereinigten-Staaten-Armee zu Gesicht bekommen.

Der Dampfer gehört einer chinesischen Gesellschaft, der „China-Merchant-Company", und heißt „Kiangfoo", nach einem chinesischen Flusse. Es ist ein riesiges Schiff; gegen die Mitte geht es so in die Breite, daß es an dieser Stelle beinahe rund erscheint. Die untere Hälfte ist gelb gefärbt, die obere weiß. In zwei Stockwerken baut es sich aus dem Wasser auf, in drei Stockwerken eigentlich, wenn man den Oberbau mitrechnet, der die Kommando-Brücke und die Kabine des Kapitäns trägt. Dort oben stehen nebeneinander, leicht nach vorn geneigt, zwei schlanke Schornsteine, schwarz gemalt, mit einem gelben Farbenbande an der Spitze. Sie erinnern an ein Instrument, das man in Militärkapellen findet, an ein Doppel-Fagott, und die japanische Kohle, die auf diesem kolossalen Fagott spielt, haucht ihren rabenschwarzen Athem in die Lüfte. Die Schaufelräder sind so hoch wie das Schiff selbst; auf jedem der mächtigen Radkasten ist ein Auge gemalt, ein sehr realistisches Auge, etwas entzündet, wie es bei der Hitze nicht anders möglich ist, mit blutunterlaufenen Winkeln.

Die Kabinen sind geräumig, die Betten haben Mosquito-Netze. Der Speisesaal liegt oben und hat im Halbrund acht Fenster, die nach der Fahrtrichtung geöffnet sind, damit die wohlthuende Brise eindringen könne, die das Schiff durch seine eigene Bewegung hervorbringt. Das Essen ist nicht übel. Täglich stehen goldgelbe Bananen auf dem Tisch und große Nüsse, deren Schale oft merkwürdige Verschnörkelungen aufweist, als habe hier auch die Natur dem chinesischen Styl sich angepaßt. Der Dampfer ist ziemlich sauber gehalten, sehr sauber sogar, wenn man bedenkt, daß es ein chinesischer Dampfer ist. Das Promenadendeck der ersten Klasse ist mit Blech gedielt, und ein doppeltes Schutzdach aus Holz und aus Segeltuch sucht die

glühende Sonne des Yang-tse-kiang-Thales abzuwehren, was freilich selbst diesem doppelten Schutzdach nur unvollkommen gelingt. Im Gange, der seitlich an den Kabinen der ersten Klasse vorbeiführt, hängen zwei Bauer mit zwitschernden gelben Vögeln. Auch eine Schüssel mit Goldfischen steht auf einem Schemel, und am Morgen kommt die Schiffskatze, richtet sich auf den Hinterfüßen auf und nimmt ihren Frühtrunk aus dem Goldfisch-Bassin.

Alle Kabinen der ersten Klasse sind besetzt. Die zweite Kajüte, deren Raum einem großen Waarenspeicher gleicht, ist mit Chinesen vollgeladen. Zwei Stock hohe Gestelle sind dort erbaut, wie die Fächer, in denen Tuch aufbewahrt wird, und in jedem Fach liegen die Chinesen zu Vier und auch zu Sechs. Die Enge ist fürchterlich, die Luft erstickend. Wohl aber sind in einigen Ecken hölzerne Ruhebetten für Opiumraucher aufgestellt. Die chinesische Post hat auf dem Schiff ihren Briefkasten, einen schönen Briefkasten, der Vertrauen einflößt, aus glänzend braunpolirtem Holze mit einer Metallklappe und mit chinesischen Buchstaben aus Messing.

Oben vor den Schornsteinen ragt eine weiße Stange auf, die an der Spitze einen goldenen Adler trägt, ganz so wie die Standarten-Stangen der Grande Armée. Der Adler ist aber kein napoleonisches Symbol, sondern ein amerikanisches Abzeichen. Die „Kiangfoo" ist in New-York erbaut worden, hat früher einer amerikanischen Kompagnie gehört und ist, zugleich mit den anderen Schiffen dieser Kompagnie, in den Besitz der chinesischen Gesellschaft übergegangen. Das ist ein besonderer Fall einer Entwickelung, die sich langsam zu vollziehen scheint und über die man heut schon in Shanghai manches Wort des Bedenkens hören kann. Es sieht im Allgemeinen so aus, als würde allmählich in Ostasien der *chinesische* Kaufmann an Stelle des *europäischen* (oder amerikanischen) treten. Gegenwärtig bereits liegt der ganze Handel nach dem Innern China's in den Händen der Chinesen. Der Europäer läßt die Waaren über's Meer kommen, der Chinese leitet sie dann auf ihre eigentlichen Absatzwege in's Land hinein. In vielen Fällen ist der europäische Kaufmann eigentlich nur als Kommissionär chinesischer Firmen thätig, und eines Tages wird vielleicht die chinesische Firma ganz auf den Mittelsmann verzichten und direkt mit den Lieferanten in Europa sich in Verbindung setzen wollen. Während die chinesische

Regierung vor den drohenden Kanonen-Mündungen der europäischen Kriegsschiffe zurückweicht, behauptet der chinesische Kaufmann ruhig seinen Platz. Oft tritt er als Comprador in die Dienste der europäischen Handelsleute, die bei der Schwierigkeit, die chinesische Sprache zu beherrschen und die chinesischen Geschäfts-Verhältnisse zu überblicken, eines eingeborenen Vertrauensmannes bedürfen. Wenn der Chef des Hauses tausend Taels bei einem Geschäft verdient, so kann man annehmen, daß tausend andere Taels oder auch zweitausend in die Tasche des Compradors fließen. Allmählich auch beginnt der chinesische Kaufmann in direkten Konkurrenzkampf mit dem europäischen zu treten, und auf die Dauer ist fast immer der Europäer der unterliegende Theil. Der Chinese drängt den Europäer aus seinen Unternehmungen heraus (wie die chinesische Gesellschaft sich jenes Theils der Yang-tse-Schifffahrt bemächtigt hat, den die amerikanische betrieb). Der Chinese infiltrirt sogar unmerklich die europäischen Niederlassungen. Ein großer Theil des englischen Settlement von Shanghai, ja manche von den schönen Häusern des Bund, sind in chinesischen Händen. Natürlich versteckt sich der chinesische Eigenthümer immer hinter einen europäischen Strohmann. Schwarzseher wollen bereits eine Zukunft wahrnehmen, wo die in Ostasien lebenden Europäer in den Diensten von Chinesen stehen werden (wie heut bereits die europäischen Offiziere der China-Merchant-Steamer in Sold und Dienst der chinesischen Rheder stehen). Jedenfalls ist das merkwürdige Phänomen zu bemerken, daß die chinesische Regierung ein Stück China nach dem andern den Fremden überläßt und daß die chinesischen Kaufleute zu gleicher Zeit im Begriff sind, mit Hilfe ihres Kapitals China von den Fremden zurückzuerobern. Das Kapital, das überall die Welt auf den Kopf stellt und die Macht mit Vorliebe Denen verleiht, in deren Händen sie zum Unheil wird, wird vielleicht auch in China entscheiden, daß die Chinesen den Vorrang vor den Europäern haben. . . . .

Der Yang-tse-kiang wechselt fortwährend die Farbe, und das Licht treibt sein Spiel auf dieser Fläche, auf der es seltsame Reflexe gibt. Rings um das Schiff beispielsweise ist das Wasser jetzt braun, weit vorn aber, wo die Morgensonne hinter den Wolken hindurchscheint, läuft eine schmale rosenfarbene Linie am Horizont entlang. Wenn das Licht des Mittags auf das Wasser fällt, beginnt es

goldig zu glitzern. Am Nachmittag ballt sich eine Gewitterwolke zusammen, der Fluß liegt schwarz und finster wie der Himmel. Wenn man aber den Strom weiter hinaufkommt, so sieht man, daß seine eigene Farbe ein helles Gelb ist. Am Schiff entlang bewahrt es noch einen röthlichen Schimmer, weiter hinaus wird es immer lichter, und schließlich, namentlich wenn sich der helle Mittagshimmel darüber ausspannt, wird es weiß — ein weißes Wasser unter einem fast weißen Firmament.

In den ersten Tagen hat man fast nirgends den Eindruck, daß man auf einem Flusse sich befindet, denn man fährt anscheinend nie zwischen zwei Ufern hindurch. Das linke Ufer wird wohl auch sichtbar, aber es scheint dem Strom vorauslaufen und ihm den Weg verstellen zu wollen, es zieht sich vorn quer über die Fluth. So ist der Horizont stets vom Land begrenzt, und da das Wasser sich stets gleichmäßig in die Weite dehnt, fährt man scheinbar immer auf einem See. Der Vergleich mit dem Starnberger-See drängt sich besonders auf, zumal wenn hinter den flachen grünen Ufern in der Ferne Bergzüge sichtbar werden. Aber während über den bayerischen See kühlend der Alpenwind streicht, brennt hier mit erbarmungsloser Gluth die Sonne hernieder. Himmel und Wasser scheinen gleichzeitig Hitze auszustrahlen, und die Berge stehen in der Ferne, starr und ungerührt, und spenden keinen Hauch von Frische.

Schon am ersten Tage kommen einige Hügel nahe an den Uferrand. Sie sind baumlos, wie alles Gebirge in China, aber doch mit Sommergrün bedeckt. Manchmal erinnern sie mit ihrer dünnen Pflanzendecke an die Dünenhügel der normännischen Küste, und wie bei diesen stehen oft die nackten röthlichen Felsenrippen heraus; manchmal haben sie die Wellungen der Alpenmatten, und das Grün zeigt eine ähnliche Frische; manchmal sind es einzelne Kegel, deren Graswuchs kraus und buschig ist, wie ein Fell grüner Wolle.

Am Abend des ersten Tages stehen vereinzelte Berge am Horizont — eigenthümlich gezackte und zerrissene Berge. Zwischen ihnen geht die Sonne unter. Der Himmel ist dort drüben ganz mit goldenem Licht erfüllt, und golden sinkt die Sonnenscheibe in's Land hinein. Ein Dampfer kommt den Fluß herunter und glitzert und funkelt, als sei auch auf ihn ein Goldfunke gesprüht. Zwischen

den Wolken ist ein Stück Himmelsblau freigeblieben, das vom Abendschein durchleuchtet ist. Die Wolken selbst aber bilden phantastische Gestalten, und es ist kein Zweifel, daß auf einem der gezackten Berge ein chinesischer Nebel-Drache ruht. Langsam verblaßt der Glanz dieses goldenen Sonnen-Untergangs; noch bis spät am Abend bleibt ein gelber Streifen am Horizont zurück. Das Schiff fährt gerade auf die untergehende Sonne zu, denn der Fluß kommt vom Westen. Vorn ist Alles hell und leuchtend, hinten aber bleibt der Himmel düster und staut weiße Wolke auf weiße Wolke, um dem Licht das Vordringen zu wehren. Nichts regt sich um das Schiff in dieser Abendstunde. Der Fluß, der schon Tags über in Schweigen gelegen, scheint jetzt, wo die Nacht anbricht, nur noch mehr zu verstummen. Ein einziger schwarzer Vogel flattert vom Gestade auf und fliegt durch die Luft, herüber und hinüber, als sei es ihm selbst in dieser Weite zu eng und als suche er irgendwo eine Oeffnung, um überhaupt aus der Welt hinauszufliegen.

Es folgt eine köstliche Viertelstunde heller Dämmerung. Der Himmel nimmt die zartesten Farben an, das Wasser hat einen violetten Ton, und ein unbeschreiblich sanftes, verklärendes Licht ist überall. Einer der Missionäre sucht Zwiesprach mit seinem Gott. Kein Augenblick kann günstiger sein. Er steht oben auf der Brücke, hält sich mit erhobenen Armen an zwei Stangen fest, und in dieser Stellung eines Gekreuzigten schaut er wie gebannt in den Himmel hinein, stundenlang, und es scheint, daß ihn mystische Schauer überrieseln. An der weißen Adlerstange wird eine Laterne aufgezogen. Aus den Schornsteinen strömt kohlschwarz der Rauch aus und wälzt sich wie ein langer finsterer Wurm über Wasser und Land. Hinter den fernen Bergen am Horizont zuckt das Wetterleuchten hervor. Zwei Kinder, das blondhaarige Mädchen und sein Brüderlein, liegen nebeneinander in einem der langen Verdeckstühle und zählen die Blitze. Wenn ein ganz großer kommt, so sagen sie, „Oh, so big!“ und klatschen in die Hände. Der Mond steht mitten am Himmel. Er ist etwas mehr als halbvoll und gleicht mit seinem länglichen Gesicht und seinem spitzen Kinn einer japanischen Maske. Dann breitet sich eine große schwarze Wolke da oben aus und streckt

fangarme von sich, wie eine Spinne. Zwischen zwei dieser Arme geräth der Mond hinein. Am Himmel bleibt er ruhig, doch im Wasser sieht man ihn auf- und niederzappeln wie ein gefangenes Fischlein.

Grau kommt die Nacht herauf. Aber es wird nicht ganz dunkel, und man erblickt im Flusse die Schatten, welche die Bäume am Ufer werfen. Weit vor dem Schiff vereinigen sich Himmel und Strom zu einem hellgrauen Nebel. Lauwarm flattert der Nachtwind daher. Am Ufer blitzt manchmal ein Licht auf. Ein Berg springt in's Wasser vor; auch auf ihm, nahe am Gipfel, tanzt ein Lichtpunkt herum. Das muß der Silberfelsen sein, wo in Höhlen buddhistische Einsiedler hausen. Er liegt vor Tsching-kiang, und bald erscheint unten am Flusse die Lichterreihe, welche die Stadt ankündigt.

An einem abgetakelten Dampfschiff, einem Hulk, legt die „Kiangfoo" an. Der Hulk ist in allen seinen Stockwerken gefüllt mit lärmenden Chinesen und strömt aus seinen weitgeöffneten Fenstern fürchterliche Waarengerüche aus. Man muß ihn durchschreiten, wenn man an's Land will. Ein schmaler Weg führt dann am Ufer entlang, voll unvorhergesehener Hindernisse. Es ist gut, daß vorn ein Chinese spazieren geht, der eine Laterne trägt. Sonst müßte man Hals und Bein brechen in der Dunkelheit. Vor dem Eingang der Stadt liegen an der Straße zwei Bettler und schlafen im Freien. Die Hitze ist herzbeklemmend. Nichts ist von dem Nachtwind zu spüren, der sich auf dem Flusse regt. Kein Lüftchen rührt sich.

Tsching-kiang hat nur eine Straße, und diese bewegt sich in großen Windungen vorwärts und rückwärts. Denn keine chinesische Straße darf gerade gehen. Es handelt sich darum, zu verhindern, daß der Zug der bösen Geister, der Nachts in der Luft einherfährt, seinen Weg durch die Stadt nehme. In der kleinen Straße der kleinen Stadt wimmeln die Chinesen. Alle Häuser stehen offen, Läden und Werkstätten sind durch trüb brennende Laternen erleuchtet. Lange Schatten laufen an den Wänden entlang. Der Weg führt über eine Brücke, auf der Obstverkäufer kauern. Die Körbe sind mit Aprikosen gefüllt, neben den Körben stehen Laternen. Im Dunkel ist nichts von dem chinesischen Schmutz zu sehen, und die nächtliche Wanderung durch diese unbekannte

Stadt, im unsichern Schein der in den Häusern brennenden Lichter, hat ihren fremdartigen Reiz. Die Straße wendet sich wieder zum Flußufer, das durch eine niedrige Steinbrüstung begrenzt ist. An einer Stelle ist eine große Menschen-Ansammlung; aus dem Haufen dringen gedämpfte Trommelschläge heraus. Die Leute haben vielleicht ein Anliegen an die Wassergeister des Yang-tse-kiang, und die Trommel soll deren Aufmerksamkeit erwecken.

Weiter am Ufer befindet sich die kleine europäische Konzession. Die grauen Häuser sehen armselig aus. Jedes ist durch einen gemauerten Zaun von der Straße abgeschlossen. In dessen Mitte öffnet sich der Thor-Eingang, über diesem brennt eine Laterne mit rothen Scheiben. Auf dem Raum zwischen den Häusern und dem Fluß stehen einige steinerne Bänke ohne Lehnen. Das ist der „Bund" von Tsching-kiang. Auch hier ist Alles voll von Chinesen in weißen Sommerkleidern, die auf und ab spazieren und ihre Fächer bewegen. Von den Europäern, die dazu verdammt sind, an diesem unseligen Orte zu leben, ist wenig zu sehen. Zwei sitzen auf einer Steinbank und suchen eine Kühlung, die nicht zu finden ist. Und ganz allein durch die Chinesen geht eine Frauengestalt in europäischer Kleidung. Der Gang ist elastisch, die Figur schlank. Das Gesicht ist nicht zu sehen. Möglicherweise ist es schön. In dieser weltverlorenen chinesischen Stadt verblüht vielleicht eine Frauen-Jugend; und vielleicht ist es ein tragisches Schicksal, das mit leichten weiblichen Schritten dort durch die Nacht wandelt. . . .

Bei Tsching-kiang beginnt der Große Kanal, der nach Norden bis Peking führt.

Am Morgen des zweiten Tages, kurz nach Sonnenaufgang, hält das Schiff vor Nanking. Die alte chinesische Hauptstadt liegt weit drinnen im Lande; vom Fluß aus ist nichts zu sehen, als einige hohe weiße Mauern, die vielleicht zu einer Tempel-Anlage gehören, und zwei große Berge, an die sich die Stadt anlehnt.

Gegen Mittag sind wir in Wu-hu. Der Dampfer fährt an einem europäischen Hause vorüber, das auf einem Hügel am Fluß liegt und von Gartenanlagen umgeben ist. Es ist das Hospital der protestantischen Mission. Bald darauf wird unmittelbar am Fluß ein anderes europäisches Haus sichtbar,

dessen Mittelbau eine gothische Rosette zur Schau trägt. Hier halten die Jesuiten ihren Gottesdienst. Das Haus mit der Rosette ist ihre Kathedrale. Auch sonst besitzen sie noch einige Häuser in Wuh-hu, die sie gegen Jahreszins vermiethen. Es soll aber nicht angenehm sein, die Jesuiten zu Hausherren zu haben; sie lassen ungern Reparaturen vornehmen, und die Miethsbeträge, die sie verlangen, haben ein wucherisches Ausmaß. In Wu-hu gibt es keine europäische Konzession. Die wenigen Europäer, die dort angesiedelt sind, wohnen mitten unter den Chinesen. Die niedrigen Häuser der Chinesenstadt liegen am Fluß. Mitten unter ihnen erhebt sich eine Pagode. Seit manchen hundert Jahren mag sie dort stehen, und die Wände des Thurms haben ein schönes, ehrwürdiges Altersgrau angenommen, das dem Grau mancher Ritterburgen am Rhein ähnlich ist.

Der erste Gebirgszug erscheint am Nachmittag des zweiten Tages. Lang streckt er sich am Ufer hin. Alle seine kleinen Hügel und Berge laufen in zahlreiche Kuppen und Spitzen aus, jeder Gipfel ist mehrfach getheilt, die Hänge nach dem Strome zu haben Buckel und Falten und Runzeln. Einige Berge sind grau, über andern schwebt ein leichter grüner Sommerhauch, und hinter dem letzten Ausläufer am Wasser steht eine dicke, kurze Pagode, wie ein Komma. Das Schiff fährt nahe an ihr vorüber; man sieht, daß auch sie bejahrt ist und daß sie in Trümmer sinkt. Durch ihre Fensterhöhlen scheint der blaue Himmel hindurch, auf dem Haupt aber hat sie eine seltsame Perrücke aus allerlei Gebüsch und zerbröckelndem Mauerwerk.

Und von Zeit zu Zeit erscheint immer wieder eine Pagode. Diese Pagoden haben keinerlei architektonische Besonderheit. Es sind einfache, runde oder viereckige, in Stockwerke getheilte Thürme von geringer Höhe. Doch wenn sie so allein an dem großen Flusse stehen und Wache halten in der Einsamkeit, schwebt um sie ein melancholischer Reiz von Alter und Verlassenheit. Nachts liegen sie im Dunkel. An dieser oder jener blinkt ein einziger heller Punkt. Der Priester, der sie bewohnt, hat ein Licht in's Fenster gestellt, um den Seelen der Abgeschiedenen den Weg zu zeigen, wenn sie vom nächtlichen Spuk auf dem Flusse in die Grabstätten heimkehren wollen, die sie verlassen haben.

Seitdem jener erste Gebirgszug in Sicht gekommen ist, bleiben die Berge dem Strom zur Seite. Sie stehen in einiger Entfernung, ernst und düster. Manchmal senden sie niedere Vorberge aus bis zum Rande des Wassers. Zumeist aber liegt zwischen Fluß und Gebirge eine weite grüne Ebene. Das Land scheint fruchtbar zu sein, und Aecker wechseln mit Wiesen ab. Jetzt rücken auch die Ufer ein wenig zusammen, und das Strombett, das am Anfang acht englische Meilen breit war, dürfte hier fünf oder sechs Meilen messen. Der Fluß beginnt sich zu beleben, wenngleich die Schiffe immer noch zu spärlich an Zahl scheinen im Verhältniß zu seiner Größe. Nun sind die Segel alle weiß und leuchten freundlich über den hellgelben Booten. Die Felder reichen oft bis zum Flusse herab. Ueberall sind die Landleute bei der Feldarbeit. Sie schwingen die Sensen oder sie lenken den Pflug, vor den der schwarze Büffel gespannt ist. Wenn der Dampfer vorüberrauscht, halten die Schnitter inne, stützen den Arm auf die Sense und sehen dem großen Schiffe nach. Das Vieh weidet auf den Wiesen, und die Kühe grasen bis zum Strom herunter, bleiben dort verwundert stehen und schlagen den Schwanz um die Lenden. Auch Büffel und Pferde sind auf der Weide. An Bambusstäben sind Fischernetze ausgespannt. Dörfer stehen am Ufer. Die niedrigen Häuser haben schwärzliche Lehmwände und sind mit braunem Stroh gedeckt. Vor ihnen liegt in großen Haufen das geschnittene Korn. Die Drescher schwingen ihre Flegel, Kinder jagen eine geängstigte Entenschaar. An einem Nebenflusse erscheint eine Stadt, und eine alte Brücke mit steinernem Bogen führt von einem Ufer zum andern, kurz bevor der kleine Fluß in den großen mündet. Wenn die Dörfer abseits vom Strome erbaut sind, so sind sie fast immer durch schmale Kanäle mit ihm verbunden. In wolkenloser Klarheit wölbt sich der Himmel, und sommerlich scheint die Sonne auf die Bauern hernieder, die ihre Felder bestellen.

Am Vormittag des dritten Tages fährt der Dampfer an einem Felsen vorüber, der sich mitten im Strome erhebt. Die Chinesen nennen ihn das „Waisenkind“ (in englischer Uebersetzung: „little orphan“), weil er so ganz allein und verlassen im Wasser liegt. Auf der einen Seite tritt nackt das röthliche Gestein heraus. In der zerklüfteten Steinwand haben die Kormorane ihr Nest.

Durch das Nahen des Dampfers werden die großen Vögel aufgescheucht, sie umflattern den Fels mit langen Flügelschlägen. Die andere Seite ist dicht mit Bäumen und Büschen bewachsen. Ein buddhistisches Kloster ist da in's Grün gebettet. Das Haus ist am Berghang hinaufgebaut, drei Dächer erheben sich stufenförmig übereinander. Der Felsen fällt von allen Seiten schroff in die Fluth ab, und die Mönche allein wissen, wie sie es fertiggebracht haben, sich da einzunisten, obwohl sie keine Flügel besitzen, wie ihre Nachbarn auf der andern Seite, die Kormorane.

Mittags kommt das Schiff in Kiu-kiang an. Am Ufer steht zuerst eine Pagode, die schönste von allen, die bisher zu sehen gewesen. Sie streckt sich schlank in die Höhe; aus ihrem Dach wächst ein Baum heraus, in dessen Zweigen Vögel nisten. Der Dampfer biegt um die vorspringende Ecke, und nun wird auf einmal die zinnengekrönte Stadtmauer sichtbar, die am Gestade entlang geführt ist. Aehnlich ist längs der Rhône die vielbesungene Stadtmauer von Avignon errichtet. Das graue Gemäuer von Kiu-kiang ist nicht so hoch, wie jene, aber nicht minder ehrwürdig und fast ebenso malerisch. Ueber dieses Baudenkmal des chinesischen Mittelalters stecken die Telegraphenstangen ihre Köpfe heraus. Auf dem schmalen Raum zwischen Mauer und Fluß hat sich eine ganze Reihe Hütten angeklebt, und auf den Mauerzinnen ist blaue chinesische Wäsche zum Trocknen aufgehängt. Zur Rechten schließt sich an die chinesische Stadt die europäische Konzession. Im Vordergrunde breiten sich die weitläufigen Gebäude der französischen, also katholischen Mission aus. Sie scheinen hier die Hauptsache zu sein, und die chinesische Stadt macht den Eindruck, als wäre sie nur ein Zubehör der Mission. Die chinesische Stadt erlaubt den Missionären, sich so großartig aufzuspielen, wie sie wollen, und läßt sich bescheiden in den Hintergrund drängen. Es sieht beinahe so aus, als ob derjenige der beiden Theile, dem man Mangel an Toleranz nachsagen könnte, jedenfalls nicht die chinesische Stadt wäre. Im Hintergrunde erhebt sich die dunkle Wand des Ku-ling-Gebirgs. Hoch ragt die gewaltige Bergmasse auf, die Gipfel verschwinden in den Wolken. Das Gebirge scheint finster, beinahe grau, und jede Falte des Gesteins tritt in der klaren Luft scharf

hervor. Einige Gipfel sind sechstausend Fuß hoch und darüber. Die europäischen Bewohner des Yang-tse-Thales haben in den letzten Jahren die Gewohnheit angenommen, nach den Ku-ling-Bergen in die Sommerfrische zu gehen. Der Comfort läßt freilich zu wünschen übrig. Wenn man auf tägliche Promenaden-Concerte der Kurkapelle rechnet, so wird man enttäuscht. Dafür kann man aber gelegentlich einen Leoparden schießen gehen.

Kiu-kiang, das vom Schiffe gesehen sich so pittoresk ausnimmt, ist bei näherer Beaugenscheinigung eine elende Chinesenstadt, gleich vielen anderen. Auf dem Landungssteg bieten fliegende Händler ordinäre Porzellanwaare feil. Auch am Ufer sind allerlei Waaren auf dem Boden ausgebreitet. Die größte Kostbarkeit, die es hier zu kaufen gibt, ist ein Oeldruck mit den Bildnissen von Victor Emanuel, Napoleon III., Cavour und Mazzini. Alle Vier sehen aus wie unternehmende junge Leute. Dunkel sind die Wege, die dieses Kunstwerk durchwandert hat, um nach Kiu-kang zu gelangen.

Zwei hölzerne Thore, auf deren Dächern Moos wächst, führen in die Stadt. Kiu-kiang besteht überhaupt nur aus einer einzigen Straße, die dem Flusse parallel läuft. Sie ist eng, wie eine Straße in Canton, nur fehlen die prächtigen Läden. Aber auch hier ist Werkstatt an Werkstatt, und überall wird fleißig gearbeitet. Mit dem ihnen eigenen raschen Schritten schleppen die Kulis Lasten einher und bahnen sich Platz mit lauten Rufen. Einige Sänften werden vorübergetragen. Häuser und Straßenpflaster starren von Schmutz. Zerlumpte Bettler lungern herum, Aussätzige kriechen auf den Steinen der Straße und strecken ihre gräßlichen spindeldürren Lepra-Arme aus. Obst-Verkäufer bringen ihre Körbe und klappern mit den an einer Schnur aufgereihten Kupfermünzen. Vor einer Schmiede steht ein Pony, das beschlagen werden soll. Mitten durch das chinesische Straßenleben wandeln langsam zwei französische Ordensschwestern, und die weißen Flügel ihrer großen Hauben nicken bei jedem Schritt. Ein chinesischer Boy folgt in respektvoller Entfernung und trägt im Arm die zwei Regenschirme der Damen. Der Rückweg zum Fluß führt an den Missionsgebäuden entlang. Die hochwürdigen Herren lassen sich eine Kathedrale bauen. Vielfaches Gehämmer dringt hinter dem hohen

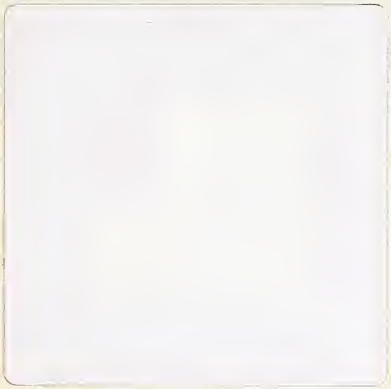
Zaun hervor, der den Bauplatz umgibt. Chinesische Maurer fügen rothe Ziegel zusammen, und unter ihren Händen entstehen hohe gothische Spitzbogen.

Im Ku-ling-Gebirge ist eine Höhle, in der man Tafeln mit uralter chinesischer Schrift gefunden hat. Es heißt, daß Confucius in dieser Höhle seinen Studien obgelegen hat, weil es ihm in Kiu-kiang zu heiß war. Oh, wer doch ein chinesischer Heiliger wäre und eine kühle Höhle zum Arbeitszimmer hätte! Denn die Hitze wird hier entsetzlich. Der letzte Hauch von Brise ist verschwunden; die Luft lastet schwer, wie Blei; bei jeder Bewegung fließt der Schweiß in Strömen. Am Abend geht die Sonne glühendroth unter. Sie steht zwischen Gewitterwolken, und es ist, als werde sie zwischen den schweren schwarzen Wolken zerpreßt und blute aus ihnen heraus. Die Blitze zucken wild über den Horizont. Aber das Gewitter geht nicht nieder, und die Nacht ist vielleicht noch heißer als der Tag. Wenn man in seiner Kabine ein wenig hingedämmert hat, wacht man plötzlich auf, weil alle Luft zum Athmen mangelt. Und da an ein Schlafen ohnehin nicht zu denken ist, geht man auf das Verdeck hinaus, setzt sich in einen Stuhl und sehnt den Morgen herbei, der lange auf sich warten läßt.

Am vierten Tage gegen elf Uhr langt das Schiff am Ziele seiner Fahrt an. Noch einmal geht der Yang-tse-kiang riesig in die Breite. Es ist wie ein Meerbusen im Innern des Landes. Große Seeschiffe liegen auf dieser Rhede vor Anker: ein grauer japanischer Kreuzer, ein weißes englisches Kanonenboot und zwischen ihnen ein schwarzer russischer Oceandampfer mit zwei dicken Schornsteinen, der Theeladung für Odessa einnimmt. Hankau, die Thee-Metropole, streckt sich lang am Ufer hin. Aus grünen Baumwipfeln wachsen die schwarzen Schieferdächer der europäischen Häuser heraus. Einige Fabrikschornsteine sind dazwischen aufgepflanzt. An der einen Seite der Stadt wölbt sich ein Hügel, der auf seinem kahlen Rücken einen chinesischen Tempel trägt. Das Alles sieht freundlich und überraschend groß aus. Weit drüben auf der andern Stromseite ist das Hügelland mit dunkeln Häuser-Punkten bedeckt. Das ist Wu-tschang, wo Tschang-tschi-tung, China's berühmtester Vizekönig, residirt. Die Stadtmauer von Wu-tschang

ist wie ein dunkler Kamm auf die grünen Hügel aufgesteckt. Hoch über den chinesischen Häusern qualmt der Schlot der vizeköniglichen Baumwoll-Spinnerei. Auf die weite Landschaft fällt blendend das Mittagslicht, und die Sonne sengt herunter, als wolle sie den Yang-tse-kiang zum Sieden bringen.

Druck von Aug. Weisbrod, Frankfurt a. M.



GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00071 5926